A. Aus der Erzählung die Freundliche.

Theone

Ein Geſchenk

Für gute Töchter.

Zur Weckung und Veredlung ihres ſittlichen und religiöſen Gefühls

von

Jakob Glatz.

Erſter Band.

Ein Seitenſtück

Zur Iduna einem moraliſchen Unterhaltungsbuche für die Weiblichen Jugend.

Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theone

Ein Geschenk für gute Töchter.

Von

Jacob Glatz.

Erster Theil.

Vorrede.

Vor zwei Jahren gab ich, in der Absicht, der weiblichen Jugend zu nützen, eine Schrift heraus, die unter dem Titel: „Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend“ bei Fr. Wilmans in Frankfurt am Main erschien, und mit einem später herausgekommenen Romane: Iduna von Werder, nicht verwechselt werden darf. Mit Wohlgefallen hatte ich an jener Schrift gearbeitet, und dabei nichts mehr gewünscht, als daß ich meine Absicht, zu unterhalten, zu belehren und zu veredlen, nicht ganz verfehlen möchte. Soll ich den

vortheilhaften Recensionen, die von dem Buche in mehreren bedeutenden Journalen erschienen sind, und den von vielen Seiten her erhaltenen Versicherungen von der Brauchbarkeit meiner Iduna für weibliche Veredlung, trauen, so habe ich den Zweck, den ich bei der Herausgabe derselben gefaßt hatte, nicht ganz verfehlt. Ich sage dies darum, theils um auf die gedachte Schrift, als eine Vorläuferinn der gegenwärtigen, diejenigen aufmerksam zu machen, die sie noch nicht kennen, theils um allen denen herzlich zu danken, die mich durch ihre günstigen Urtheile über dieselbe erfreut und aufgemuntert haben. Für einen Schriftsteller, der sich das Ziel gesetzt hat, zu nützen, und mit Besonnenheit und Freudigkeit der Seele sich diesem Ziele zu nähern sucht, ist gewiß

nichts lohnender als der Beifall vernünftiger Leser, nichts schmerzhafter und kränkender, als wenn ein leichtsinniger Beurtheiler ihn in die Classe der Lohnscribenten setzt, und das, was er mit Nachdenken und heiterm Sinne planmäßig schrieb, dem Publikum auf eine klägliche Art bekannt macht. In unsern Tagen, wo eine Schrift die andere drängt, und das Gute mit dem Schlechten in der papiernen Sündfluth untergeht, lohnt es sich ohnedies kaum der Mühe, als Schriftsteller aufzutreten und nach einem Namen zu ringen. Sind nicht Männer, die noch vor einem Jahrzehend gepriesene Namen waren, jetzt beinahe ganz vergessen? Es ist fast Thorheit, in solch' einem Zeitalter nach einer dauernden rühmlichen litterarischen Auszeichnung zu streben. Aber den

freundschaftlichen Händedruck derer, die es mit ihrem Geschlechte wohlwollen, und derer, denen wir unmittelbar oder mittelbar genützt haben, den wollen wir mit Dank annehmen, und uns freuen, daß uns doch mancher Brave kennt und versteht.

Von mehrern Seiten hat man mich aufgefordert, die Iduna fortzusetzen. Ich wünsche, daß man gegenwärtige Schrift als eine solche Fortsetzung ansehe. So wie jene besonders auf sittliche Bildung hinarbeitet, so soll diese, wie schon der Titel andeutet, vorzüglich auf das religiöse Gefühl der Leserinnen wirken. Moralität und Religiosität sind übrigens so innig miteinander verbunden, daß man sie vielleicht nur in der Speculation trennen kann, und ich habe daher in dieser Schrift auf

Verbreitung beider Rückſicht genommen. Die Erzählungen, welche die Theone enthält, ſind übrigens weniger auf die Phantaſie der Leſerinnen berechnet als die der Iduna, weil ich mir die Leſerinnen derſelben geſetzter und zu ernſtern Reflexionen aufgelegter dachte. Das iſt auch der Grund, warum ich keinen Anſtand nahm, zwei Reden mit abdrucken zu laſſen, die von mir in Beziehung auf die Jugend gehalten worden ſind. Zwei von den kürzern Erzählungen waren bereits gedruckt, aber in einer Zeitſchrift, die wenig ins Publikum gekommen iſt, und deren wiederholter Abdruck daher gerechtfertigt werden kann. Schenkt mir der Himmel fernerhin Geſundheit, heitern Sinn und einige Muße, ſo werde ich noch für das ganz zarte Alter der weiblichen

Jugend eine Anzahl leichter Erzählungen ausarbeiten, und diese Schrift als Vorläuferinn zur Iduna und Theone betrachten, so, daß diese drei Bücher ein Ganzes bilden werden. Da ich vom Druckorte entfernt lebe, und die Correctur nicht selbst besorgen kann, so bitte ich, orthographische und andere Fehler, die sich etwa einschleichen dürften, nicht auf meine Rechnung zu schreiben. In Rücksicht der Orthographie halte ich mich streng an Adelung.

Möchte man die Theone mit Güte und Schonung aufnehmen, und von ihr sagen, daß sie sich dazu eigne, das zu leisten, was der Titel verspricht.

Wien im Juni 1805.

Jacob Glatz.

I.

Die Blattern.

Amalie war die Tochter der Gräfinn Hohenburg, die mit einem ausgebildeten Verstande einen feinen Geschmack und das edelste Herz verband. Ueber alles theuer war ihr Amalie; um so mehr bedauerte sie es, daß sie für ihre Erziehung nicht mehr Sorge tragen konnte. Die vielfachen Verbindungen, in welchen das gräfliche Haus stand, machten es nothwendig, daß viele

zeitraubende Besuche gegeben und angenommen wurden, daß man zu großen Gastmählern eingeladen, und dadurch gezwungen ward, Höflichkeit mit Höflichkeit, Gastfreundschaft mit Gastfreundschaft zu erwiedern.

Amalie wurde zwar durch ihre Mutter, welche die Nachtheile kannte, die daraus entspringen, wenn Kinder schon frühzeitig an den Gesellschaften der Erwachsenen Theil nehmen, von dieser Theilnahme entfernt, und der Leitung einer gebildeten Gouvernante übergeben; allein diese ersetzte die Stelle der Mutter nicht, und Amalie verlor dadurch, daß sie nicht von der letztern allein erzogen wurde, ungemein viel.

Die Gräfinn von Hohenburg lebte in der Residenzstadt eines deutschen Fürsten, der zwei Töchter hatte, Mathilde und Therese. Die Gräfinn besuchte oft den

Hof, und Amalie war fast täglich bei den Prinzessinnen, von denen Mathilde einen guten Verstand mit vieler weiblichen Sanftmuth verband. Böse Blattern hatten ihr Gesicht etwas entstellt, und wenn sie gleich nicht häßlich war, so konnte man sie doch auch nicht schön nennen. Dafür war ihre Seele, ihr Herz um so schöner und liebenswürdiger. Therese hatte ein feines, glattes Gesicht, schöne blaue Augen, einen rosigen Mund, und galt für das reizendste Mädchen im ganzen Lande. Dies fühlte sie, und bildete sich nicht wenig darauf ein. Ihre Eitelkeit bekam oft Nahrung, und erreichte nach und nach den höchsten Grad.

Amalie war auch schön, und wenn man sie in Gesellschaft der Prinzessinn Therese sah, so war es schwer zu entscheiden, welcher von beiden man den Vorzug geben sollte. Ihr Temperament war hei-

ter, munter und lebhaft. Alles erschien ihr von der freundlichsten, lachendsten Seite, und ihre Gouvernante suchte diese Stimmung der Seele auf alle mögliche Weise zu unterhalten.

Mathildens ernsthafteres, sanftes Wesen gefiel Amalien nicht; sie befand sich daher lieber in der Gesellschaft der lustigen Prinzessinn Therese, und hielt sich fast ganz an sie. Mathilden schmerzte dieses sehr. Sie suchte Amalien, die von ihr auf das herzlichste geliebt wurde, für sich zu gewinnen, erreichte aber ihren Zweck nicht. Amalie hielt sich immer etwas entfernt von ihr, und schmiegte sich nur an die Prinzessinn Therese mit aller Anhänglichkeit und Liebe.

Der Gräfinn Hohenburg entging dies alles nicht. Sie machte Amalien aufmerksam, wie viele Vorzüge Mathilde in sich vereinige, wie sie sich durch ihre Bescheis

denheit, ihre Kenntniſſe, ihren Eifer, ſich innerlich auszubilden, ihre Gutmüthigkeit und Sanftheit auszeichne, wie ſehr ſie daher verdiene, geliebt zu werden.

Doch die Worte der Gräfinn blieben ohne die gewünſchte Wirkung. Mathilde iſt mir zu ernſthaft, ſprach Amalie, und ich liebe nur freundliche, frohe Menſchen. Den heitern Himmel hat man immer lieber als den bewölkten.

Amaliens häufiger Umgang mit der Prinzeſſinn Thereſe hatte nicht den vortheilhafteſten Einfluß auf ihr Herz. Thereſe, der von allen Seiten geſchmeichelt, und die nur immer die liebenswürdige, ſchöne, reitzende Prinzeß genannt wurde, verlor allmählich jene Beſcheidenheit, die dem weiblichen Herzen zur größten Zierde dient. Sie fing an, ſtolz auf diejenigen herabzuſehen, mit denen ſie ſonſt freundlich und liebreich umgegangen

war. An allem, was ein ernſthaftes Nachdenken erforderte, fand ſie keinen Gefallen. Sie ſpottete der Lehrgegenſtände, die etwas trocken waren, und Anſtrengung des Geiſtes erforderten. Jede Mühe, jede Aufopferung ſcheute ſie. Leicht ſollte ihr alles ſeyn, freundlich alles erſcheinen, was ſich ihr annähern wollte, und da die erſtern Wiſſenſchaften Anſtrengung der Seele verlangen, und das Faſſen derſelben ſchwerer iſt, als an der Toilette zu ſitzen, einen Blumenſtrauß zu winden, und einen Engliſchen zu tanzen, ſo waren ſie auch Thereſen zuwider, und ſie machte faſt keine Fortſchritte darin. Ihre Lehrer befanden ſich dabei in der unangenehmſten Lage. Sie wollten ihr keine Vorwürfe machen, und ihre Aeltern davon nicht benachrichtigen. So kam es, daß Thereſe in ihrer innern Bildung ſehr zurück blieb,

während Mathilde in derselben mit jedem Tage zunahm.

Amalie wurde durch Therese irre geführt. Auch sie fand bald einen großen Gefallen an den Schmeicheleien, mit denen sie überhäuft wurde, und an den Lobsprüchen, die man ihrer Schönheit ertheilte. Ihre Eitelkeit wuchs mit jedem Tage, und mit ihr eine große Flatterhaftigkeit und Flüchtigkeit. Nur an Tändeleien fand sie Geschmack, alles Ernste, alles, was Anstrengung verlangte, war auch ihr zuwider. Ueber das Trockne der meisten Wissenschaften spottete sie, und wollte davon nichts wissen. So was gehört für bestaubte Gelehrte, sprach sie oft, nicht für das weibliche Geschlecht. Ich wäre nicht klug, mich damit zu martern.

Die Gouvernante bemerkte mit Betrübniß der Seele die Verirrungen Amaliens. Sie suchte sie auf bessere Wege zu leiten,

und machte ihr sanfte Vorstellungen. Allein Amalie war bereits so sehr verdorben, daß sie die Erinnerungen ihrer Gouvernante mit Trotz und Murren erwiederte. Ja sie ging noch weiter. Sie beklagte sich bei der Prinzessinn Therese über die Gouvernante, und machte sich mit ihr über dieselbe lustig.

Die Gräfinn von Hohenburg erfuhr zwar dieses nicht, aber sie bemerkte doch auch den überhandnehmenden Leichtsinn, die steigende Flatterhaftigkeit und Eitelkeit ihrer Tochter, die ihr so sehr am Herzen lag. Was eine Mutter in ihrer Lage thun konnte, that sie, um Amalien auf bessere Wege zu leiten. Allein sie genoß die Freude nicht, zu sehen, daß die Tochter ihren Winken und Aufforderungen folgte. Sie bekam vielmehr oft Veranlassung, über sie Thränen der Betrübniß zu vergießen.

Wie konnte Amalie gerettet werden, aus der Gefahr innerer Werthloſigkeit, der ſie im höchſten Grade ausgeſetzt war, wenn ſie auf dem Pfade fortwandelte den ſie mit ſo vielem Vergnügen betreten hatte? Wenn Mutterſorgen, Mutterthränen bisher wenig oder nichts bewirkt hatten, ſo hätte man denken ſollen daß nichts im Stande ſeyn würde dem Uebel zu ſteuern. Aber die Vorſehung wußte da Rath wo Menſchen nicht mehr helfen konnten. Ein wohlthätiges Unglück rettete ſie.

Amalie hatte noch nicht die Blattern gehabt. In ihrem vierzehnten Jahre bekam ſie dieſelben. Sie waren bösartig und verurſachten Amalien viele und anhaltende Leiden. Nichts iſt unſtreitig wohlthätiger für die Menſchheit, als Widerwärtigkeiten und Leiden. Durch ſie wird man in ſich getrieben, auf ſich aufmerkſam gemacht,

und zu guten Entschlüssen ermuntert. Dies war auch bei Amalien der Fall. Sie verlor in ihrer Krankheit ihren Leichtsinn und ihre übertriebene Lebhaftigkeit ganz. Sah sie, wie zärtlich ihre Mutter und die Gouvernante für sie besorgt waren, wie sie fast nie von ihrem Bette kamen, wie sorgfältig sie sie pflegten, trösteten und zur Geduld ermunterten, wie sie alles versuchten, ihr die Schmerzen zu lindern, und sie vor Langeweile zu bewahren: so wurde sie im Innersten gerührt über diese große Sorgfalt und Liebe, und fühlte sich beschämt, daß sie sonst ihrer Mutter und der Gouvernante so wenig Freude gemacht habe. Ihr Herz wurde biegsamer, sanfter und besser.

Mehrere Wochen lang durfte Amalie das Bett nicht verlassen. Die Blattern zerstörten ihre Schönheit merklich. Auf dem Gesichte ließen sie Narben zurück, und Amalie

ſah nicht einmahl zur Hälfte ſo hübſch mehr aus als ehemahls.

Die Gräfinn von Hohenburg empfand eine große Betrübniß darüber, daß Amalie um ihre Schönheit gekommen ſey, und beklagte ſich deßhalb bei dem Hofprediger, einem einſichtsvollen, würdigen Manne. Dieſer tröſtete ſie unter andern auch mit den Worten: Er, der unſre Schickſale leitet, hat auch dann ſeine guten Abſichten mit uns, wenn er uns Leiden zuſchickt, und manches nimmt, was uns ſonſt Freude gewährte. Er hat Amalien leiden und ihre Schönheit durch die Blattern vermindert werden laſſen. Sicher hat ſie dabei gewonnen. Aeußere Reize führen den, der ſie beſitzt, leicht irre, machen ihn eitel, flüchtig, ſtolz u. ſ. w. Verluſt derſelben rettet ſein Herz, ſeine Tugend.

Die Gräfinn verstand den würdigen Religionslehrer; es drängte sich zwar eine Thräne in ihr Auge, aber sie trocknete sie, und sah mit Blicken voll Tröstung und frommen Sinnes gen Himmel.

Amalie litt noch eine Zeitlang an den Augen. Man war um ihr Gesicht besorgt. Sie zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie blind werden könne. Ihr Herz fand jetzt nur in dem Hinblicke nach Gott, und in dem Vertrauen auf ihn, Trost und Beruhigung. Ihr ganzes Innere erlitt eine vortheilhafte Veränderung; sie wurde das Gegentheil von dem, was sie sonst gewesen war.

Endlich wurde Amalie gesund; ihr Augenweh, und die Gefahren, die ihrem Gesichte gedroht hatten, verschwanden ganz. Die Prinzessinnen freuten sich darüber; am meisten nahm die gute Mathilde Antheil an

ihrer Wiedergeneſung; einigemahle hatte ſie Amalien in ihrer Krankheit beſucht; Thereſe war ausgeblieben, weil ſie ſich, wie ſie ſelbſt ſagte, ſcheute, einen mit Blattern bedeckten Menſchen zu ſehen. Jetzt, da ſie ſah, daß Amalie ihr ſchönes Geſicht verloren, und Narben davon getragen habe, zog ſie ſich von ihr immer mehr zurück, und dieſe ſchloß ſich nunmehr an Mathilde an; beide wurden die vertrauteſten Freundinnen, und übten ſich in allem Guten.

Amalie wurde das beſte, edelſte Mädchen, was ſie ſchwerlich geworden wäre, wenn nicht Leiden und der Verluſt ihrer Schönheit ſie niedergebeugt hätten. So weiß der, der alles leitet, auch das, was uns böſe und traurig ſcheint, zu unſerm Beſten und zum Beſten des Guten zu lenken. Die Gräfinn von Hohenburg fand ſich durch die Herzensgüte ihrer Tochter für das, was

diese verloren hatte, hinlänglich entschädigt, und dachte an die Worte des Hofpredigers.

Die Prinzessinn Therese heurathete einen der kleinern Fürsten Deutschlands, und fand an seinem Hofe viele Anbeter, von denen sie mit süßen Schmeicheleien überhäuft wurde. Ihre Prachtliebe war groß, und der Aufwand, den sie machte, drückend für das Land, welches ihr daher auch nicht zugethan war. In einer Krankheit verlor sie vieles von ihrer Schönheit, und dadurch auch viele von ihren Anbetern. Ihr fürstlicher Gemahl, dem ihr Prachtaufwand am Ende auch lästig wurde, und den sie weder durch Bildung des Verstandes, noch durch Güte des Charakters für sich zu gewinnen wußte, wurde ihrer am Ende überdrüßig; sie wollte ihn durch ein gleichgültiges und schmollendes Benehmen bestrafen, erbitterte ihn aber dadurch so sehr gegen sich, daß er sie mit der größ-

ten Kälte und am Ende mit Verachtung behandelte. Von nun an war ihr ganzes Glück dahin. Jedermann am Hofe wußte, daß die Fürstinn von ihrem Gemahl gehaßt werde, und vermied ihren Umgang; sie sah sich bald fast ganz verlassen, und wollte darüber verzweifeln. Sie hatte noch nicht das dreißigste Jahr erreicht, als sie ihr Leben endigte. Nicht ohne Grund vermuthete ihr Arzt, daß ein heimlicher Gram zu ihrem Tode das meiste beigetragen habe. Der Fürst fühlte ihren Verlust nicht, und das Land weinte keine Thräne um sie.

Amalie heurathete einen liebenswürdigen Grafen, der sich durch Kenntniſſe und einen festen, soliden Charakter ihre Achtung und Liebe erworben hatte. Er machte sie, sie ihn glücklich. Sie lebten ein frohes, schönes Leben.

Fast zu gleicher Zeit, als Amalie, feierte auch die Prinzessinn Mathilde ihr Vermählungsfest. Sie wurde in dem Lande, das ihr Gemahl regierte, bald verehrt und fast angebetet; denn sie verbreitete Frohsinn und Wohlseyn um sich. Bei ihr galt im vollen Sinne der Worte, was der Dichter Gleim sagt: Man zieht gemeiniglich doch eine schöne Seele dem schönsten Körper vor.

II.

Die Freundliche.

Ein herziges, liebes Mädchen war Emilie. Gleich einer frischen, freundlichen Blume stand sie da im Garten Gottes, und verbreitete um sich Wohlseyn und Freude. Wer sie sah, ließ gerne seinen Blick auf ihrem heiteren Gesichte ruhen; wer sie sprach, vernahm mit Wohlgefallen den reinen, einschmeichelnden Klang ihrer Stimme; wer mit ihr umging, genoß der Freuden viele. In Emiliens Gesellschaft wurde es auch dem gedrückten Herzen leicht, fühlte man sich zufrieden und froh, erheiterte sich auch der traurigste Sinn. Nie sah man sie düstern,

nie mürrisch. Immer glänzte in ihrem Auge Ruhe und freudiges Gefühl. Allgemein nannte man sie deshalb die Freundliche.

Eine vertraute Freundinn von Emilie war Henriette, ein gutes, redliches Geschöpf. Aber ernst war ihr Wesen, still und gesetzt ihr Benehmen, oft bis zur Melancholie traurig ihr Herz. Jeder Unfall konnte sie im Innersten erschüttern, jede Kränkung sie auf lange Zeit mit Mißmuth und Kummer erfüllen. Oft kam sie zu Emilien mit weinenden Augen, fiel an ihre Brust, und klagte ihr mit Thränen ihre innern Leiden.

Mit niemanden ging Emilie, die Freundliche, lieber um, als mit Henrietten, niemand war ihr willkommener als sie, niemanden vertraute sie die Angelegenheiten ihres Herzens mit mehr Unbesorgtheit als ihr. Sie war von der treflichen Denkungsart ih-

rer Freundinn wie von ihrem eigenen Daſeyn überzeugt. Ein gleiches Zutrauen hatte Henriette zu Emilien.

Nie ging Henriette ohne Troſt und Erheiterung von ihrer geliebten Freundinn. Sie mochte noch ſo traurig ſeyn, ſo bald ſie an Emiliens Herzen lag, und von ihr Worte der Tröſtung vernahm, wurde ihr Gemüth leichter, es ſchien, als ſchwände eine Centnerlaſt von ihrer Seele, als erhielte Welt und Leben für ſie eine andere Geſtalt. Sie durfte Emilien nur anſehen, ſo fühlte ſie ſich ſchon beruhigt und erheitert.

Einſt befand ſich Emilie in einer groſſen Geſellſchaft von Mädchen. Der Himmel umzog ſich mit Wolken. Blitze durchkreuzten die Luft, und der Donner wurde immer ſtärker und ſtärker. Schlag folgte auf Schlag. Das Haus, in welchem die Mädchen verſammelt waren, wurde erſchüttert. Mit je-

dem Augenblicke befürchtete man, der Blitz werde herabfahren, alle tödten, und das Gebäude anzünden. Alle zitterten; mehrere liefen zum Bette, und steckten ihren Kopf unter die Bettdecken, um nur das Blitzen nicht zu sehen, und den Donner nicht zu hören; einige jammerten laut, und geberdeten sich kindisch. Die einzige Emilie benahm sich vernünftig. Sie verlor ihre Fassung nicht, nahm einen Stuhl und setzte sich mitten im Zimmer nieder. Freundlich blickte sie um sich, und ermunterte die Andern, nicht so ängstlich zu thun. Mit Engelsheiterkeit sah sie dem furchtbarerhabenen Schauspiele der Natur zu.

Wie könnte ich nur so gleichgültig bleiben, sprach eins von den Mädchen zu Emilien. Ich bin nicht gleichgültig, sprach diese, ich nehme an der prächtigen Naturscene herzlichen Antheil. Das nennst du präch-

tig? sprach eine Andere; schrecklich wolltest du wohl sagen; sieh, wir fürchten uns alle, du allein scheinst nichts zu fühlen.

Ich fühle mich zu Gott erhoben, der auch bei furchtbaren Naturereignissen sich als ein Gott der Liebe und Güte ankündigt, und unser aller Vater ist, versetzte Emilie. Befindet sich ein Kind nicht wohl, wenn es sich an der Seite des Vaters weiß?

Kaum hatte Emilie ausgeredet, als der Himmel ganz erleuchtet wurde, und fast in demselben Augenblicke ein heftiger Donnerschlag erfolgte. Alle Mädchen wurden bestäubt, Emilie blieb gefaßt und freundlich. Bald hörte man in der Gasse einen lauten Lärm. Feuer! Feuer! ertönte es. Die Sturmglocke läutete, und die Trommeln der Garnison, welche in der Stadt lag, wirbelten.

Die Mädchen liefen durcheinander und jammerten. Emilie hatte zu trösten. Was hilft euch eure Angst und euer Geschrei? Dadurch werdet ihr das Feuer nicht löschen, sprach sie. Aber ihre Worte blieben ohne Wirkung.

Man erkundigte sich, wo es brenne? In Herrn Woltmars Hause hat es eingeschlagen! rief ein Mann, der bei dem Hause, wo die Mädchen versammelt waren, vorbei lief.

Als Emilie diese Worte hörte, fuhr sie einen Augenblick zusammen. Denn Woltmar hieß ihr Vater. In dessen Hause brannte es. Indeß faßte sich Emilie bald wieder. Unwillkührlich hatten sich ihre Hände gefaltet. Sie blickte gen Himmel. Eine Thräne glänzte in ihrem hellen, blauen Auge. Ein still heiterer Geist verbreitete sich über ihr Angesicht. Freundlich sah sie wie-

der um sich, und sagte: Man wird wohl das Feuer löschen; unsere Feueranstalten sind ja gut.

Was Emilie hoffte, traf ein. Das Feuer wurde gelöscht. Blos eine einzige Kammer in dem Hause ihres Vaters brannte aus. Doch gerade in dieser Kammer stand der Schrank, in welchem sich Emiliens Kleider mit allem befanden, was sie besaß. Er wurde ein Raub der Flammen, und Emilie kam um all ihr Eigenthum. Als sie dies vernahm, wurde sie auf einige Augenblicke betroffen. Henriette, die Freundinn ihres Herzens, eilte herbei, und tröstete sie. Liebes Jettchen, sprach Emilie, ich bin schon getröstet. Ich denke bei meinem Verlust, was Hiob dachte: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet. Und bei diesen Worten machte Emilie ein so frommheiteres, freund-

liches Gesicht, als wäre ihr eben das Angenehmste begegnet.

Um Emiliens Hand warb ein trefflicher Mann; er vereinigte Güte des Herzens mit ungemeiner Bildung des Verstandes. Emilie wurde seine Gattin, oder — was eben so viel sagt — sie wurde das Glück seines Lebens. Es waren heitere, frohe, freundliche Tage, die Beide miteinander lebten. Wölkte sich auch bisweilen der Himmel ihres Lebens, so zerstreute die Sonne Emilie sogleich die Wolke und erleuchtete mit ihrer Freundlichkeit den häuslichen Kreis, den sie um sich geschaffen hatte.

Emilie wurde Mutter. Der Himmel schenkte ihr eine liebe, holde Tochter. Gib ihr einen Namen, Mutter! sprach ihr Mann zu ihr. Sie ist so freundlich, so hold wie du, meine Emilie; soll sie auch so heißen wie du?

Lieber Mann, verſetzte Emilie, ſie erhalte einen andern Namen. Ich kenne ein freundliches, liebes Weibchen — du kennſt es auch — nahe an den nördlichen Alpen — ich darf ſie dir nicht näher bezeichnen; unſer Kind heiße wie ſie — es heiße Hannchen.

Hannchen ward das Kind getauft, und es wurde ein liebes, freundliches Hannchen, ſo freundlich wie das gute Hannchen an den Alpen, und ſo freundlich und gut wie die Mutter.

Welch' ein Leben begann jetzt für Emilien! Die Erziehung ihrer Tochter gewährte ihr die reinſten Freuden. Mit gewiſſenhafter Treue beſchäftigte ſie ſich mit derſelben. So wie ſich eine neue Kraft bei dem Kinde entwickelte, freute ſie ſich mit kindlichem Herzen darüber, und machte ihren Mann darauf aufmerkſam. Hannchen hatte

bereits das Zahnen überſtanden, es fing an, zu gehen und zu ſprechen. Tauſend Freuden empfanden die Aeltern darüber.

Doch gerade in dieſem ſchönen Alter, wo Kinder am liebenswürdigſten ſind, und frohe Hoffnungen wecken, wurde Hannchen von einem Fieber überfallen und ſtarb.

Emilie, die ihr Kind ſo innig, ſo unausſprechlich geliebt hatte, empfand ihren Verluſt tief. Sie warf ſich über die theure Leiche hin, und vergoß die bitterſten Thränen; aber bald heiterten ſich Auge und Herz der frommen Mutter auf. Eine ſtille, fromme Anmuth lag auf ihrem Angeſichte, und für immer ſchien der Schmerz aus ihrer Bruſt verſchwunden.

Ich bewundere dich, ſprach Henriette zu ihr; dein Kind war dir ſo lieb und theuer; es iſt kaum vier und zwanzig Stun-

den todt, und ſchon biſt du wieder ruhig, und, wie es ſcheint, ſogar heiter.

Liebe Henriette, verſetzte Emilie mit einer Thräne im Auge, indem ſie die Freundinn an ihre Bruſt zog, der Tod meines Kindes hat mir eine tiefe Wunde geſchlagen. Aber wenn ich daran denke, daß der, der es mir einſt ſchenkte, mir es auch wieder genommen hat, ſo kommt es mir nicht recht vor, wenn ich mich lange darüber grämen ſollte. Wer wahres Vertrauen zu Gott hat, kann ſich unmöglich einer langen Traurigkeit hingeben; er fügt ſich vielmehr mit frommem Sinn in alles, was ſeine Vaterhand herbeiführt.

Gutes, treffliches, wahrhaft frommes Weib! rief Henriette aus, o gäbe es ſolcher Gläubigen viele, dann müßte die Erde zum Himmel werden!

O Henriette, versetzte Emilie, woher hätte ich meinen heitern Sinn, wenn ich nicht oft auf den hinblickte, der unser aller Vater ist. Ihr nennt mich die Freundliche. Wie sollte ich nicht freundlich seyn! Ich denke in Glück und Unglück an Gott, und fühle mich dabei innerlich so froh und gestärkt, daß ich auch äusserlich nicht anders als freundlich seyn kann.

Emilie bekam späterhin mehrere Kinder. Sie wurden ihr ähnlich. Ihr Leben konnte man mit Recht einen immerwährenden blühenden Frühling nennen. Als ihre letzte Stunde schlug, blickte sie freundlich nach ihrem Manne, nach ihren Kindern, nach dem Himmel, und verschied.

III.

Das Denkmal.

Julie war die einzige Tochter rechtschafsener Aeltern. Ihre Mutter, Sophie von Wallstein, zeichnete sich durch die Bildung ihres Geistes vor allen Frauen der umliegenden Gegend vortheilhaft aus. Die geistreichsten Männer suchten ihre Gesellschaft, und fanden in ihrem Umgange Nahrung für den Geist und jene süße, reizende Freude, die der Umgang mit gebildeten Frauen von hellem Verstande und veredeltem Geschmacke Männern von feinerem Gefühle und edlerer Denkungsart zu gewähren pflegt.

Noch mächtiger als auf den Geist wirkte Sophie von Wallstein auf fühlende, bessere Herzen, durch ihr Herz, durch ihre reine, einnehmende Weiblichkeit. Bewundert, gepriesen, fast angebetet und vergöttert, blieb Sophie von Wallstein sich doch immer gleich in ihrem weiblich bescheidenen Wesen, in ihrer frommen, aufrichtigen Demuth.

Männer von tiefer Menschenkenntniß konnten sich diesen Zug in ihrem Charakter nicht erklären, und wurden zur Bewunderung einer so reinen, sich gleichbleibenden Bescheidenheit hingerissen. Sie wußten nicht, daß Sophie ein treffliches Mittel anwende, sich im Guten zu erhalten, und über die Lokkungen der Sünde stets den Sieg davon zu tragen. Sie war eine stille, aufrichtige Verehrerinn der Religion und des Gebetes. Nie verging ein Abend, an welchem sie

nicht, ungesehen von menschlichen Augen, auf ihre Knies gesunken, und ihrem Vater über dem Sternenzelte ihre Gedanken, Empfindungen und Wünsche vorgetragen hätte. Nie erwachte sie zu einem neuen Tage, ohne in einer einsamen, verschlossenen Kammer auf den Knieen zu ihrem Schöpfer um Kraft, Weisheit und Tugend zu flehen, und ihr Herz vor dem auszuschütten, den sie als das weiseste, gütigste und heiligste Wesen mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit verehrte. Nie wandelte sie im Geheimen eine leise Neigung an, von dem Wege des Rechts, der Demuth und Frömmigkeit abzuweichen, ohne daß sie zu dem, der auch die geheimsten Regungen unserer Brust kennt, ihre Zuflucht genommen, und ihn mit Andacht um seinen guten Geist, um Beistand und Schutz gebeten hätte. Traf sie ein Leiden, so näherte sie sich mit ihrem Herzen

der Gottheit, und ermunterte sich betend zu einer frommen Ergebung in den Willen ihres himmlischen Vaters. Ward ihr eine reinere Freude zu Theil, so unterließ sie nie, dem zu danken, von dem alles Gute kommt.

So kam es, daß Sophie von Wallstein in ihren Tugenden sich immer gleich blieb, stets einen zufriedenen, heitern Sinn besaß, die Grenzen der Bescheidenheit und frommer, weiblicher Demuth nie überschritt, den Lockungen und Verführungen der Welt nicht unterlag, in den Tagen der Freude das Gute, das ihr zu Theil wurde, mit Mäßigung genoß, in den Tagen der Prüfung und der Widerwärtigkeiten ihren Muth nie verlor, und gleich einem Engel in menschlicher Gestalt, Freude um sich verbreitend, durch dieses Pilgerleben wallte.

Solch' eine Mutter hatte Julie. Wie nur immer ein edles mütterliches Herz ein

Kind lieben kann, liebte Sophie von Wallstein ihre Tochter. Viel versprach Julie. Die Natur hatte ihr die schönsten geistigen Anlagen geschenkt, und ihr junges, zartes Herz war voll Liebe und Güte, empfänglich für alles Schöne, Edle und Große.

Gleichgültig blieb Sophie bei den Schmeicheleien, die sie von allen Seiten bald über ihren Verstand, bald über ihr Herz hören mußte. Ihr schmeichelten nur zwei Dinge: die Liebe und das Vertrauen ihres Mannes, und der Umstand, daß sie Juliens Mutter war.

Ach, die glückliche Julie! geleitet von einer solchen Mutter, was hätte aus ihr werden können, werden müssen, wenn nicht der, der über Leben und Tod gebietet, die Beste aller Mütter, aus weisen, unerforschlichen Absichten, von dieser Erde abzurufen beschlossen hätte.

Sophiens Gesundheitsumstände waren nicht die besten. Sie litt innerlich so oft, daß ihr Körper nach und nach ungemein geschwächt wurde, und ein frühes Dahinwelken eine baldige gänzliche Auflösung befürchten ließ.

Sophie von Wallstein fühlte es mit jedem Tage mehr, daß sie sich mit schnellem Schritte ihrem Lebensziele nahe. Der Gedanke, von dieser Welt abtreten zu müssen, ohne Juliens Erziehung vollendet und ihr Glück gegründet zu haben, erschütterte einigemahle ihr zartes, tieffühlendes Herz. Aber gleich einem Engel des Trostes trat ihr Glaube vor sie hin: daß Gott der Vater verlassener Waisen sey, und daß er auch für Juliens Bestes huldreich sorgen werde.

Aber benutzen wollte die redliche Mutter die Tage, die sie noch zu leben hatte, ihrer Tochter alles zu werden, was sie ihr

noch seyn konnte. Sie beschäftigte sich fast nur mit Julien, und senkte die besten Lehren in ihre Seele. Gewohnt, täglich reine, frische Luft zu athmen, ging sie mit ihr alle Tage in dem nahen Garten spazieren, und ergoß gegen sie sehr oft ihr mütterliches Herz, daß Julie darüber bisweilen in Thränen der frömmsten Rührung zerfloß.

Im Hintergrunde des Gartens lehnte sich eine felsige Wand an, dicht mit schönen Bäumen bewachsen. In tausendfältigen Krümmungen rieselten kleine, murmelnde Bäche herab, die sich in einem Bassin versammelten, das mit Gesträuche dicht umwachsen war. Dicht neben diesem Bassin befand sich eine Gruppe hoher, breitblätteriger Linden. Ein stilles, heiliges Dunkel beschattete diesen Platz. Sophie von Wallstein wählte ihn oft zum Orte ihres stillen Nachdenkens.

Hier erhob ſich ihr Geiſt öfters über das Irdiſche zum Himmliſchen und Göttlichen; hier ging ſie nicht ſelten tief in ihr Inneres zurück, dachte an ihre Beſtimmung, an ihre Schwäche, an das, was ihr in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht noch mangelte, an Gott und Unſterblichkeit; hier faßte ſie edle Vorſätze, ſtärkte ſich im Guten, und tröſtete ſich, als eine edle, fromme Chriſtinn, bei manchen Widerwärtigkeiten und Leiden des Lebens.

Dieſen Platz beſuchte Sophie in ihrem kränklichen Zuſtande auch mit Julien. Das mütterliche Herz ergoß ſich hier oft auf die rührendſte Weiſe gegen die geliebte Tochter. Julie lag dann gewöhnlich an der Mutter Bruſt, und weinte Thränen der Dankbarkeit und banger Beſorgniß.

An einem milden Sommermorgen überfiel Sophieen an dieſem Platze eine tiefe

Ahndung ihres nahen Todes. Sie drückte die Tochter an ihr Herz. Julie! sagte ſie, bald bin ich nicht mehr bei dir. O meine geliebte, meine einzige Tochter! laß mich mit der ſüßen Hoffnung von dieſer Erde ſcheiden, daß du immer gut und edel bleiben werdeſt.

Julie weinte. Mutter, liebe, theure Mutter! ſchluchzte ſie, du ſtirbſt noch nicht, du bleibſt noch bei uns; ach, ich bedarf deines Rathes, deiner Leitung noch ſo ſehr! Wie unglücklich bin ich, wenn du ſtirbſt!

Julie! verſetzte die Mutter, was ich dir noch zu ſagen hatte, haſt du größtentheils ſchon von mir gehört. Ich ſage dir jetzt, wo meine letzte Stunde bald ſchlägt, noch das Wichtigſte. Laß nie ab von dem Glauben an Gott, vertraue ihm mit Liebe, und liebe ihn mit Vertrauen, und verliereſt du alles,

so verliere nur dich selbst und die Religion nicht; dann darfst du nicht verzweifeln. Geht es nach meinem Wunsche, so werde ich unter diesen Linden begraben. Besuche zuweilen die Stelle, auf der ich ruhe, und erinnere dich der Mutter, die dich unaussprechlich liebte, und der Lehren, die sie dir hier gegeben hat. Ist dein Herz, deine Tugend in Gefahr, so sey dieser, mir so theure Platz deine Zufluchtsstätte, die dir Kraft verleihe, den Lockungen der Welt und den Reizungen zum Bösen zu widerstehen.

Julie lag weinend an der Mutter Brust. Sprechen konnte sie nicht. Diese Stunde war für sie eine heilige Stunde. Noch nie bemerkte Gefühle regten sich in ihrem Innern. Tief gerührt verließ sie mit der geliebten Mutter den Garten.

Es währte nicht lange, so war Sophie von Wallstein nicht mehr. An ihrer entseelten Hülle stand der trauernde Gatte, die tiefgebeugte Tochter und mehrere Freunde, die an der Verstorbenen mit Liebe und Verehrung gehangen hatten. Julie wollte vergehen vor Schmerz, und die Trostgründe, die ihr der Vater vorhielt, blieben ohne Wirkung.

Arme aus den verschiedensten Klassen kamen herbei, umringten den Sarg, worin die Entschlummerte lag, und segneten sie durch laute Klagen und heiße Thränen. Und alle Umstehenden wurden ergriffen durch diese Klagen und diese Thränen. Alle fühlten es tief, daß so ein reines, wohlthätiges, gottgefälliges Leben, als Sophie von Wallstein gelebt hatte, das Schönste und Höchste sey, wornach der Mensch streben könne. Sie hatte Freude und Gutes um sich ver-

breitet, Friede und Einigkeit unter ihren Nebenmenschen zu unterhalten gesucht, Armen, die aus Mangel an Verdienst Noth litten, Arbeit verschafft und manche Erwerbsquellen geöffnet, Kranke erquickt, Unruhige und Bange getröstet, und dadurch aller Herzen für ewig an sich gefesselt.

Rührend war die Scene am Sarge. Mütter mit ihren Kindern umgaben ihn. Diese falteten die Hände, und sahen weinend bald nach der Verstorbenen, bald nach ihren Müttern, bald gen Himmel. Unsere größte Wohlthäterinn ist gestorben, sagten diese zu den Kleinen, und die Kinder jammerten laut.

Herr von Wallstein beschloß, den Wunsch, den seine verewigte Gattinn in Hinsicht des Begräbnißplatzes oft geäußert hatte, in Erfüllung zu bringen. Unter den Linden sollte ihre Hülle ruhen. Nach einigen Tagen

wurde sie in den Schooß der Erde gesenkt. Es geschah in der stillen Stunde der Mitternacht. Tausende von Menschen hatten sich versammelt, unter welchen keiner war, der nicht den tiefsten Antheil an Sophiens Tode genommen hätte.

Um die Leiche unter die Linden zu tragen, standen gegen zwanzig Träger in schwarzen Mänteln bereit. Doch kaum waren sie zehn Schritte mit derselben gegangen, als dreißig Adeliche aus der umliegenden Gegend hervortraten, und den Sarg übernahmen. Sie brachten ihn an das Grab. Heilige Stille ruhte auf der Natur; der Mond verbarg sich unter einem Gewölke; eine Reihe blaßlodernder Fackeln erhellte die düstere Nacht; zehn weißgekleidete Frauen umgaben den Sarg, und schmückten ihn mit Blumenkränzen. Auf das Haupt der Entschlummerten wurden einige Myrthenzweige gelegt. Zwölf Mädchen

ſtreuten Blumen ins Grab. Eine rührende Todtenmuſik von blaſenden Inſtrumenten erhöhte die Feyer dieſer Augenblicke. Klopſtocks Auferſtehungslied wurde geſungen, und Aller Thränen floſſen. Mit der herzlichſten Theilnahme ſtimmte der Kreis, der den Sarg umgab, in den Geſang ein:

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh;
Unſterblich' Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben.
Gelobt ſey Gott!

Wieder aufzublühn werd' ich geſät.
Der Herr der Erndte geht,
Und ſammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die ſtarben.
Gelobt ſey Gott!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!

Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann mir seyn.
Mit Jesu geh ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme!
Ihn schau ich dann.

Während des Gesanges wurde die Leiche in das Grab gesenkt und der mütterlichen Erde anvertraut. Thränen der Liebe und des Danks fielen ihr nach.

Julie weinte der geliebten Mutter lange nach. Gleich einem leitenden Engel schwebte ihr das Bild der Verewigten vor, und weckte in ihrer Brust Gefühle der Wehmuth, der Frömmigkeit und Tugend.

Herr von Wallstein ließ seiner beweinten Gattinn ein ehrendes Denkmal setzen. Es erhob sich auf ihrem Grabe, und bestand aus einigen übereinander gethürmten Felsstücken, zwischen welchen Rosen, Lilien und Nachtviolen blühten. Auch wurde daneben eine Thränenweide gepflanzt, welche mit ihren hängenden Zweigen einen Theil des Monuments bedeckte. An dem Fußgestelle desselben waren in einer Marmortafel die Worte eingegraben:

Hier ruhet
Von den Mühen und Leiden des Lebens
Eine treue Gattinn,

Eine zärtliche Mutter,
Eine redliche Freundinn,
Eine wahre Verehrerinn Jesu,
Sophie von Wallstein.

Einige Tage nach der Errichtung des schönen Denkmals fand man nach der Zeile: „Eine wahre Verehrerinn Jesu“ die Worte: „Eine Wohlthäterinn der Armuth; Eine Trösterinn der Leidenden“ eingegraben. Ihr edler Gatte wurde zu Thränen gerührt, als er diese Worte las, und darin einen deutlichen Beweis dankbarer Anhänglichkeit an die Verewigte von Seiten der Armuth entdeckte.

Es waren bereits einige Monate verflossen, daß Julie ihre geliebte Mutter verloren hatte. Der Schmerz über ihren Verlust löste sich nach und nach in stille Wehmuth und diese in eine milde Heiterkeit auf.

Julie fing an, von neuem aufzuleben, und an den Freuden der Welt Theil zu nehmen. Der Vater bemerkte dies nicht ohne Vergnügen, denn er hatte nicht ohne Grund befürchtet, Juliens Kummer über der Mutter Tod könnte nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit nach sich ziehen. Er war daher auch wohl zufrieden, daß Julie die Einladung einiger Mädchen zu einem gesellschaftlichen Vergnügen annahm.

Julie fand in dem Kreise dieser Mädchen viel Frohsinn, der ihr Anfangs widerstand, da ihr Herz noch immer zum Ernste gestimmt war, doch allmählich heiterte sich ihr Gemüth auf, sie nahm Theil an den Scherzen der Gesellschaft, und vermehrte sie durch die ihrigen.

Man lud Julien für den kommenden Sonntag wieder ein, an den Unterhaltungen dieses jugendlichen Kreises Theil zu neh-

men. Der Vater, der sie aufzuheitern wünschte, gab ihr die Erlaubniß, hinzugehen. Diesmal war Julie schon aufgeweckter als das erstemal. Sie gab sogar einige muntere Spiele an, durch welche die Gesellschaft angenehm unterhalten wurde, und stimmte von Herzen in ein Lied an die Freude mit ein.

Jeden Sonntag begab sich Julie in diese Gesellschaft. Leider befanden sich in derselben mehrere leichtsinnige Mädchen, die keine gute Erziehung genossen hatten, und, da es ihnen nicht an Geist und Witz fehlte, den andern leicht gefährlich werden konnten. Sie führten bisweilen thörichte, freie Reden; erzählten Geschichten, die in mancher Hinsicht anstößig waren; erlaubten sich Anspielungen und Scherze, die mit den Gesetzen des Wohlanstandes und weiblicher Sittsamkeit nicht übereinstimmten, und verrie-

then durch ihr ganzes Betragen sehr deutlich, daß sie weder ein feineres weibliches Gefühl, noch ein gutes Herz besaßen.

So sehr nun auch dieses alles Julien in hohem Grade mißfiel, so gewöhnte sie sich doch allmählich daran, und ehe sie es merkte, hatte der Umgang mit jenen Mädchen den nachtheiligsten Einfluß auf ihr Herz geäußert. Sie wurde in ihrem ganzen Wesen freier und ungestümer; die stille, einfache Lebensart, die in des Vaters Hause herrschte, gefiel ihr nicht mehr so sehr als sonst, sie wünschte kostbarere Kleider, und war unzufrieden, wenn sie in manchen Stükken eingeschränkt, und ihre Wünsche nicht befriedigt wurden. Herr von Wallstein war ein viel zu vernünftiger Mann, als daß er die plötzliche Veränderung seiner Tochter nicht bald hätte bemerken sollen. Er fühlte darüber innige Betrübniß, ließ dieses Julien

deutlich genug merken, und sann im Stillen auf Mittel, sie zu erforschen, und auf den rechten Weg, den sie verlassen hatte, zurückzuführen.

Der gute, redliche Vater fand sich dieses Geschäftes bald überhoben. Julie befand sich eines Sonntags wieder in jener Gesellschaft. Es fiel darin manches vor, was ihr unangenehm war, und sie in ihr Inneres zurückschreckte. Sie wurde nachdenkend. Man spottete ihres Ernstes. Dies schmerzte sie tief. Sie zog sich in einen einsamen Winkel zurück, ging in sich, und konnte sich nur mit Mühe der Thränen enthalten. Das Bild ihrer verewigten Mutter schwebte vor ihrer Seele. Ein heiliger Schauer durchdrang ihre Brust. Sie entfernte sich aus der Gesellschaft. Mit beklommenem Herzen eilte sie in den Garten, wo die entseelte Hülle ihrer Mutter lag. Sie war dem

Denkmale schon nahe, als sie an demsel-
ben eine gutgekleidete und wohlgebildete Frau
mit drei Kindern erblickte. Das kleinste,
ein Mädchen von ungefähr drei Jahren,
ein liebes, holdes Kind, hatte an dem ei-
nen Arm ein kleines, niedliches Körbchen,
mit Blumen gefüllt. Es bemühte sich, ei-
nige derselben auf das Grab hinzustreuen.
Das andere Mädchen, acht Jahre alt, um-
zog einen Theil des Monuments mit grü-
nen Guirlanden, und ein Knabe, etwas äl-
ter als dieses Mädchen, kroch auf dem Denk-
male herum, und legte auf mehrere Stel-
len desselben Blumenkränze.

Julie wurde durch den Anblick dieser
Scene in ein angenehmes Staunen versetzt.
Sie trat an das Monument. Die Kinder
ließen sich nicht stören. Wohl aber gerieth
die Frau in eine kleine Verlegenheit. Julie
ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Ach,

ſagte die Unbekannte, wenn Sie wüßten, wie viel ich der guten, frommen Seele zu danken habe, die hier ſchlummert! —

Bei dieſen Worten traten der gerührten Frau die Thränen in die Augen. Sie erfuhr, daß Julie die Tochter der Verſtorbenen ſey. Glücklich, glücklich ſind Sie, rief die Unbekannte aus, daß Sie eine ſo edle, treſliche Mutter gehabt haben!

Julie bat die Frau, ſie möchte ihr erklären, wie ſie an ihrer verſtorbenen Mutter ſo großen Antheil nehmen könnte.

„Liebes Fräulein, ſprach die Frau, vor acht Jahren wohnte ich an dieſem Orte. Sie waren damahls vielleicht ſieben bis neun Jahre alt. Ihre gute, fromme Mutter ließ mich zuweilen rufen, und unterhielt ſich mit mir, gab mir gute Lehren, und wiederholte mir oft, daß ich mich beſtreben müß-

te, thätig, genügsam, gut und fromm zu seyn.“

„Ich war aber ein sinnliches, leichtsinniges Mädchen. In meinem achtzehnten Jahre heurathete ich. Nun glaubte ich, ganz nach meinen Einfällen leben zu können. Ich ging den Vergnügungen nach, wollte nur immer und immer genießen, und fand weder an weiblichen Arbeiten, noch am Lesen nützlicher Schriften, noch an dem Umgange gebildeter Menschen Geschmack. Meine angenehmste Beschäftigung war, meine Kleider zu ordnen, mich um die Geschichte der Moden zu bekümmern, mich geschmackvoll anzukleiden, Gesellschaften und Bälle zu besuchen, und mit süßen Herren, die mich mit Schmeicheleien überhäuften, herumzuschäkern. Jeder ernsthafte gebildete Mann schien mir ein unausstehlicher Pedant; ich war durch die Liebkosungen arger Schmeich-

ler für jedes Ernstere, Höhere verloren. — Jener Knabe, den Sie auf dem Denkmale sehen, ist mein Sohn. Er wurde geboren, als mein Herz noch voll Thorheiten war. Das arme Kind wurde einer Amme übergeben, denn mir schien es zu lästig, dasselbe selbst zu säugen. Ich vernachläßigte es ganz, und ging meinen Vergnügungen nach."

„Das bemerkte Ihre liebe, fromme Mutter. Sie kam zu mir; sie betrachtete den Säugling mit Freude, bald aber mit sichtbarer Wehmuth. Dies ging mir durchs Herz. Wir waren allein. Liebe Freundinn, sprach sie in einem Tone, der alle meine Glieder durchdrang: Sie haben ein liebes, freundliches Kind. O wie froh müssen Sie über dies Geschenk des Himmels seyn!"

„Ich sah zur Erde. Meine Wangen glühten wohl. Ihre treffliche Mutter fing

nun an, von dem Glücke des häuslichen Lebens, als von dem reinsten, höchsten Glücke auf Erden, zu sprechen. Sie sprach so schön, so eindringlich, so wahr, daß ich tief erschüttert wurde, ihr fast zu Knieen fiel, und reumüthig bekannte, daß ich bis jetzt, aus Thorheit und Leichtsinn, dieses Glück noch nicht genossen hätte."

„Die edle, treffliche Frau sprach mir jetzt so sehr an's Herz, und forderte mich so warm und innig auf, nur in stillen häuslichen Freuden das Glück des Lebens zu suchen, daß ich mit heißen Thränen versprach, ihren Rath zu befolgen, und sie mir zum Muster zu nehmen. Sie drückte mich an ihr Herz, und wünschte, daß der, der zu allem Guten Kraft und Gedeihen gibt, meine Vorsätze segnen möge. Diese Augenblicke waren vielleicht die seligsten meines Lebens. Es schien mir, als öffne sich mir ein Him-

mel, als träte ich vor den Thron deſſen, der über den Sternen wohnt.“

„Ich fing nun an, meine Vergnügungen auſſer dem Hauſe einzuſchränken, und verließ daſſelbe nicht oft. Meinem Manne ſuchte ich die Sorgen zu vertreiben, und ſein Herz aufzuheitern. Mit Freuden bemerkte er die Veränderung meiner Lebensart und meines ganzen Weſens. Inniger wurde jetzt ſeine Liebe zu mir. Ich bemerkte es, und fühlte mich glücklich. Mein Kind ſtillte ich nun ſelbſt. Wonne durchſtrömte meine Seele, wenn der holde Säugling an meiner Bruſt lag, und freundlich zu mir hinauf lächelte, kindlich ſeine kleinen Hände nach mir ſtreckte, und ſich mit Liebe an die Mutter ſchmiegte.“

„Es ging mir von nun an ein neues, ſchöneres Leben auf. Ich lernte Freuden kennen, die mir bis dahin unbekannt ge-

blieben waren. Zum Widerwillen reizten mich faſt alle Zerſtreuungen, die ehemahls für mich den größten Reiz hatten; nur in meinem Hauſe, im Kreiſe der Meinigen fühlte ich mich herzlich froh und glücklich.“

„Mein Leben gewann mit jedem Tage mehr Reiz. Oft wenn ich mit meinem Manne in ſüßer Vertraulichkeit über das Glück ſprach, das wir genöſſen, dankten wir Ihrer lieben, treflichen Mutter. Denn was wäre aus mir ohne ihren Rath, ihre Lehren, ihre Theilnahme an mir geworden? Ich beſuchte ſie, ſo lange ich an dieſem Orte lebte, oft, und betrachtete ſie immer mit Ehrfurcht und Liebe als den Engel meines Glücks, als den Schutzgeiſt meiner Tugend.“

„Vor acht Jahren zogen wir in eine andere Stadt, wo mein Mann eine vortheilhafte Anſtellung erhielt. Wir lebten immer glücklich. Die Sehnſucht, meine Vaterſtadt

wieder zu sehen, brachte mich gestern hieher. Umhin konnte ich nicht, die Stelle zu besuchen, wo meine größte Wohlthäterinn ruht. Ich genoß einige der heutigen Nachmittagsstunden im Freien. Die Kinder pflückten Blumen, und wanden Kränze. Wem sollen wir sie geben? fragten sie mich mit unbefangner Freundlichkeit. Kommt, sagte ich, ihr sollt sie einer frommen, guten Frau geben.“

„Ich brachte meine Kinder hieher. Wo ist die fromme, gute Frau, die wir bekränzen sollen? fragten sie. Sie ist bei Gott im Himmel, antwortete ich. Die Kinder sahen mich an, und wurden ernst. Lieben Kinder, sagte ich, seht, hier unter diesen Denksteinen liegt ihr Körper begraben; aber ihre Seele ist bei Gott, denn sie war gut, gefällig, arbeitsam, freundlich und fromm.“

„Meine Kinder kamen nun von selbst auf den Gedanken, das Denkmal mit Blumen zu zieren, und meine Doris, das mittlere von meinen Kindern, bemerkte dabei in voller Unschuld: Liebe Mutter, wie muß ich denn seyn, damit man mich auch einmahl so lobe, wenn ich gestorben bin, und damit man dann auch Blumenkränze auf mein Grab streut?“ —

„Ach, liebes Fräulein, Sie wissen nicht, wie solche Reden unschuldiger Kinder einer Mutter wohl thun. — Wie sehr freue ich mich, daß ich Sie kennen gelernt, und daß ich gerade an dem Grabeshügel einer edlen Mutter die Tochter getroffen habe, die ihr einst gleichen wird an Weisheit und Tugend.“

Die Erzählung der dankbaren Frau verfehlte ihres Eindrucks nicht. So schlicht und ungeschminkt sie war, so sehr ging sie Ju-

lien zu Herzen. Beide weinten Thränen am Grabe der edlen Verstorbenen. Julie unterhielt sich noch lange mit der Frau. Diese verließ hierauf den Garten. Julie blieb an dem Denkmale zurück. Sie sah sich allein; die Dämmerung fing an, in ein nächtliches Dunkel überzugehen. Julie sank am Grabe der Mutter nieder. Tief bewegt war ihr Innerstes; das Herz ergoß sich in Thränen. O Mutter! Mutter! schluchzte sie, sieh herab auf deine Tochter, und laß sie werden, was du warst. Gesündigt habe ich, daß ich mich durch böse Beispiele verführen ließ, mit meiner Lage unzufrieden zu seyn, und nach Dingen zu streben, die uns kein wahres Glück gewähren. Nie, nie soll dieses wieder geschehen.

Mit leichterem Herzen ging Julie nach der Wohnung. Heiter, aber die Augen voll Thränen, fiel sie dem Vater an das redli-

che Herz. Was ist dir, meine Tochter? fragte dieser betroffen.

O mir ist wohl, mein Vater! versetzte sie, über alles wohl. Ich komme von dem Grabe der Mutter; ich will werden, was sie war.

Der Vater drückte die geliebte Tochter inniger an seine Brust, und eine Zähre der Freude rollte über seine Wange. Du wirst viel werden, und glücklich seyn, sprach er, wenn du wirst, was deine Mutter war.

Was die Mutter war, wurde auch Julie. Sie beglückt jetzt einen würdigen Mann. Oft sieht man sie mit ihm und ihren Kindern am Denkmale der Mutter sitzen, und das Andenken derselben ehren. Bisweilen erklingt ihre Guitarre zu dem bekannten Liede:

Wenn hier von uns, die Gott vereint,
Der Letzte auch hat ausgeweint,

Dann wird ein frohes Wiederſehn
Auf ewig unſer Glück erhöh'n.

Herr unſ'rer Tage, führe du
Uns alle dieſem Ziele zu,
Daß uns bei ſtandhaft frommer Treu
Des Lebens Ziel willkommen ſey.

Thränen religiöſer Rührung benetzen dann die Wangen der frommen Aeltern und Kinder, und oft ſcheint freundlich der Mond auf dieſe Thränen dankbarer Liebe herab.

IV.

Am Grabe eines verdienten Lehrers.

Ruhe ſanft, du, den im Schooß der Erde
Aſche bald und kühles Dunkel deckt; —
Ruhe ſanft, bis einſt ein neues Werde!
Dich zu einem neuen Leben weckt.
Ruhe ſanft, und blicke auf die Deinen,
Denen du hier Lehrer warſt, herab!
Manche Gute, manche Edle weinen
Hier, Verklärter, ſtill an deinem Grab.
Einſt, o einſt, wann wir dich wieder finden,
Wann auch uns des Lebens Vorhang füllt,
Werden wir dich, Sel'ger, wiederfinden
In den Lichtgefilden jener Welt!
Ruhe ſanft; in Jeſu heil'gem Namen
Sprechen wir bei deinem Grab ein ſtilles Amen!

V.

Die Geizige.

Nanette war die Tochter eines Kaufmannes, von dem die ganze Stadt sagte, daß er wohlhabend sey. Er hatte ein bequemes Auskommen, zwei Häuser, einen großen Garten, ein schönes Waarenlager und eine eigene Equipage. Außer Nanetten hatte Herr Wölmer — so hieß der gedachte Kaufmann — noch Eine Tochter, Rosette, die ihm das Leben sehr verschönerte und versüßte.

Beide Schwestern besaßen viele gute Eigenschaften; sie liebten einander selbst und ihre Aeltern, waren folgsam gegen die let-

tern, und fanden keinen Gefallen an großen Gesellschaften, in denen die Sitten der Jugend leicht verdorben werden, und an großem Aufwande, den besonders das weibliche Geschlecht liebt, und der oft die Hauptursache ist, daß manche sonst wohlhabende Familie in Noth und Elend schmachtet.

Aber so sehr auch Nanette und Rosette in vielen Tugenden übereinstimmten, so unähnlich waren sie einander in Einem Stücke.

Rosette liebte die Sparsamkeit, und gab für unnöthige Dinge kein Geld aus. Konnte sie aber jemanden mit irgend etwas dienen, so that sie es mit Freuden, und schonte dabei die kleine Casse nicht, die sie sich nach und nach gesammelt hatte.

Auch Nanette war sparsam, und der Vorwurf, daß sie auch nur einen Pfennig verschwende, konnte niemanden weniger gemacht werden als ihr. Aber ihre Sparsam-

keit ging zu weit, und artete, ſtatt eine Tugend zu bleiben, in einen Fehler aus, den man — Geiz zu nennen pflegt. Sie wollte nur immer recht viel haben, ſcharrte Geld und andere Dinge mit dem größten Eifer zuſammen, und ſcheute auch ſolche Ausgaben, die durchaus nöthig waren. Kam ein armer, nothleidender Mann zu ihr, und bat ſie um ein Almoſen, ſo wies ſie ihn mit verdrießlichen Blicken von ſich, und rief ihm zu, daß ſie ihm nichts geben könne, und daß er lieber arbeiten als betteln ſollte.

Schon als kleines Mädchen verfiel Nanette in den Fehler des Geizes. Sie hatte ein eigenes Schränkchen, in welchem ſie ihre Sachen aufbewahrte. Dieſes hielt ſie immer feſt verſchloſſen, damit daraus nur nichts verloren gehe. Alles, was ſie zu ihrem Eigenthume machen konnte, ſperrte ſie

in dieſes Schränkchen ein, bei dem man ſie oft ſitzend und ihre Sachen betrachtend antraf. Näherte ſich jemand demſelben, und es ſtak der Schlüſſel darin, ſo lief ſie gleich hinzu und wich nicht von der kleinen Commode, weil ſie befürchtete, man könnte ihr etwas daraus ſtehlen. Dieſes Mißtrauen ließ ſie nie ruhig ſeyn, und artete am Ende ſo ſehr aus, daß ſie es ſelbſt gegen ihre Aeltern und gegen ihre Schweſter Roſette an den Tag legte. So machte der Geiz Nanetten nicht nur unruhig, ſondern auch gegen ihre Nebenmenſchen mißtrauiſch, und ſelbſt gegen die ungerecht und argwöhniſch, die es am beſten mit ihr meynten. Solche Folgen zieht dieſer häßliche Fehler nach ſich.

Eines Tages wurde Roſette von der geizigen Schweſter ſehr gekränkt. Nanette feyerte ihr Geburtsfeſt, und lud mehrere Freundinnen zu ſich. Dieſe wußten, daß Nanette

habsüchtig und eigennützig sey, und brachten ihr daher beträchtliche Geschenke, die von ihr mit grosser Freude aufgenommen wurden. Rosette hatte ihr einen Rosenstock und eine niedliche Englische kleine Scheere geschenkt. Damit war Nanette nicht zufrieden; sie hatte von der Schwester mehr erwartet, und nahm daher ihr Geschenk mit verdrießlichem Gesichte auf. Sie dankte zwar dafür, aber ihr Dank war so kalt, daß Rosette es sogleich bemerkte, er komme nicht von Herzen.

Als die Freundinnen, die eingeladen waren, sich eingefunden hatten, ging Nanette die Geschenke durch, die sie als Angebinde bekommen hatte. Sie machte über jedes derselben Bemerkungen, und vergaß bei keinem, auf den Preis desselben hinzudeuten. „Das Ridicül, sprach sie, das mir Therese verehrte, ist wohl wenigstens seine zwei Tha-

ler werth. Der Fächer, den mir Josephe geschenkt hat, kostet wenigstens fünf Gulden. Der Ring, den ich von meiner lieben Jette bekommen habe, ist unter einem Ducaten nicht gekauft worden, und das seidene Tuch, das du, beste Caroline, mir gebracht hast, ist gewiß unter Brüdern zwei Ducaten werth. — Seht, hier habe ich auch das allerliebste Geschenk von meiner allerliebsten Schwester Rosette. Diesen Rosenstock hat sie selbst gepflanzt; ich weiß nicht, wie hoch man die Mühe anschlagen soll, die sie darauf verwandt hat, ob auf einige Groschen oder auf einige Thaler? Auch hat sie mir ein würziges Scherrchen geschenkt; nicht wahr, Rosette, sechs Groschen kostet es? Mehr ist es wenigstens nicht werth.“

Rosette, die ein feines Gefühl hatte, wurde durch diese schnippischen Bemerkungen

ihrer eigennützigen Schweſter in eine kleine Verlegenheit geſetzt. Sie fühlte, wohin Nanette deute, und ihre Wangen rötheten ſich. Nach einigen Augenblicken faßte ſie ſich. Liebe Schweſter, ſagte ſie, einen ſo geringen Werth auch die Kleinigkeiten haben mögen, die du von mir erhalten haſt, ſo kannſt du dabei doch überzeugt ſeyn, daß ich ſie dir mit einem Herzen übergeben habe, das dich aufrichtig liebt. Den Roſenſtock habe ich mit aller Sorgfalt gepflegt, und mich dabei immer gefreut, wenn ich daran dachte, daß er dir einſt ein kleines Vergnügen machen werde. Die kleine Scheere habe ich mir aus Hamburg kommen laſſen, damit du eine ächt Engliſche bekämſt. Es thut mir leid, daß dir weder das Eine noch das Andere jetzt Freude macht.

O es macht mir ja alles, alles recht viele, viele Freude! verſetzte Nanette in einem

empfindlichen Tone. Aber die Freundinnen, die mir hier so schöne, kostbare Sachen schenkten, haben dieß doch auch mit einem aufrichtigen Herzen gethan. Daran zweifelst du doch nicht?

Ich verstehe dich, Nanette! erwiederte die gekränkte Schwester. Eine Thräne des Unmuths und des beleidigten schwesterlichen Gefühls drängte sich in ihr Auge. Sie ging nach der Thüre des Zimmers, öffnete sie, und entfernte sich aus der Gesellschaft.

Nanettens Freundinnen sahen einander an. Jede von ihnen fühlte es, wie unartig sich Nanette gegen ihre Schwester betragen habe; sie bedauerten Rosetten, und gaben ihr Recht. Nanetten tadelten und verachteten sie im Herzen, ob sie ihr dieses gleich weder sagten, noch auf eine andere Weise zu erkennen gaben. Deßhalb glaubte diese auch, daß sie durch ihr unbilliges Be-

nehmen gegen die Schweſter in der guten Meynung ihrer Freundinnen nichts verloren habe. So täuſcht ſich manches Mädchen. Es wähnt, als bemerke niemand die Fehler, an denen es leidet, weil niemand dieſe Fehler laut tadelt; aber im Innern mißbilligt ſie mancher, und dem, der unſichtbar unſere Schickſale leitet, und unſere geheimſten Gedanken und Regungen kennt, bleibt keine unſerer Untugenden unbekannt, wenn ſie auch allen Menſchen ein Geheimniß bliebe.

Nanettens Freundinnen ſuchten Roſetten auf. Sie fanden ſie in dem Garten in einer Laube, wo ſie weinte. Liebes Röschen, ſprach Caroline zu ihr, warum flieheſt du unſre Geſellſchaft? Weißt du nicht, wie ſehr wir alle dich lieben? Fehlſt du uns, ſo können wir nicht froh ſeyn. O ſo komme daher wieder ins Zimmer, damit wir froh ſeyn können.

Rosette, die eine liebenswürdige Herzensgüte besaß, trocknete sich heimlich die Thränen von den Wangen. Auch ich bin gerne unter euch, sagte sie mit rührender Sanftmuth, hängte sich in den Arm ihrer vertrauten Freundinnen Caroline und Therese, und begab sich mit ihnen in das Zimmer.

Unterdeß hatte Nanette die erhaltenen Geschenke sorgfältig in ihren kleinen Schrank gepackt. Sie setzte sich neben demselben hin, und betrachtete sie mit lächelnder Miene und mit den Worten: Heute bin ich um vieles reicher geworden! Das Herz lachte ihr im Leibe, hätte man von ihr sagen können, so groß war ihre Freude über diese Vermehrung ihres Eigenthums.

Die Freundinnen traten mit Rosetten ins Zimmer. Nanette stand auf, und ging ihnen entgegen. Wollen wir nicht ein gemeinschaftliches Spiel machen? fragte sie,

und führte die Gesellschaft der Mädchen in die anstoßende größere Stube, wo gespielt werden sollte. Alle waren vergnügt; Rosette vergaß das Vorgefallene und stimmte ihr Herz zur Heiterkeit; am lustigsten war Nanette, denn so oft sie im Stillen daran dachte, daß ihr Schränkchen heute mehr enthalte als gestern, wurden ihre Gefühle lebhaft und ihre Freude ungemein erhöht.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Eine von der Gesellschaft mußte sich dabei aus dem großen Zimmer in das kleinere entfernen, worauf die andern einander etwas heimlich sagten, was jene dann errathen mußte. Das Loos sollte entscheiden, wer zuerst hinausgehen müßte. Es traf Rosetten. Sie hüpfte ins Nebenzimmer, in welchem Nanettens kleiner Schrank stand. In diesem Augenblicke fiel es Nanetten ein, daß sie an ihrer Commode den Schlüssel ha-

be stecken lassen. Ach, rief sie, mein Schrank ist nicht verschlossen, ich muß den Schlüssel abziehen, sonst nimmt sie mir etwas von meinen Sachen!

Mit diesen Worten sprang Nanette zum Zimmer hinaus. Schnell flog sie an ihren kleinen Kasten, schloß ihn hastig zu, und eilte zur Gesellschaft zurück. Die versammelten Mädchen sahen einander an, und lächelten. Das heiß ich einen Geizkragen! sagte eine; der ist außer ihren Sachen auf der Welt nichts mehr theuer und werth, eine andere; der Geiz ist eine Wurzel alles Bösen, eine dritte.

Die gute, sanfte Rosette hatte Nanettens Worte gehört. Gott! dachte sie bei sich, deine eigene Schwester, die dich doch kennt, hat kein Vertrauen zu dir! deine eigene Schwester glaubt, daß du dich so sehr vergessen, und etwas nehmen könntest, was

nicht dein ist! deine eigene Schwester beschämt dich vor andern Mädchen auf eine so empfindliche Weise! O Nanette, Nanette! womit habe ich dieses verdient! Ach, warum kränkst du mich sogar an einem Tage, der dich nur zur Liebe, zum Vertrauen, zu Gefälligkeiten gegen jedermann auffordern sollte?

Rosettens Herz war stark angegriffen. Schüchtern und mißmuthig trat sie in die Gesellschaft der Spielenden. Diese sahen theilnehmend nach ihr hin, und verachteten im Herzen Nanettens eigennützige, selbstsüchtige, niedrige Denkungsart. Rosetten bedauerten sie, daß sie sich von einer solchen Schwester Demüthigungen gefallen lassen müßte.

Als die andern Mädchen nach Hause gegangen waren, nahm Rosette ihre Schwester bei der Hand, und begab sich mit ihr

in den Garten. Hier ließ ſie ihrem Herzen freien Lauf. Nanette, ſprach ſie, wir haben immer in ſchweſterlicher Liebe mit einander gelebt. Du ſchienſt von jeher an allem, was mich betraf, herzlichen Antheil zu nehmen. Das freute mich immer recht innig. Seit einiger Zeit ſcheint aber eine große Veränderung mit dir vorgegangen zu ſeyn. Du — —

Schweſter, unterbrach Nanette die Rede Roſettens, du ſprichſt in Räthſeln zu mir. Was fehlt dir? warum ſo ernſt und feierlich?

Ich will, verſetzte Roſette, einmahl ganz deutlich zu dir reden. Ernſthaft muß ich ſprechen, denn die Sache ſelbſt iſt ernſthaft. Du haſt mich heute im Angeſichte unſerer Freundinnen auf eine empfindliche, liebloſe Weiſe gekränkt. Du haſt von meinem Geſchenke mit bitterm Spotte geſprochen, und

in meine Ehrlichkeit das größte Mißtrauen gesetzt. Wodurch habe ich dieses verdient?

O Kleinigkeiten! Kleinigkeiten! rief Nanette, wer wird alles gleich so übel nehmen, und auf die Spitze stellen! Ich hoffe, du wirst deshalb nicht böse auf mich seyn.

Liebe Nanette, erwiederte die gute, sanfte Schwester, sey überzeugt, daß ich alles, was ich heute von dir erlitten habe, gerne vergessen und vergeben will. Aber verdrängen kann ich doch nicht einen gewissen Schmerz aus meiner Seele.

Und dieser gewisse Schmerz wäre? fragte Nanette.

Ich will offen zu dir sprechen, liebe Schwester! antwortete Rosette. Du bist sparsam; das ist zu loben. Aber du übertreibst deine Sparsamkeit. Dein Herz hängt zu sehr am Gelde und an andern Dingen dieser Erde. Du scheust auch dann Ausgaben,

wann sie nöthig sind, und suchst nur immer Geld und andere Sachen zusammenzuscharren, ohne daß du weder von dem einen, noch von dem andern einen vernünftigen Gebrauch machst. Das nennt man Geiz, und das ist ein häßlicher Fehler — er ist, wie es an einer Stelle der Bibel heißt, die Wurzel alles Bösen.

Schwester, rief Nanette in einem ärgerlichen Tone aus, du mußt Prediger werden, dazu scheint dich der Himmel ganz bestimmt zu haben.

Du gibst mir Stoff zu Predigten, liebe Schwester! versetzte Rosette, und wenn ich dir etwas Unangenehmes sage, so geschieht es nur darum, weil ich dich herzlich liebe, und nichts so sehr wünsche, als daß du immer gut und glücklich seyst.

Und was hast du denn gegen meine Sparsamkeit einzuwenden? fragte Nanette.

Gegen deine Sparsamkeit nichts, sondern gegen deinen Geiz, antwortete Rosette; dieser macht, daß du deines Lebens nie froh werden kannst, denn die Sorge für Vermehrung deines Eigenthums nimmt deine ganze Seele ein, und raubt dir jeden unschuldigen Genuß des Lebens. Der Geiz macht, daß du gegen andere Menschen gleichgültig und kalt wirst, an ihren Leiden zu wenig Antheil nimmst, ihre Bitten um Unterstützung von dir weisest, und auf diese Weise eine der reinsten Freuden nicht kennst, die Freude, die aus dem Wohlthun entspringt. Der Geiz macht, daß so manches schöne, edle Gefühl in dir erstickt wird, daß du selbst gegen deine Schwester, gegen welche du doch sonst so viel Liebe zeigtest, ungerecht und beleidigend wirst. Ach, Schwester, wüßtest du, wie aufrichtig gut ich dir bin! wie mein Herz voll Liebe für dich

schlägt! wie mich nichts so sehr freut als deine Anhänglichkeit an mir, deine Zufriedenheit, dein Glück! Wache über dich, daß der Geiz nicht ganz dein Gemüth erfülle, und dich für immer unglücklich mache.

Rosette drückte ihre Schwester an ihr Herz, und benetzte sie mit ihren Thränen. Nanette wurde gerührt. Sie dankte für die erhaltene Belehrung; sie versprach, in Zukunft sorgfältiger über sich zu wachen.

In diesem Augenblicke trat die Mutter in den Garten. Sie sah ihre Töchter in Thränen. Was ist euch? fragte sie; ist euch irgend ein Unfall begegnet?

O nein, antwortete Rosette, wir befinden uns beide ganz wohl.

Wenn man sich wohl befindet, sprach die Mutter, so weint man nicht, sondern freut sich. Es muß etwas unter euch vorgefallen seyn.

Rosette, die ihre Schwester schonen wollte, nahm das Wort. Liebe Mutter, sagte sie, wohl kann man auch weinen, wenn man sich glücklich fühlt: die Thränen, die man dann vergießt, sind — Freudenthränen.

Du unterscheidest sehr genau, meine Tochter! versetzte die Mutter. Ihr habt also Freudenthränen vergossen?

Wir haben uns zum Guten ermuntert, beste Mutter! antwortete Rosette.

Wirklich, meine Kinder? rief die Mutter freudig aus. O dann kommt an mein mütterliches Herz! Ihr seyd meine Kinder! Ihr seyd meiner Liebe würdig! Gott stärke euch, meine Töchter, im Guten! er lasse euch nur an dem Gefallen finden, was schön, recht und edel ist.

Mit einem Herzen voll kindlicher Liebe hingen die Töchter an der Brust der redli-

chen Mutter. Edlere Gefühle regten sich in ihnen, und der Gedanke an Gott, ihren Vater, erfüllte ihr Innres. Gerührt und mit frommen Vorsätzen verließen sie den Garten.

Eine Zeit hindurch blieb Nanette ihrem Vorsatze treu. Sie legte auf das, was sie besaß, kein zu großes Gewicht, sie lief und rannte nicht mehr so stark, als sonst, um etwas zu erhaschen, und fing selbst an, aus ihrer Sparbüchse Arme und Nothleidende zu unterstützen. Nanette, sprach daher eines Tages die Schwester zu ihr, jetzt bist du ein ganz anderes Mädchen, du bist um die Hälfte liebenswürdiger als sonst. Fahre nur fort, wie du angefangen hast.

Doch Nanette hielt die Probe nicht aus; sie sank allmählich in ihren alten Fehler zurück. Der Geiz bemächtigte sich von neuem

ihres Herzens, und raubte ihr alle weibliche Liebenswürdigkeit.

Rosette feierte ihren Geburtstag, und bekam von mehrern Freundinnen angenehme Geschenke. Nanette wußte nicht, was für ein Angebinde sie der Schwester reichen sollte. Viel darf es nicht kosten, dachte sie im Stillen bei sich, hat sie mir doch auch nur ein unansehnliches Geschenk gemacht. Sie dachte hin und her, und fand nichts, das sich zu einem Geschenke für Röschen geeignet hätte. Alles war ihr zu theuer. Endlich sah sie unter ihren Sachen ein kleines Messer, mit Perlmutter ausgelegt. Dieses hatte sie einst gefunden, und bemerkt, daß es Rosetten gefiel. Durch ein Versehen wurde es bald theils an der Schale, theils an der Klinge beschädigt, und hatte fast keinen Werth mehr. Nanette legte es daher in einen Winkel ihres Schränkchens, und achtete nicht

mehr darauf. Jetzt aber fiel es ihr zur rechten Stunde ins Auge. Ey, sprach sie, das soll Schwester Rosette zu ihrem Geburtstage haben!

Liebes Röschen, sprach sie zur Schwester, du hast einmal an diesem kleinen Messer einen großen Gefallen gefunden; nimm es heute hin, ich schenke es dir zu deinem Geburtstage als einen Beweis meiner Liebe.

Rosette umarmte die Schwester, und dankte ihr mit aufrichtigem Herzen. Als sie aber das Messer näher besah, und es ganz zu Grunde gerichtet fand, merkte sie sogleich, aus welchem Grunde Nanette ihr dasselbe geschenkt habe. Sie unterdrückte indeß ihren Unmuth darüber, und machte ihrer Schwester nicht die leisesten Vorwürfe.

Bald darauf machte Nanettens Vater eine Reise nach der Hauptstadt des Landes, wo eine Schwester von ihm wohnte. Er

stellte es der Tochter frei, ob sie entweder jetzt mit ihm reisen, oder im Herbste einen Oncle besuchen wolle, der in einer kleinen Stadt am Riesengebirge wohnte.

Nanette wußte nicht sogleich, wozu sie sich entschließen sollte. Sie bat sich Bedenkzeit aus. Gehe ich nach der Residenzstadt, dachte sie bei sich, so sehe ich freilich die größte, schönste Stadt des Landes, und in ihr viel Merkwürdiges und Kostbares. Aber weiter gewinne ich auch nichts dabei. Ich verliere vielmehr. Denn meine Tante hat Kinder; diesen müßte ich auf jeden Fall etwas mitbringen, und das kostet Geld. Reise ich hingegen zum Oncle am Riesengebirge, so komme ich viel besser durch. Der Oncle ist kinderlos, ich bin daher nicht genöthigt, etwas mitzubringen, und ich bin nie bei ihm gewesen, ohne ein Geschenk von ihm erhalten zu haben; gewiß bekomme ich

auch diesmal eins, und welch' ein prächtiges vielleicht! Auch kaufe ich hier mancherlei Kleinigkeiten ein, die ich am Riesengebirge mit Vortheil absetzen kann. Hab' ich doch das letztemal dabei fünf Thaler gewonnen.

Nanette war nun entschieden. Lieber Vater, sagte sie zu Herrn Wölmer, Rosette ist älter. Sie hat die Residenzstadt noch nicht gesehen; es ist billig, daß ich ihr den Vorzug lasse, und mich mit der Reise nach dem Riesengebirge begnüge. Dem Vater schien es, als thue Nanette dieses aus Großmuth gegen ihre Schwester, und lobte sie; er ahndete es nicht, daß nur Geiz und Eigennutz sie dazu angetrieben hatte.

Auch der Schwester spiegelte Nanette vor, daß sie aus Liebe zu ihr auf die Reise nach der Residenzstadt Verzicht thue, und so wußte sie oft ihrer Handlungsweise den Anstrich

von Güte und Lobenswürdigkeit zu geben, und ihr eigennütziges Wesen zu beschönigen. An den, der auch ins Verborgene sieht, dachte sie nicht.

Doch was nützten Nanetten ihr Geiz und ihr Eigennutz? Sie machte von dem, was sie sich ängstlich zu erwerben suchte, keinen Gebrauch; sie bestrebte sich nur, immer mehr zu haben, ohne durch einen weisen Genuß desselben erfreut zu werden; ihre Erwerb- und Habsucht machten ihr wohl Sorgen, Unruhe und Bangigkeit, aber kein Vergnügen; Andern that sie nicht wohl, und kannte daher die angenehmen Gefühle nicht, die aus dem Bewußtseyn entspringen, daß man für das Beste seiner Nebenmenschen das Seinige gethan, Arme unterstützt, Nothleidenden geholfen, und dadurch seiner Bestimmung gemäß gehandelt habe. Diejenigen, die Nanettens Geiz und Eigennutz kannten, verach-

teten sie im Herzen, und zu dem, der über den Sternen wohnt, und dessen Stellvertreter wir hier auf Erden seyn sollen, konnte sie auch nicht mit kindlicher Unbefangenheit, Liebe und Freude emporblicken. Nanette war daher bei allen schönen Sachen, die sie besaß, ein elendes, bedauernswürdiges Geschöpf.

In dem Orte, wo Herr Wölmer lebte, wohnte auch eine arme Familie, die sehr brav war, und von Herrn Wölmer oft unterstützt wurde. Rosette wollte die Freude des Wohlthuns auch genießen; sie ging daher bisweilen zu jener armen Familie heimlich hin, und brachte ihr bald ein abgetragenes Kleid, bald Nahrungsmittel, bald einiges Geld, das sie aus ihrer kleinen Kasse nahm.

Rührend war es, da eines Tages die ganze Familie in Wölmers Wohnung kam,

und mit Thränen Rosetten für die Unterstützung dankte, die sie den Nothleidenden hatte zukommen lassen. Die Aeltern Rosettens, die davon nichts wußten, wurden angenehm überrascht. Der Vater wurde über das gute, wohlthätige Herz seiner Tochter beinahe bis zu Thränen gerührt; die Mutter zog sie an ihre Brust, und sagte: Wie viele Freuden machst du uns, geliebte Tochter!

Nanette stand dabei. Die Zärtlichkeit der Aeltern gegen die Schwester, die Thränen des Danks, die von den Wangen der Armen rollten, rührten auch sie. Sie fühlte dabei, wie schön und lohnend es sey, das Seinige zum Wohlthun anzuwenden, Arme, Nothleidende und Kranke zu unterstützen, zu trösten, und zu erquicken. Sie hatte dies bis jetzt, aus Eigennutz und Geiz, unterlassen, und ihr war daher die Freude

noch nie zu Theil geworden, die jetzt Rosette genoß. — Als die arme Familie sich empfahl, küßten alle Rosetten die Hand, und benetzten sie mit ihren Thränen; Nanetten machten sie blos eine stumme Verbeugung.

Ein andermal fühlte sich Nanette von neuem beschämt. Aus einem nahen Dorfe kam eine Frau mit vier kränklichen Kindern in Herrn Wölmers Wohnort. Die größte Noth, das höchste Elend drückte sich auf dem Gesichte dieser Personen aus. Rosette, die mit ihnen sprach, und sich von ihrem Elende erzählen ließ, holte sogleich, was sie in ihrer Sparbüchse vorräthig hatte, und schenkte es den Armen. Diese empfanden darüber die größte Freude. Herr Wölmer ließ sie in sein Zimmer rufen. Die guten Armen erschienen. Mit Thränen des Dankes benetzten sie Rosettens Hände. Die vier

Kinder ſtanden weinend um ſie, und blickten nach ihr mit dankbaren Blicken.

Warum ſeyd ihr nicht ſogleich zu mir gekommen? ſprach Herr Wölmer zu den Nothleidenden. Ach, verſetzte die Mutter, durften wir das? Als wir in das Haus treten wollten, begegnete uns eine Mamſell. Die fuhr uns an, nannte uns Bettelvolk, hieß uns weiter gehen, und ſagte uns manches harte Wort. Sie iſt wohl nie arm geweſen, und ihr Herz iſt daher hart gegen Nothleidende.

In dieſem Augenblicke guckte Nanette aus einem Nebenzimmer in die Stube des Vaters. Eines von den armen Kindern erblickte ſie. Mutter, rief es, da iſt die harte Mamſell, die uns hat fortjagen wollen.

Die Mutter ſah nach dem Nebenzimmer. Ach, das iſt ſie, ſprach ſie mit un-

terdrückter Stimme. — Es ist doch nicht — vielleicht das Stubenmädchen — —

Die gute Arme stockte; sie merkte wohl, daß Nanette ins Haus gehöre, und glaubte einen großen Fehler begangen zu haben, weil sie sie getadelt hatte.

Es ist meine jüngere Tochter; sagte Herr Wölmer. — Die Frau erschrack, und wurde blaß im Gesichte.

Erschrecket nicht darüber, sprach Wölmer in ermunterndem Tone. Nanette, komme herein!

Nanette trat betroffen ins Zimmer. Warum hast du, sprach der Vater zu ihr, diese armen Leute fortgetrieben? Du weißt, wie ungern ich dieses sehe.

Ich glaubte, sie wollten etwas von mir haben, antwortete Nanette.

So? versetzte Herr Wölmer, ich verstehe dich, du kannst wieder abgehen.

Schüchtern und beschämt verließ Nanette das Zimmer. Der Vater machte ihr noch diesen Tag beschämende Vorwürfe über ihr untheilnehmendes, geiziges Wesen.

Als Nanette zwanzig Jahre alt war, starben ihre Aeltern. Sie erbte ein beträchtliches Vermögen. Ein junger, braver Mann, der aber nicht reich war, warb um ihre Hand, und erhielt sie zur Frau. Er hoffte, Nanette werde ihn, da sie Vermögen hatte, bei seinen häuslichen Einrichtungen unterstützen. Wie sehr irrte er sich! Sie hatte alle ihre Capitalien auf Zinsen ausgelegt, und brachte dem Manne nur eine kleine Summe zu, für die sie sich, wie es die Sitte mit sich brachte, ein Zimmer möbliren wollte. Doch das mitgebrachte Geld reichte kaum hin, einige wenige Möbeln anzuschaffen. Die übrigen mußte ihr Mann aus seinem Beutel bezahlen, und da er kein

vorräthiges Geld hatte, so sah er sich genöthigt, Schulden zu machen. Nanettens Geiz ging so weit, daß sie sich als Braut nicht einmahl die nöthigen Kleider anschaffte, sondern dieses erst als Frau that, und sie von ihrem Manne bezahlen ließ. Er gab ihr monatlich eine bestimmte Summe als Kostgeld. Um etwas davon zurückzulegen, brachte die Eigennützige schlechtes Essen auf die Tafel. Die Zinsen, die sie von ihrem ausgelegten Gelde zog, gab sie nicht her, um ihren Mann bei seinen häuslichen Ausgaben zu unterstützen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, sondern sie legte dieselben von neuem auf Interessen an.

Der Mann bemerkte diesen bösen Zug in Nanettens Charakter, lernte mit jedem Tage ihren Geiz und Eigennutz näher kennen, und betrübte sich über die unglückliche Wahl, die er getroffen hatte. Ein tiefer

Gram nagte an seinem Herzen. Er bekam nach wenigen Jahren das Fieber und starb.

Nanette war nun Wittwe. Kein Mann bot ihr mehr seine Hand. Sie lebte von ihren Interessen. Nothleidende fanden bei ihr niemahls Hülfe, und daher hing auch niemand mit Achtung, Dankbarkeit und Liebe an ihr. Ihr Leben verging ihr traurig, denn ihr Geiz gestattete es ihr nicht, irgend eine Freude zu genießen, und des Lebens froh zu werden.

Rosette lebte in einem glücklichen Ehestande, und wurde geachtet, verehrt und geliebt. Als sie starb, flossen viele Thränen um sie. Bei Nanettens Leiche war alles ungerührt, und keine Zähre rann auf ihr Grab.

VI.

Ueber den Werth der Freundschaft.

Eine Rede, gehalten im Betsaale der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Die Versammlung.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle;
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater alle!

Es ist sonst, selbst von großen Weisen, öfters die Frage aufgeworfen worden: Was

wohl aus dem Menschen werden dürfte, wenn er schon in seiner zarten Kindheit aus der menschlichen Gesellschaft genommen würde, und entfernt von Wesen seines Gleichen leben müßte?

Diese Frage ist bereits beantwortet durch manche merkwürdige Beispiele von Menschen, die bald nach ihrer Geburt durch widrige Unfälle aus dem Kreise der Ihrigen gerissen wurden, und in einsamen Wäldern oder öden Wüsteneien ihre Tage verleben mußten. Geboren aber nicht erzogen als Menschen, glichen sie in ihrem Aeußern und in ihrer ganzen Lebensart beinahe völlig den unvernünftigen Thieren. So wie diese, nährten sie sich von Eicheln, wilden Baumfrüchten, Wurzeln, und dem Raube verschiedener Thiere; so wie diese, erkletterten sie Bäume und tauchten unter das Wasser; gleich ihnen, vertheidigten sie sich gegen ih-

re Feinde. Fast keine Spur von Vernunft und sittlicher Empfindung offenbarte sich bei ihnen, und gewöhnlich verfloß eine Reihe von Jahren, ehe sie, wieder gegeben der menschlichen Gesellschaft, zu einigen vernünftigen Vorstellungen gelangten, und ihren Brüdern sich annäherten.

Es ist gewiß: nur unter seines Gleichen kann der Mensch das werden, was er werden soll; nur unter Menschen bildet sich der Mensch; nur an der Seite vernünftiger Wesen kann er auch vernünftig werden. Sehet da den ungemein großen Vortheil des gesellschaftlichen Lebens, und erkennet mit Dank die weise Einrichtung der Gottheit, die in unser Herz den Trieb nach geselligem Umgang gelegt, und dadurch Menschen mit Menschen, Völker mit Völkern verbunden hat, damit sie einander erziehen und bilden.

Schon oft, und noch vor kurzem, iſt an dieſem Orte von den groſſen Vortheilen die Rede geweſen, die das geſellſchaftliche Leben gewährt. Ich enthalte mich daher einer näheren Auseinanderſetzung derſelben. Aber gern möchte ich eure Aufmerkſamkeit auf einen ähnlichen Gegenſtand lenken, der unſtreitig einer näheren Betrachtung würdig iſt.

Mit Liebe und väterlicher Huld umfaßt Gott die Welt; um die Menſchen ein höheres Daſeyn empfinden zu laſſen, traf er viele weiſe Veranſtaltungen, die, gehörig benutzt, uns unſerer Beſtimmung näher führen. Darunter gehört auch vorzüglich die dem Menſchen eingepflanzte Neigung, ſich an Gleichgeſinnte anzuſchließen, ſie mit Vertrauen, Achtung und innigem Wohlwollen zu umfaſſen, mit ihnen Ein Herz und Eine Seele zu ſeyn. Wir nennen dieſes ver-

traute Verhältniß gleichgesinnter Personen Freundschaft. Wer ihren Werth kennt, hält sie für ein großes Geschenk des Himmels; der Gute findet in ihr das schönste Glück des Lebens, und selbst der minder Gute nimmt seine Zuflucht zu ihr. Es ist nichts Ueberflüßiges, den Menschen an die Vortheile zu erinnern, die sie gewährt, und ich will daher in dieser Stunde euch, m. F., auf den hohen Werth der Freundschaft aufmerksam zu machen suchen. Mit Liebe sah Gott auf unser Geschlecht herab, und schenkte ihm — Freundschaft.

Die Versammlung.

Mel. Jesus meine Zuversicht.

Gieb uns allen, Gott, ein Herz
Voll von wahrer Menschenliebe,

Das an Andrer Freud und Schmerz
Antheil nehm' und gern das übe,
Was der Liebe Pflicht begehrt,
Wie sie Jesus uns gelehrt.

Das vertraute Verhältniß gleichgesinnter Personen, oder die Freundschaft, hat einen hohen Werth. Mannigfaltig sind die Vortheile, die sie gewährt. Nur einige der vorzüglichsten dieser Vortheile will ich berühren.

Die Freundschaft versüßt und verschönert erstens das Leben.

Wer von uns hat dieses nicht schon empfunden? Es ist süß und angenehm, sich von edlen Seelen geachtet und geliebt zu sehen. Der Mensch lebt gewöhnlich mehr in Andern, als in sich selbst; in seinen Freunden erkennt er sich wieder. Denket euch einen Menschen, dem es gänzlich an fremder Achtung

und Zuneigung fehlte, der nicht ein einziges Herz hätte; das er sein nennte, wie viele Freuden müßte der entbehren, die demjenigen zu Theil werden, dem es gelungen ist, sich, wenn auch nur Einen redlichen Freund, Eine redliche Freundinn zu erwerben. Es liegt tief in unserer Natur, daß wir nach der Achtung und dem Wohlwollen Anderer streben; die Befriedigung dieses Bedürfnisses durch den Besitz treuer Freunde kann daher nicht anders als mit angenehmen Empfindungen verbunden seyn. Erheiternd ist der Gedanke: daß es Menschen gibt, die uns schätzen und lieben.

Und wie viele Freuden fließen nicht aus dem traulichen Umgange mit gutgesinnten Freunden! Jeder Mensch hat einen Hang, seine Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Entwürfe Andern mitzutheilen. Wo kann dieser Hang besser befriedigt werden,

als bei dem Freunde, bei der Freundinn, die an unserm Leben aufrichtigen Antheil nehmen! Der Freund versteht uns, er fühlt uns nach, er vergrößert durch seine Theilnahme die Summe unserer frohen Empfindungen, und getrost können wir in seine Brust unsere Geheimnisse niederlegen. Es ist vieles, was wir nicht Jedem entdecken dürfen; unsere frömmsten, heimlichsten Wünsche tragen wir nicht zur öffentlichen Schau; unsere Urtheile über diesen und jenen Gegenstand dürfen wir oft nicht laut werden lassen; welche Last würde auf unserm Herzen ruhen, wenn wir dies alles in uns verschließen, wenn wir es ewig mit uns herumtragen müßten, ohne es jemanden mitzutheilen, von dessen Redlichkeit und Edelmuth wir überzeugt sind! Wie süß und angenehm ists dagegen, wenn diese Mittheilung uns durch den Besitz rechtschaffener

Freunde erleichtert und möglich gemacht wird, wenn wir an ihrer Seite uns der Laſten, die unſer Innres drücken, entledigen, und in ihren Buſen unſer Herz ausſchütten können.

Wie angenehm iſt es ferner für uns, an dem Wohle eines Andern recht innigen Antheil zu nehmen, und in welchen Verhältniſſen bekommen wir mehr Veranlaſſung dazu, als in den freundſchaftlichen? Es verbreitet in unſerm Innern ein ſeliges Vergnügen, ſich ſagen zu können: Mein Freund, meine Freundinn verdanken dem herzlichen Wohlwollen, womit ich ſie umfaſſe, manche Freude des Lebens!

Ja das Leben wäre nicht zur Hälfte ſo angenehm, wenn es nicht durch Freundſchaft verſüßt würde! Zwar mancherlei Freuden ſchenkt uns der Himmel auf Erden; aber ſie würden von ihrem Angenehmen ſehr vie-

les verlieren, wenn wir sie allein genössen, wenn wir sie nicht mit theilnehmenden Freunden theilen könnten! Schön ist der Anblick der auf- und untergehenden Sonne, schön das Schauspiel, das der emporsteigende Mond gewährt, angenehm und erhebend der Hinblick nach dem gestirnten Himmel und einer schönen Landschaft; auch den Einsamen können diese reizenden Naturgegenstände in frohes Erstaunen, in süße Rührung versetzen; aber wie viel schöner erscheinen sie uns, wenn wir sie an der Seite des Freundes, der Freundinn betrachten, und in dieser Betrachtung in ihr heiteres Auge blicken, und uns vereint dankbar über d e n freuen können, der diese Welt so schön, und das menschliche Gemüth für Freundschaft empfänglich gemacht hat. O es ist gewiß, daß Welt und Leben durch edle Freundschaft um vieles verschönert werden! Auch darf es nicht

unbemerkt bleiben, daß die Freuden, welche die Freundſchaft gewährt, rein und nicht ſo ſchnell vergänglich ſind, als ſo viele andere Freuden. Doch es wäre überflüßig, dieſes beweiſen und weiter ausführen zu wollen. Alle von uns ſind davon überzeugt; die meiſten kennen den wohlthätigen Einfluß der Freundſchaft auf die Heiterkeit des Gemüths aus eigener Erfahrung. Selbſt die Kleinen von euch, ihr meine jungen Freunde, ſind damit nicht ganz unbekannt; denn Freundſchaft verſüßt und verſchönert uns das Leben ſchon in unſerer zarten Kindheit! So lange ihr keinen Vertrauten eures Herzens hattet, ſo genoſſet ihr wohl auch mancherlei Freuden; aber wie ganz anders wirkten ſie auf euch, wenn ihr jemanden fandet, der euch herzlich liebte, und an euern frohen Begegniſſen warmen Antheil nahm. Gewiß zählet ihr die Stunden, die ihr in

Freundschaft verlebtet, unter die schönsten und angenehmsten eures Lebens; wie oft genießet ihr sie vielleicht noch einmal in süßer Rückerinnerung! In dem Augenblicke, in welchem ihr den Freund, die Freundinn fandet, die euer Herz vielleicht schon lange mit heimlicher Sehnsucht suchte, ging euch eine neue, schönre Welt auf. O wohl dem, der an der Freundschaft Hand durchs Leben wandelt; süß und angenehm wird ihm durch sie sein Daseyn! Dankbar blicke er zu dem hinauf, der das menschliche Herz empfänglich für Freundschaft schuf.

Die Versammlung.

Mel. Süße, heilige Natur.

Wohl dem, welcher Freunde fand!
O ihm fließt an ihrer Hand
Sanft und schnell, bei frohem Sinn,
Dieses kurze Leben hin!

Die Freundſchaft verſüßt und verſchönert uns nicht nur das Leben, ſie erleichtert auch, zweitens, die Beſchwerden und Leiden deſſelben. Leiden liegen mit in dem Erziehungsplane der Gottheit, ſie veredlen den Menſchen, und ohne ſie hätte unſer Geſchlecht gewiß noch nicht ſo große Fortſchritte in ſeiner Vervollkommnung gemacht. Aber indem Gott Beſchwerden und Leiden über uns verhängte, ſtellte er zugleich einen Troſtengel an unſere Seite, der uns die Laſten tragen helfe, welche uns drükken; der uns die Unannehmlichkeiten mildern ſollte, die uns widerfahren; und dieſer von Gott geſandte Troſtengel iſt die Freundſchaft. O wie vieles ſind wir ihr in dieſer Rückſicht ſchuldig, und welche Urſachen haben wir nicht, Gott für dieſes unſchätzbare Geſchenk zu danken!

Nie erscheint der Werth einer treuen, edlen Freundschaft in einem so schönen Lichte, als bei Widerwärtigkeiten, welche den Freund treffen; nie erkennt man den Freund besser, als in der Noth. Es ist freilich Pflicht für jeden Menschen, sich so viel Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters zu erwerben, daß er in den Tagen der Trübsale nicht den Muth verliere und zaghaft werde; daß er in den Stunden des Unmuthes und Verdrusses in sich selbst die Kraft finde, der üblen Stimmung des Gemüthes zu widerstehen; daß er, wenn auch die härtesten Unfälle auf ihn losstürmen, und ihn alles verläßt, nicht wanke, sondern männlich da stehe, fest wie ein Fels, den kein Gewitter zu erschüttern vermag. Aber wie wenige Menschen erheben sich zu dieser Größe der Seele, wie wenige können des Trostes und des Beistandes Anderer in ihrer Noth

entbehren! Und, laſſet uns geſtehen, ſelbſt der hochherzige Mann hat Stunden, in welchen er ſich nach dem Troſte und der Aufheiterung des Freundes ſehnt, und an deſſen Seite Erleichterung der Laſten ſucht, die ihn drücken.

Durch aufrichtiges, warmes Mitgefühl, und wenn es die Noth erfordert, durch thätigen, mit Aufopferung verbundenen Beiſtand ſucht der treue Freund die Lage des duldenden Freundes zu erleichtern. Mannichfaltig iſt das Ungemach und die Leiden, die uns treffen; auch der beſte, edelſte Menſch iſt nicht frei davon. Bald geben uns äuſſere Unglücksfälle, bald innere Leiden Veranlaſſung zum Unmuth. Wohl uns, wenn dann eine redliche Freundinn, ein redlicher Freund durch ihre Theilnahme unſer leidendes Herz wieder aufrichtet, wenn wir zu ihnen unſre Zuflucht nehmen, ihnen unſern

Kummer entdecken, in ihren Armen Troſt und Beruhigung ſuchen können. Was in ſolchen Umſtänden die Freundſchaft vermag, wiſſen gewiß viele von uns aus eigener Erfahrung.

Nichts iſt gewöhnlicher, als daß der beſſre Menſch, der nach etwas Höherem ſtrebt, und dadurch dem großen Haufen oft anſtößig wird, die Erfahrung machen muß, daß man das Gute, das an ihm iſt, verkennt, ihm wohl gar Abſichten und Handlungen andichtet, an die er nie gedacht hat, und, bei der Güte ſeines Herzens, nicht denken konnte. Niederſchlagend iſt es, wenn der Gute auf dieſe Weiſe der Nichtachtung und Verläumdung Anderer Preis gegeben wird. Aber wie leicht kann er ſich beruhigen, wenn er das Glück genießt, einen treuen, edlen Freund zu beſitzen, der ihn beſſer kennt, der ſein Herz ſchätzt und liebt.

Mag ihn dann die ganze Welt verkennen, der Freund verkennt ihn nicht; es ist eine Seele da, die tiefer in sein Innres geblickt, und ihm Vertrauen und Liebe geschenkt hat; wie könnte er da noch den Muth verlieren und unglücklich seyn!

Lasset den Menschen alles verlieren: blieben ihm nur treue Freunde, so kann er getrost seyn; er besitzt noch mehr als er verloren hat. Fast alle von euch, ihr jungen Freunde, haben noch Aeltern, von denen sie zärtlich geliebt werden. Der Himmel erhalte sie euch noch lange. Aber einmahl muß die Zeit kommen, wo sie Gott von der Erde in ein anderes Leben ruft, wo ihr ihren Verlust beklagt, und ihr Dahinscheiden beweint. Die euch am herzlichsten liebten, sind dann nicht mehr. Aber getrost, euer Vater dort oben hat dafür gesorgt, daß der Mensch für diesen großen,

schmerzlichen Verlust entschädigt werde. Tröstend wird dann die Freundschaft zu euch treten, und euch die verlorne Liebe durch Liebe ersetzen.

Welcher bewunderungswürdigen Aufopferungen die Freundschaft fähig ist, wenn es die Noth gebietet, davon hat uns die Geschichte merkwürdige Beispiele aufbewahrt, die den meisten von uns nicht unbekannt sind. Alles, selbst Freiheit und Leben, hat oft der edle Freund für den Freund in Gefahr gesetzt und aufgeopfert. O Freundschaft! Freundschaft! Tochter des Himmels! wie mächtig ist dein Einfluß auf die duldende Menschheit! Wohl dem, der in seinem Kummer und Elende an dem Herzen eines geprüften Freundes Trost und Erleichterung finden kann!

Die Verſammlung.

Mel. Du, der Unſchuld ſüße Ruh.

Glücklich, dem ein edles Herz
Seinen Kummer, ſeinen Schmerz
Tröſtend lindert;
Dem ein Freund, gerrüſt im Tod,
Dieſes Lebens Sorg und Noth
Treu und redlich mindert.

Laſſet mich noch Einen Vortheil anführen, den die Freundſchaft gewährt. Er iſt unſtreitig der wichtigſte. Wahre, edle Freundſchaft hat einen großen Einfluß auf unſere Veredlung. Ich ſage mit Bedacht, wahre, edle Freundſchaft, denn nur dieſe kann die gedachte Wirkung hervor bringen.

Sowohl die Bildung des Verſtandes, als die Veredlung des Herzens gewinnt durch ſie. Wenn Freunde ſich zu guten Zwecken

verbinden, wenn nicht sinnlicher Genuß, nicht die unedle Neigung, Andere strenge und unbillig zu beurtheilen, noch sonst ein sinnlicher, tadelhafter Beweggrund sie zu einander geführt und verbunden hat: so können sie einander ungemein nützlich werden. Jeder theilet dem andern gerne und unverholen mit, was er weiß; der eine berichtigt die Ansichten und Urtheile des andern, spornet ihn durch sein Beispiel an, den Kreis seiner Einsichten zu erweitern, und so kann es, bei diesem traulichen Wechsel und Umtausch der Gedanken, nicht fehlen, daß jeder der Freunde an Verstand zunimmt, an Bildung des Geistes gewinnet. Aber noch größer ist der Einfluß der Freundschaft auf die Veredlung des Herzens. Ungemein viel können in dieser Hinsicht edle Freunde auf einander wirken, theils durch Lehre, theils durch Beispiele. Auch der gute Mensch

begehet oft, aus Unwiſſenheit oder Uebereilung, einen Fehler. Wohl ihm, wenn der Freund mit Freimüthigkeit, mit der ſich immer beſcheidene Schonung verbinden läßt, ihn auf ſeine Fehltritte aufmerkſam macht. Was Andere ihm bedächtig verſchweigen, kann der Freund ihm ſagen, und dadurch mancher Verirrung vorbeugen. Sein Rath bei mißlichen Fällen wird ihn oft leiten, daß er nicht mit Unbedacht und Unbilligkeit handelt.

Noch mehr wird das **Beiſpiel** eines edelgeſinnten Freundes, einer tugendhaften Freundinn, wirken. Man hat die Bemerkung gemacht, daß mancher verdorbene Menſch beſſer wurde, wenn er auch nur mit einem vorzüglich Guten unter Einem Dache wohnte. Wie viel mehr muß der häufige Umgang mit redlichen Freunden wirken! Vertraut mit den Grundſätzen des Freundes,

die man immer mehr kennen lernt, wird man es nicht hindern können, daß sie, oft unvermerkt, auf die Bildung unserer sittlichen Gesinnungsart und Handlungsweise einen bedeutenden Einfluß äußern. Ohne daß wir dessen deutlich bewußt werden, werden wir an der Seite des rechtschaffenen Freundes immer besser.

Schon der Wunsch, uns in der Achtung und Liebe des Freundes, der Freundinn zu erhalten, wird uns mächtig auffordern, uns ihm immer von der besten Seite zu zeigen, Schwächen und Mängel, die uns ankleben, zu entfernen, und uns durch edle Gesinnungen in seinem Vertrauen und Wohlwollen immer mehr zu befestigen. Auch ihr, m. j. Freunde, werdet diese Erfahrung schon oft an euch selbst gemacht haben. Ein schöneres, höheres Leben begann für euch, so wie ihr einen tugendhaften Freund fandet;

um euch in seiner Liebe zu erhalten, wie manchen Fehler suchtet ihr da zu bekämpfen, ihr wurdet besser an der Hand der Freundschaft.

Wenn vollends gute Freunde sich blos aus der Absicht verbinden, um mit vereinigter Kraft sich ihrem Ziele zu nähern und im Guten fortzuschreiten: o wie heilsam wird dann ihre Verbindung seyn! Sie werden einander mit Erfolg zu allem, was schön und gut ist, ermuntern; sie werden einander stärken und aufhelfen, wenn der eine oder der andere auf dem Wege der Tugend straucheln sollte; sie werden, getrieben von diesem edlen Geiste, und geführt von der Hand der Freundschaft, sich dem nähern, der der Urheber ist von allem Schönen und Guten.

Aus dem Einflusse, den die Freundschaft auf die Veredlung des Geistes und Herzens äußert, sehen wir vorzüglich, welch' eine

herrliche Veranstaltung der Vorsehung sie ist, das menschliche Geschlecht dem ihm vorgesteckten Ziele näher zu führen. Möchte sie von allen von dieser Seite betrachtet werden, und auf unser Herz immer wohlthätig wirken!

Die Versammlung.

Mel. Deine Sonne weckt mich wieder.

Freundschaft, schönes Glück der Erde,
Leite uns an deiner Hand!
Daß der Mensch zum Menschen werde,
Wardst du ihm von Gott gesandt!
Lenke unsern Blick nach oben,
Bei der Freude, bei dem Schmerz;
Aehnlich werde ihm dort droben
Unser Geist und unser Herz.

Es wäre unnöthig, zur Freundschaft zu ermuntern. Jeder fühlt das Bedürfniß derselben, und suche es zu befriedigen. Aber

es sey mir vergönnt, an dessen Statt, dem Gesagten eine Aufforderung anzuknüpfen, die ich von euch besonders, ihr meine jungen Freunde, beherzigt zu sehen wünsche. Es ist die Aufforderung: Seyd bei der Wahl eurer Freunde behutsam, und gründet sie immer auf Tugend. Nicht jeder ist unser Freund, der sich so nennt; viele spielen mit diesem Worte, so wie mit der Sache selbst, und oft ist hinter freundlichen, schmeichelnden Worten ein untheilnehmendes oder schlechtes Herz versenkt. Das jugendliche Gemüth ist so sehr aufgelegt, sich jedem, der eine gute Außenseite zeigt, in die Arme zu werfen, und dabei oft einen Heuchler oder Bösewicht ans Herz zu drücken. O seyd, m. Fr., vorzüglich in diesem Stücke bedächtig; über alles müsse euch euer Herz gehen, werfet es nicht weg, schenket es nur edlen Seelen — es ist das

Beste, das Kostbarste, das ihr besitzt; bewahrt es vor der schrecklichen Täuschung erheuchelter, unedler Freundschaft. O wie viele hoffnungsvolle Jünglinge, in denen die schönsten Anlagen zu edlen Männern lagen, gingen auf diesem Wege verloren; ihre Unschuld und Ruhe scheiterten an dieser gefährlichen Klippe. Rein und edel entrissen sie sich den Armen zärtlicher Aeltern oder redlicher Versorger; befleckt von Laster und niedergebeugt von Schaam kehrten sie zu ihnen zurück, um durch den Anblick des Jammers einer liebenden Mutter, des stillen Kummers eines in seinen Erwartungen getäuschten Vaters noch unglücklicher zu werden. Schlechtgesinnte Freunde waren ihre Anführer.

Aus einer Freundschaft, die nicht auf Tugend gegründet ist, entspringt keiner der Vortheile, die ich angeführt habe. Unedle,

eigennützige Freunde versüßen uns nicht das Leben; sie verbittern es; sie stehen uns in der Noth nicht bei, sondern weichen gerade dann von unserer Seite, und statt die Gesinnung zu veredlen, verderben sie das Herz durch schlechte Grundsätze und schlechtes Beispiel.

O wählet daher, lieben j. Fr., nur tugendhafte Menschen zu euren Vertrauten; könnet ihr diese nicht finden, so lebet lieber ohne Freunde. Doch dieses ist nicht zu besorgen. Ein Herz der Freundschaft werth wird allzeit Freunde finden! sagt sehr wahr ein frommer Dichter. Seyd ihr so glücklich gewesen, den gesuchten wahren Freund zu finden; so haltet fest an ihm mit Liebe und Vertrauen, und erfüllet gegen ihn treulich die Pflichten eines Freundes. Bei Freude und Schmerz sey euer Herz seine liebste und sicherste Zufluchtsstätte, nie schließe es sich

seinen Klagen, nie lasse es ihn ohne Trost in den Tagen der Prüfung. Lasset uns, o lasset uns alle, heiter und nach Tugend ringend, an der sanftleitenden Hand der Freundschaft dem Grabe und einem besseren Leben entgegen gehen.

Die Versammlung.

Freunde, o mein Herze soll
Nie vor euch sich schließen!
Wenn es ist von Freude voll,
Soll sichs euch ergießen;
Auch sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

VII.

Die Leichtsinnige.

Schon als kleines Mädchen war Erneſtine, die Tochter eines reichen Weinhändlers, ſehr leichtſinnig. Ihre Aeltern ſuchten ſie zu allem Guten anzuführen, aber Erneſtine nahm keinen guten Rath an. Nicht nach dem Willen Anderer, ſondern nach ihrem eigenen Kopfe ſollte es gehen. Was ſie unternahm, unternahm ſie ſelten mit der gehörigen Ueberlegung, bei ihr entſchieden augenblickliche Einfälle faſt allein.

Liebe Tochter, ſagte oft die redliche Mutter, der gute Menſch denkt über das, was er thun will, vorerſt nach, und prüft, ob

es auch gut sey. Daran muß man sich schon in der Jugend gewöhnen. Gott hat uns nicht auf die Welt gesetzt, daß wir unbedachtsam und leichtsinnig auf derselben leben, sondern daß wir bei unsern Handlungen den Verstand zu Rathe ziehen, und als vernünftige Wesen, als Kinder Gottes immer und überall zu Werke gehen sollen. Darum, sey auch du, liebe Tochter, auf dich fein aufmerksam, und werde mir mit jedem Tage gesetzter, besonnener und verständiger.

Erneſtine lächelte. Die Mutter bemerkte es. Du kränkst mich, sprach sie zur Tochter, durch dein thörichtes Benehmen. Lächeln kannst du über eine ernsthafte Ermahnung deiner Mutter? Ist dein Gefühl schon so sehr abgestumpft? O leichtsinniges Kind, daß du es einmahl nicht mit Schmerzen bemuern und beweinen mögest, deine Mut-

ter gekränkt, und ihre Lehren nicht befolgt zu haben!

Jetzt wurde Erneſtine roth im Geſichte, und ſchlug die Augen nieder. Die Mutter wendete ſich um, und trocknete ſich eine Thräne. Der Vater trat ins Zimmer, und bemerkte, daß ſeine Frau ſich betrübt habe. Er errieth ſogleich, was die Veranlaſſung davon geweſen ſey, und ſah mit einem finſtern, verweiſenden Blicke nach Erneſtinen.

Einmahl verreiſte Herr Ehrenreich — ſo hieß Erneſtinens Vater — um Weine einzukaufen. Seine Frau hatte ihm etwas ſehr Nothwendiges zu ſchreiben. Als der Brief geſiegelt war, rief ſie Erneſtinen herbei, und ſagte zu ihr: Nimm dieſen Brief, meine Tochter, und trage ihn ſchnell auf die Poſt. Er muß noch heute fort, denn bekommt ihn der Vater zu ſpät, ſo ſchadet ihm dieſes in ſeinem Handel ſehr.

Erneſtine nahm den Brief, und ging damit auf die Poſt. Auf dem Wege begegnete ihr aber Kunigunde, eine Freundinn von ihr. Wohin, liebe Erneſtine? rief dieſe ihr zu. Es iſt gut, daß du kommſt! Du ſollſt was Drolliges ſehen. Hinter unſerm Garten iſt ein Pferd umgefallen, das durchaus nicht wieder aufſtehen will. Der Bauer, dem es gehört, prügelt unmenſchlich auf das arme Thier los, und macht dabei ſo poſſierliche Grimaſſen, daß man ſich des Lachens nicht erwehren kann. Das Spektakel mußt du mit anſehen; es wird dich ſehr amüſiren. Komm nur ſchnell mit mir!

Erneſtine vergaß darüber den Brief und die Rede der Mutter. Den Bauer mit den poſſierlichen Grimaſſen wollte ſie durchaus ſehen. Sie hängte ſich in Kunigundens Arm, und lief mit ihr fort.

Die beiden leichtſinnigen Mädchen kamen an dem Orte an, wo das Pferd lag. Sie lachten laut über den Bauer, der es durch Schläge wieder auf die Beine bringen wollte. Es kamen viele Leute herbei gelaufen. Kunigunde und Erneſtine hatten bald über den einen, bald über den andern etwas zu bemerken, zu lachen und zu ſpotten. Ungeſcheut trieben die leichtſinnigen Mädchen ihren Muthwillen. Wohl eine Stunde lang hielten ſie ſich bei dem Garten auf.

Jetzt erſt fiel der leichtſinnigen Erneſtine der Brief der Mutter ein. Ich muß davon eilen, rief ſie, ſonſt komme ich zu ſpät auf die Poſt. Sie lief fort. Als ſie das Poſthaus erreichte, war es ſchon geſchloſſen, und den Brief wollte man nicht mehr annehmen.

Erneſtine ging nach Hauſe. Wie? rief ihr die Mutter entgegen, du kommſt mit dem Briefe wieder, Erneſtine?

Die Tochter erzählte nun, daß man den Brief auf der Post nicht mehr habe annehmen wollen. Als die Mutter aber erfuhr, daß Erneſtine zu ſpät nach der Poſt gegangen ſey, wurde ſie unwillig, und ſprach: Dein Leichtſinn hat deinem Vater einen böſen Streich geſpielt. Er bekommt nun den Brief nicht zur rechten Zeit; dieß wird ihm bei ſeinem Weineinkaufe den größten Schaden zufügen. Daß man ſich auf dich doch ſo wenig verlaſſen kann! Nicht Freude, nur Verdruß machſt du deinen Aeltern! Gehe mir aus dem Geſichte, du Leichtſinnige!

Erneſtine mußte in die Kammer, wo ſie zu weinen anfing. Des Abends ließ ihr die Mutter durch die Köchinn etwas zu eſſen bringen; ſehen durfte aber Erneſtine ihre Mutter dieſen Tag nicht mehr. Am andern Morgen näherte ſich die leichtſinnige Tochter derſelben mit Thränen, und bat um Ver-

zeihung. Die Mutter sah sie ernsthaft an, und sagte: Ich habe dich oft gebeten, nicht so leichtsinnig zu seyn, du hast mir nicht gefolgt; zeige in Zukunft, daß du verständiger geworden bist, dann werde ich dir wieder gut seyn; eher nicht.

Erneſtine befand ſich einige Tage hindurch in einer peinlichen Lage, denn die Mutter machte ihr kein freundliches Geſicht. Kein Eſſen wollte ihr ſchmecken, keine Arbeit gelingen, kein Spiel und kein Vergnügen behagen, und der Mutter näherte ſie ſich nur mit Aengſtlichkeit und niedergeſchlagenem Auge.

Doch dieſes dauerte nur einige Tage. Erneſtinens Leichtſinn erwachte von neuem, und das Vorgefallene war bald vergeſſen.

Der Vater kehrte zurück. Den Brief ſeiner Frau hatte er wirklich zu ſpät erhalten. Sein Einkauf war deshalb nicht

ganz vortheilhaft ausgefallen; und er versicherte, daß die zu späte Ankunft des Briefes ihm einen Schaden von mehrern tausend Thalern zugefügt habe.

Als Herr Ehrenreich erfuhr, daß an diesem Verluste nichts anders Schuld sey als der Leichtsinn seiner Tochter, wurde er unwillig über Erneſtinen, und machte ihr starke Vorwürfe. Sie wirkten auf sie, doch nur eine Zeitlang; in wenigen Tagen war alles wieder vergessen, und Erneſtine von neuem die alte Leichtsinnige.

So ging es von Jahr zu Jahr. Erneſtine wurde älter, aber der Leichtsinn verließ sie nie. In ihrem Umgange mit Andern war sie nicht vorsichtig genug, sie erlaubte sich oft ein unanständiges Betragen in Gesellschaft, führte freie Reden, verletzte bisweilen sogar die Gesetze der Schaamhaftigkeit und Sittsamkeit, urtheilte über

Andere unüberlegt und voreilig, zog sich und Andern dadurch groſsen Verdruſs zu, und wurde von niemanden aufrichtig geschätzt und geliebt.

Da übrigens Erneſtine ein schönes Aeuſsere beſaſs, so sah sie sich gewöhnlich von vielen jungen Männern umgeben, die ihr die übertriebenſten Schmeicheleien sagten. Sie war viel zu leichtſinnig, als daſs ſie dieſe Schmeicheleien nicht für baare Wahrheit aufgenommen hätte. Ihre Eitelkeit, die ohnedies groſs war, bekam dadurch viel Nahrung, und wuchs mit jedem Tage.

Unglücklicher Weiſe verlor Erneſtine in ihrem achtzehnten Jahre Vater und Mutter. Dieſer Verluſt beugte ſie ſehr danieder, und veranlaſste ſie zu einem ernſten Nachdenken über ſich. Sie kam zu einer ältlichen Tante, die eine würdige Frau war, und bei ihr Mutterſtelle vertreten wollte.

Erneſtinen ging es bei der Tante wohl, und in wenigen Wochen waren Vater und Mutter vergeſſen. Jetzt änderte ſich auch auf Einmahl Erneſtinens Betragen. Sie fing von neuem an, leichtſinnig zu werden, auf den Rath verſtändiger Menſchen nicht zu achten, und nur auf Befriedigung der Wünſche ihrer Eitelkeit hinzuarbeiten.

Die Tante bemerkte dies, und machte ihr darüber in dem ſanfteſten Tone Vorſtellungen. Mit ſichtbarer Gleichgültigkeit hörte Erneſtine dieſelben an, und ſetzte ſich mit unverzeihlichem Leichtſinne darüber hinweg. Die Tante, die ſo etwas nicht erwartet hatte, wurde betroffen, und ſprach im Tone gerechten Unwillens: Erneſtine, ich habe dich für ein gutes Mädchen gehalten, jetzt aber ſehe ich, daß ich mich in dir ſehr geirrt habe. Du biſt nicht nur leichtſinnig und eitel, du biſt auch gefühllos gegen die gu-

ten Rathschläge, die Andere dir, aus Liebe für dich, ertheilen.

Erneſtine verließ unwillig das Zimmer der Tante, und ſchmollte. Von nun an wollte es ihr bei der Tante nicht mehr gefallen. Sie wünſchte ſich weg, und bat ihren Vormund, er möchte ſie in ein anderes Haus bringen. Dieſer that ihr Vorſtellungen, aber ſie fruchteten nichts; ſie beſtand auf ihrem Verlangen.

Als die Tante hörte, daß ihre Nichte von ihr ſich wegwünſche, ging ſie ſelbſt zum Vormunde, und erklärte ihm, ſie könne Erneſtinen nicht länger in ihrem Hauſe behalten, ſie müßte ſobald als möglich von ihr weggenommen werden. Jedermann, der davon hörte, tadelte das leichtſinnige Mädchen, das nirgends beſſer aufgehoben ſeyn konnte als bei der Tante.

Erneſtine kam nun in das Haus eines weitläuftigen Anverwandten, wo ſie zwar nicht getadelt, aber in ſittlicher Hinſicht noch mehr verdorben wurde. Es gingen in dieſem Hauſe viele Menſchen aus und ein, die nicht in dem beſten Rufe ſtanden. Erneſtine wußte dies, deſſen ungeachtet ging ſie mit dieſen Leuten auf traulichem Fuße um, ſchäkerte, ſpielte und tanzte mit ihnen, und ließ ſich nicht nur auf öffentlichen Spaziergängen, ſondern auch an öffentlichen Orten, auf Bällen u. ſ. w. in der Geſellſchaft derſelben ſehen. Das machte in der ganzen Stadt Aufſehen, und erregte gegen Erneſtinen viel Mißtrauen. Aeltern, welche Töchter hatten, baten dieſe, nicht ſo zu werden, wie Erneſtine, und mit ihr keinen Umgang zu pflegen.

Nach und nach ſah ſich Erneſtine von allen ihren Freundinnen verlaſſen. Sie wuß-

re ſich dieſes nicht zu erklären, und empfand heimliche Schmerzen darüber. Kunigunde war die einzige, von der ſie noch bisweilen beſucht wurde. Doch auch dieſe blieb endlich aus.

An einem Sonntage ging Erneſtine mit einem jungen Mann ſpazieren, der für den abgeſchmackteſten Petitmaiter der Stadt galt. Kunigunde begegnete ihr, doch als ſie Erneſtinen von weitem kommen ſah, bog ſie um, und ſchlug einen andern Weg ein, um mit ihr nicht zuſammen zu treffen. Aber Erneſtine rief ihr zu, und Kunigunde mußte, aus Höflichkeit, ſtehen bleiben.

Erneſtinens Begleiter, deſſen wohlfriſirter Kopf in eine Wolke von Pomadenduft eingehüllt war, blieb ſtehen, während ſie Kunigunden entgegen hüpfte, und mit ihr in eine Laube ging. Kunigunde, ſprach ſie hier, wie kommt es, daß auch du mich jetzt ver-

läſſeſt? Du haſt dich doch ſo lange zu mir gehalten, biſt mir treu geblieben, als bereits alle meine Freundinnen mir untreu geworden waren, jetzt kommſt du auch nicht mehr zu mir, und vermeideſt recht abſichtlich, wie es ſcheint, meine Geſellſchaft. Woher kommt dies? ohne Grund geſchieht es nicht.

Kunigunde, die eine ſolche Frage nicht erwartet hatte, gerieth in Verlegenheit. Unwahrheit war ihr zuwider, denn von Jugend auf war ſie daran gewöhnt worden, immer die Wahrheit zu ſprechen. Sie hätte jetzt lieber geſchwiegen, aber Erneſtine wurde zudringlich, und wiederholte die Frage.

Kunigunde antwortete nun unverhohlen, ihre Aeltern hätten ihr verboten, Erneſtinen, wie bisher, zu beſuchen.

Doch mit dieſer Antwort begnügte ſich Erneſtine nicht. Sie fragte weiter, warum die Aeltern Kunigunden ſo etwas verboten hätten?

Kunigunde redete nun frei die Wahrheit, und erzählte ihrer ehemaligen Freundinn, daß alles in der Stadt ihre Entfernung aus dem Hauſe der Tante gemißbilligt habe, und großen Anſtoß daran nehme, daß ſie jetzt mit verdächtigen, übelberüchtigten jungen Leuten umgehe. Die Aeltern ihrer bisherigen Freundinnen hätten es deßhalb ihren Töchtern ſtrenge verboten, mit Erneſtinen umzugehen; ihr Vater habe daſſelbe gethan; ſie bedaure, daß ihre ehemalige Freundinn in einen ſo übeln Ruf gekommen ſey.

Erneſtinen fielen die Ausdrücke: übler Ruf, aufs Herz. Sie wurde warm, und fing an, ihre Aufführung zu rechtfertigen.

Ich habe nie etwas Böſes begangen, deſſen ſich mein Herz ſchämen müßte! rief ſie aus; daß man mich verläumdet und verdächtig zu machen ſucht, iſt ſchlecht gehandelt. Meine liebloſen Feinde haben ſich zu ſchämen, nicht ich.

Kunigunde machte ſie darauf aufmerkſam, daß ſie wohl glaube, Erneſtine habe nichts Böſes begangen, es ſey aber einmahl unter gebildeten Menſchen Sitte, daß Mädchen in ihrem Umgange behutſam ſeyn, und ihren Ruf auf alle Weiſe zu erhalten ſuchen müßten. Leichtſinnig dürfe das Mädchen, dem ſeine Ehre lieb wäre, in dieſem Punkte nicht ſeyn.

Mit dieſen Worten verließ Kunigunde ihre ehemalige Freundinn. Erneſtine wurde böſe auf ſie, und rief aus: Sieh' mir nur das ſchnippiſche Ding! will die doch gar eine Sittenpredigerinn machen! Euch, ihr

bösen Mäuler, zu Trotz, will ich fortfahren, zu leben, wie ich bisher lebte.

Sie sprang zu ihrem Begleiter, hängte sich in seinen Arm, und fing an, überaus lustig zu werden. Ihr muthwilliges Wesen fiel ihm selbst auf. Er erlaubte sich, im Vertrauen auf diesen Muthwillen, unanständige Scherze, die sie erröthen und ernsthaft machten.

Als sich Ernestine des Abends allein auf ihrem Zimmer befand, dachte sie über sich und das von Kunigunde Gehörte ruhiger nach. Es fiel ihr jetzt schwer aufs Herz, daß sie in einem bösen Rufe stehe; ihr Schmerz darüber löste sich in Thränen auf.

Eine Zeitlang war Ernestine in sich gekehrt, sehr ernsthaft und nachdenkend. Jedoch währte dieses nicht lange. Ihr leichtsinniges Wesen kam bald wieder zum Vor-

ſcheine, nur daß ſie in Rückſicht ihres Umganges aufmerkſamer auf ſich wurde.

Da Erneſtine ſchön und wohlhabend war, und ſich auch durch äußere Bildung und Geiſt auszeichnete, ſo warben mehrere brave Männer um ihre Hand. Allein ſie trieb mit jedem derſelben ihren Leichtſinn ſo weit, daß ſie am Ende zurücktraten, und ſich in keine Verbindung mit ihr einlaſſen wollten. Einige Anverwandte machten ihr deßhalb Vorwürfe, und machten ſie darauf aufmerkſam: daß ſie ihr Glück ſelbſt von ſich ſtoße, und am Ende eine alte Jungfer bleiben werde. Ey, warum das nicht! verſetzte ſie gewöhnlich: geht der eine fort, ſo wird ſchon ein anderer kommen!

So trieb es die leichtſinnige Erneſtine mehrere Jahre hindurch. Endlich ſtand ſie im ſechs und zwanzigſten Jahre, und es ſchien, als wenn niemand mehr Luſt hätte,

ſie zur Frau zu machen. Da erſchien aus einem fremden Lande ein junger Fabrikant, der ihr ſeine Hand bot. Er war unbegüterte, aber ein geſchickter und rechtſchaffener Mann. Vor ſechs, acht Jahren würde Erneſtine ihn mit Verachtung abgewieſen haben, jetzt nahm ſie ſeinen Antrag in Ueberlegung, und noch war keine Woche verfloſſen, ſo hatte er ihr Jawort.

Der gute, unglückliche Mann! Erneſtine war kaum ſeine Frau, als ſie ihn durch ihren Leichtſinn auf mancherlei Weiſe zu kränken ſuchte. Sie wollte, wie ſie vorgab, ſeine Liebe auf die Probe ſtellen, und machte ihm oft Tage lang kein freundliches Geſicht; in Geſellſchaft behandelte ſie ihn mit kränkender Gleichgültigkeit, und wenn er ſich an ihrer Seite zu erholen wünſchte, verließ ſie das Haus, und ſchwärmte in Geſellſchaften herum.

Das ſchlug den redlichen Mann ſehr danieder. Er that Erneſtinen Vorſtellungen; ſie verlachte ſie; er ſuchte durch Nachſicht und zuvorkommende Gefälligkeit ihre Liebe zu gewinnen; ſie ſchien es nicht zu erkennen und ſeiner zu ſpotten. Alles dies, verſicherte ſie, thäte ſie, nicht um ihren Mann zu quälen, ſondern um ſeine Treue und Anhänglichkeit auf die Probe zu ſtellen. Die Leichtſinnige! ſie berechnete die üblen Folgen nicht, die ſolch' eine Handlungsweiſe nach ſich ziehen müſſe. Ihr Mann, um ſich zu zerſtreuen, beſuchte öffentliche Häuſer, und wollte durch den Genuß ſtarker Getränke ſeine Sorgen und ſeinen Verdruß betäuben und erſticken. Er wurde ein ſtarker Weintrinker, und machte große Schulden. Auf Einmahl war er verſchwunden. Nach drei Jahren lief ein Brief aus Holland ein, daß er an der Lungenentzündung geſtorben ſey.

Erneſtine hatte ſich bereits der Zerſtreuung ganz ergeben, und ſich durch Ueppigkeit und Schwelgerei über die Urtheile hinwegzuſetzen geſucht, die über ſie gefällt wurden. Ihr Vermögen war in wenigen Jahren dahin. Verachtet ſtarb ſie in einem Spitale.

VIII.

Eleonore

oder

kindliche Dankbarkeit.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen ging Eleonore mit ihrer guten Mutter ſpazieren. Das reine Blau des Himmels wurde von keinem Wölkchen getrübt, die Blumen des Feldes ſtanden, bedeckt mit nächtlichem Thau, in ihrer Friſchheit da, die freundliche Sonne beſtrahlte ſie, und die Fluren ſahen, einem mit Diamanten geſchmückten Teppiche gleich. Leben und Heiterkeit war durch die Natur verbreitet, und Leonore fühlte ſich ge-

ſtärkt durch die Morgenfriſche, und von den Reizen des Frühlings erhoben zu dem, der unſichtbar, aber wirkſam im Weltall waltet.

Eleonorens Angeſicht verklärte ſich. Mutter, ſprach ſie, wie ſchön iſt alles um uns her! wie freundlich lächelt die Sonne, wie heiter iſt der Himmel! wie lebt und webt alles in der Natur.

Ja, meine Tochter, verſetzte die Mutter, der heutige Morgen iſt ſchön und reizend, er iſt ein Bild des Lebens, das dem Guten und Frommen zu Theil wird, wenn auch nicht in dieſer, ſo doch in einer andern Welt. Heute ſind es ſechszehn Jahre, daß ich mit deinem Vater ehelich verbunden worden bin. Dieſer Tag gab mir eine Reihe der ſchönſten Freuden, aber auch der Leiden nicht wenige. Du haſt deinen Vater nur wenig gekannt. Er ſtarb in deinem vierten Jahre. An Rechtſchaffenheit und Güs

te kam ihm nicht leicht jemand gleich. Mit Zärtlichkeit liebte er dich, meine Tochter! und in der letzten Stunde seines Lebens sagte er mehrmahls zu mir: Erziehe nur Eleonoren gut, damit sie gut werde und die Liebe Anderer verdiene! Dieser Wunsch schien seine ganze Seele zu beschäftigen, und wenige Augenblicke vor seinem Tode mußte ich dich noch zu ihm führen. Sein gebrochnes Auge ruhte nur auf dir; er legte seine Hand auf dein Haupt, und stammelte: Gott segne dich, meine Tochter! Gleich darauf verschied er.

Eleonoren rollten Thränen über die Wangen; auch die Mutter war tief gerührt, und trocknete sich die Augen. Sein Tod, fuhr sie fort, war schmerzlich für mich; ich hatte ja den besten, liebevollsten Mann verloren, du einen redlichen, zärtlichen Vater, wir beide unsern Versorger. Er ließ mich

in einer Lage zurück, die es mir nöthig machte, Tag und Nacht zu arbeiten, um mir und dir den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Du wurdest bald darauf krank, und setztest mich in die größte Angst. Der Gedanke, dich zu verlieren, war schrecklich für mich. Gott half dir, und ich fing an, ruhiger zu werden. Seitdem hab' ich manches Ungemach erfahren, manche schlaflose Nacht durchwacht und der Thränen viele geweint. Aber ich genoß auch manche Freude. Sah ich, wie sich bei dir, meine Tochter, eine Kraft nach der andern entwickelte, wie du zunahmst nicht nur am Körper, sondern auch am Geiste, o da vergaß ich darüber alle Mühe und Sorgen des Lebens, und freute mich über dein Wachsthum. Bei jeder guten Handlung, die du verrichtetest, erheiterte sich meine Seele, und gewann dem Leben neuen Reiz ab. Kam ich zuweilen in

das freie Feld, und sah um mich nichts als Leben, Segen und Wohlseyn, über mir das reine, heitre Blau des Himmels, und in sternhellen Nächten die zahllose Menge von glänzenden Weltkörpern, dachte ich dabei an die Ordnung, nach der sich alles richtet, und an die Weisheit, nach der alles gereihet ist: o da sank stiller Frieden und innige Freudigkeit in mein Herz, und ich sagte oft zu mir selbst: Der, der unsichtbar waltet, ist auch dein Gott und Vater; er wird deinen guten Willen nicht übersehen, und dich nicht verlassen. Froher ging ich dann an meine Arbeiten, geduldiger trug ich die Ungemächlichkeiten des Lebens, und wenn Bangigkeit sich meines Herzens bemächtigen wollte, dachte ich nur an den, von welchem Leid' und Freude kommen, sah ich nur nach dem gestirnten Himmel oder nach den be-

lebten Fluren, und in meine Bruſt kam Ruhe und Heiterkeit.

Mit Aufmerkſamkeit hörte Eleonore den verſtändigen Reden ihrer Mutter zu, fiel ihr an das mütterliche Herz, und ſprach bewegt: Liebe, gute Mutter! Sie haben für mich viel gethan; Ihnen verdanke ich nicht nur mein Leben, ſondern auch alles, was mir das Leben werth macht. Nie werde ich es vergeſſen, ſtets ſollen Sie in mir eine dankbare Tochter finden.

Der Mutter gingen dieſe Aeußerungen Eleonorens ans Herz. Tochter, ſprach ſie, die Hoffnungen, die du von dir erregſt, ſind jetzt das größte Glück meines Lebens; ohne ſie hätte die Welt weit weniger Reiz für mich. Bleibe dem Guten immer treu, dann wird Gottes und deines Vaters Segen auf dir ruhen.

Jetzt schritten Sie weiter. Neue Naturreize entfalteten sich vor ihnen. Von einem Hügel genossen Sie die herrlichste Aussicht. Mutter und Tochter setzten sich auf grüne Rasen nieder, und blickten mit still heiterer Seele auf die schönen Fluren, die sich unter ihnen ausbreiteten. Ich sehe, du freust dich, meine Tochter, sprach jene; die Reize der Natur fesseln dich, und dein Blick ist ungewöhnlich heiter. Wohl dem Herzen, das mit Liebe an der Natur hängt! O bleib' ihr immer treu! sie ist die aufrichtigste Freundinn der Menschheit; ihr vertrauen, heißt dem Guten vertrauen. Ich verkenne nicht die Vortheile, die uns große Städte gewähren, und die vielen Vorzüge, die sie in mancher Hinsicht und für gewisse Classen von Menschen vor dem Lande haben; aber für die meisten Menschen sind sie Kerker, gefährlich der Gesundheit des Körpers,

und noch mehr der Gesundheit der Seele; je näher wir der Natur leben, desto besser sind wir dran. Oft hat mir dein Vater aus einem geistreichen Schriftsteller die Stelle vorgelesen:

Große Städte sind große Lasten. Der eignen Freuden
Beraubet, hascht nach fremden Freuden man.
Alles in ihnen ist gemahlt, Gesichter und Wände,
Gebehrden, Worte, selbst das arme Herz.
Alles in ihnen ist von kostbarem Holz und von Marmor.
Von Holz und Marmor selbst auch Herr und Frau.
O Landesarmuth, o wie bist du reich!

Ach ich bin für das Landleben sehr eingenommen, sprach Eleonore. Warum, lie-

be Mutter, bleiben wir in der Stadt? Laſſen Sie uns der Mauern entfliehen, und in ländlicher Freiheit leben.

Man kann nicht immer, was man wünſcht, verſetzte die Mutter. Deinen Vater hielt ſein Amt in der Stadt zurück, und wir können ſchon deßhalb nicht aufs Land ziehen, weil wir dort wenig Erwerbsquellen fänden; die Arbeiten, welche wir verſtehen, und die uns unſern Unterhalt verſchaffen, eignen ſich nur für die Stadt. Glaube indeß nicht, meine Tochter! daß man in großen Städten nicht auch zufrieden und froh leben könne; wer Recht thut, und Gott vertraut, dem blüht überall die Freude, jene wahre Freude, die nicht von dieſer Welt iſt, und nur im Innerſten des Herzens keimt. Nur daß es in den großen Städten mehr Hinderniſſe als auf dem Lande gibt, dieſer Freude theilhaftig zu werden.

Indem sie so sprachen, ließ sich in einem nahen Kirschwäldchen eine Harfe hören. Bald vernahmen sie auch einen sanften Gesang. Die Stimme war eine weibliche Stimme; das Lied, das gesungen wurde und seit einigen Jahren sehr bekannt worden ist, drückte Sehnsucht nach dem Landleben aus, und lautete so:

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn
So einzig, ach! so einzig hin!
Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so.

Da schlägt im Mai die Nachtigall,
Da rauscht und tanzt der Wasserfall,
Da gleitet friedlich und gemach
Im Wiesengrund ein Silberbach.

Da sprossen Blümchen gelb und blau
Und weiß und roth auf grüner Au;

Da ladet mich der Schattenhain
In sein verschwiegnes Dunkel ein.

Da winkt die Laube von Jasmin,
Wo Veilchen rings und Rosen blühn;
Da würzt der Bäume Blüthenduft,
Des Flieders Hauch die Abendluft.

Da wiegt in manchen süßen Traum
Der Rasenstelle weicher Saum;
Da lauscht der Mond des Müden Ruh
So freundlich durch die Pappeln zu.

Da kennt man nicht der Mode Zwang,
Nicht Launenspiel und Grillenfang;
Da trübt nicht Spott, Betrug und Neid
Den Himmel der Zufriedenheit.

Wie wollt' ich da so ganz allein
Mit Freunden mich des Lebens freun!

Aufs Land, aufs Land, da ſteht mein Sinn
So einzig, ach! ſo einzig hin!

Auf Eleonore machte dieſer liebliche Geſang den beſten Eindruck. Die Sängerinn kam nicht zum Vorſchein. Noch ein Stündchen blieben Mutter und Tochter im Freien, und kehrten dann mit heitrer Seele nach der Stadt zurück.

Thätig und mit Gott und der Welt zufrieden, lebte Eleonore an der Seite einer ſo würdigen Mutter ihre Jugend. Mit Liebe und Dankbarkeit hing ſie an ihr. Tief fühlte ſie es, was ſie ihrer Mutter ſchuldig ſey, und ſuchte ihre zärtliche Sorgfalt durch kindliche Ergebenheit und Gefälligkeit einigermaßen zu vergelten.

Einmal wurde die Mutter ſehr krank. Eleonore litt dabei noch mehr als ſie. An dem Krankenbette entfaltete ſich das edle,

dankbare Herz der Tochter am schönsten. Fast nie wich sie von der Seite der Mutter. Sie hob sie ins Bett und aus dem Bette, besorgte alles aufs pünktlichste, was der Arzt verordnet hatte, durchwachte ganze Nächte bei der Kranken, und that dies alles so geduldig, so gerne, daß die kranke Mutter tief gerührt wurde, und dem Himmel dankte, daß er ihr eine so gute, dankbare Tochter geschenkt habe.

Die Krankheit zog sich in die Länge. Eleonorens Eifer, der Mutter treulich beizustehen, ermüdete nicht, blieb sich immer gleich, und nahm mit den Gefahren der Mutter zu. Gott segne dich, meine Tochter, sprach diese, du handelst an mir als ein gutes, dankbares Kind. O sähe dies dein Vater! Er würde Freudenthränen darüber weinen.

Einige Bekannte der Kranken kamen auf den Einfall, sie in das öffentliche Hospital bringen zu lassen, größtentheils darum, das mit Eleonore geschont würde. Als diese das von hörte, widersetzte sie sich diesem Vorhaben, und wollte es durchaus nicht zugeben, daß ihre Mutter von ihr entfernt werde. Nein! sprach sie mit Wärme, so lange ich nicht ganz unterliege, will ich meine gute Mutter selbst warten und pflegen! Sie hat es um mich verdient. Undank wär' es von mir, wenn ich, um mir Erleichterung zu verschaffen, mich von ihr zurückzöge.

Was jene Bekannten auch immer dagegen einwenden mochten, Eleonore ließ es nicht zu, daß die leidende Mutter in das Hospital kam. Erst nach zwei Monaten erholte sie sich und genas. Herzlich war Leonorens Freude darüber, herzlich der Dank

der Mutter für die liebreiche Pflege, die ſie von der Tochter erhalten hatte.

Als Eleonore im achtzehnten Jahre ſtand, zog ſie durch ihre weibliche Anmuth und Schönheit die Aufmerkſamkeit mehrerer jungen Männer auf ſich. Edmund, der Sohn eines ſehr reichen Wechslers, ſah ſie oft, und warb endlich um ihre Hand. Seine Anträge ſetzten das gute Mädchen in Verlegenheit. Ihr Herz fühlte Neigung für Edmund, nur ſchien es ihr, als wenn er zu viel auf äußerlichen Glanz und blendenden Pomp ſähe. Sie irrte ſich auch nicht. So manche gute Eigenſchaft Edmund auch beſaß, ſo hatte er doch von manchen wichtigen Angelegenheiten des Lebens ſchiefe Begriffe, und eine durch Vorurtheile des Standes verſchrobene Denkart. Als er eines Tages mit Eleonoren zuſammentraf, und in ſie drang, ſich zu erklären, ob ſie den Wünſchen ſeines Her-

zens Gehör geben, und seine Frau werden wolle, war diese bereits entschlossen, ihm eine bejahende Antwort zu geben.

Mit einemmale aber änderte sich die ganze Sache. Edmund gab Eleonoren zu verstehen, daß seine Familie zwar manches gegen seine Wahl einzuwenden habe, daß aber alles beseitigt werden würde, wenn Eleonorens Mutter, deren Armuth in der Stadt bekannt sey, ihren Aufenthaltsort veränderte, und sich etwa auf das Land zöge, wo er für ihren Unterhalt sorgen wolle.

Eleonore fühlte sich durch diese Aeusserungen an der empfindlichsten Seite ihres Herzens gekränkt. Mein Herr, sprach sie zu Edmund, in einem Tone, der ihm durch die Seele drang, wenn Sie mir die Schätze der Erde böten, und dabei verlangten, ich sollte meine gute Mutter von mir entfernen, ich würde mit Verachtung all' diese Schätze von

mir weisen, und lieber die äusserste Noth leiden, als mich eines solchen Undanks schuldig machen.

Aus der Heurath wurde nichts. Nach einem Jahre bot ein rechtschaffener Landprediger Eleonoren die Hand. Sie wurde seine Frau. Ihre gute Mutter nahm sie zu sich, und beträgt sich noch immer gegen sie mit dankbarer Liebe. Als Edmunds Frau hätte sie zwar ein glänzenderes, aber sicher kein glücklicheres Leben führen können. Ihre Tage fließen sanft und heiter dahin, wie Tage des Frühlings.

IX.

Die zwei Schwestern.

Carolinchen und Henriette waren die Töchter eines reichen Kaufmanns. Die Natur hatte beide mit schönen Talenten und einer ausgezeichneten Anlage zum Guten ausgestattet. Aber das, worauf viele Menschen bei einem Mädchen vorzüglich sehen, Schönheit und Reiz, hatte sie blos der jüngern Tochter, Carolinchen, zu Theil werden lassen. Henriette war von Natur nicht schön. In ihrem sechsten Jahre bekam sie die Blattern, litt sehr durch dieselben und trug viele kleine Narben davon.

Als beide Schweſtern etwas älter waren, beſuchten ſie bisweilen kleine Geſellſchaften, mit unter auch einen Ball. Bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich deutlich, daß die meiſten Menſchen, beſonders die jungen Männer, von den zwei Geſchwiſtern ganz verſchieden dachten. Carolinchens Schönheit wurde allgemein bewundert; jedermann behandelte ſie mit Aufmerkſamkeit, ſuchte in ihrer Nähe zu ſeyn, mit ihr zu ſprechen, zu tanzen, zu ſpielen. Man überhäufte ſie mit Gefälligkeiten, und lobte alles, was ſie ſprach und that.

Ganz anders betrug man ſich gegen Henriette. Weil ſie nicht ſchön war, ſo bekümmerten ſich auch wenige um ſie. Man unterhielt ſich in Geſellſchaft zwar auch mit ihr, aber mehr aus Höflichkeit, als weil man ſich zu ihr hingezogen fühlte. Die Artigkeiten, die man ihr zuweilen vorſagte,

kamen — das konnte man deutlich genug merken — nicht aus dem Herzen, sondern waren blos leere Worte, kurz, Henriette wurde vernachläßigt, während Carolinchen den Triumph genoß, bewundert zu werden.

Den beiden Schwestern entging nichts von dem Betragen Anderer gegen sie. Es brachte mancherlei Wirkungen auf sie hervor. Für Carolinchen war es sehr schmeichelhaft, daß man sie so sehr auszeichnete. Ihre Eitelkeit, die fast täglich neue Nahrung fand, wurde immer größer, und nahm am Ende ihr ganzes Herz ein. Zu Hause hatte sie keine Ruhe mehr; sie wünschte, täglich in Gesellschaft zu gehen, um darin bewundert zu werden. Ihre häuslichen Geschäfte wurden ihr zum Ueberdrusse; so oft sie nur konnte, entzog sie sich denselben. Sprachen ihre Aeltern ein ernsthaftes Wort zu ihr, so nahm sie es übel, und glaubte in ih-

rem Herzen, daß ihr Unrecht geschehe. Sie hatte zwei Lehrer; aber der Unterricht derselben fruchtete bei Carolinchen nicht mehr, seitdem ihrer Eitelkeit so sehr geschmeichelt wurde. In den Lehrstunden sas sie zerstreut; ihr Geist war nicht auf den Gegenstand, über den der Lehrer sprach, sondern auf ganz andere Dinge gerichtet. Forderte dieser sie zur Wiederholung des Gesagten auf, so wußte sie gewöhnlich nicht, wovon die Rede sey, und so mußte es kommen, daß Carolinchens Geist unausgebildet blieb, und der Schönheit ihres Gesichtes nicht entsprach.

Auch in sittlicher Hinsicht hatten die Schmeicheleien, die Carolinchen über ihre Schönheit fast täglich anhörte, einen nachtheiligen Einfluß auf sie. Sie verlor jene liebenswürdige Bescheidenheit, die man bei jedem wahrhaft gebildeten und edlen Mäd-

chen antrifft, und die eine der schönsten Züge eines anziehenden weiblichen Charakters ist.

Carolinchens hohe Meynung von sich stieg zu einem lächerlichen Uebermuthe, durch den die übrigen Mädchen oft gekränkt und zur Wiedervergeltung gereizt wurden. Glaubte sie sich bisweilen etwas vernachläßigt, so empfand sie dies sehr übel, und konnte nur mit Mühe den Unwillen darüber unterdrükken, der sich in ihrem Innern regte. Sah sie, daß man einer Andern auch artig und schmeichelnd begegnete, so erwachte in ihrem Herzen der Neid, und störte ihre innere Ruhe. Leidenschaften verschiedener Art durchtobten ihre Brust, und machten sie unglücklich, ob sie gleich das glücklichste aller Mädchen schien.

Henriette, ihre Schwester, sah das überaus höfliche und artige Benehmen der meisten Menschen gegen Carolinchen, und fühlte

die Vernachläßigung ihrer selbst um so tiefer. Ihr Schmerz darüber war groß, und nagte um so heftiger an ihrem Herzen, je mehr es die Klugheit erforderte, denselben zu verbergen. So sehr Carolinchen Gesellschaften, Spazierfahrten, Bälle und andere Lustbarkeiten liebte, eben so sehr war dies alles Henrietten verhaßt. Sie hatte dabei nur immer den Verdruß, ihre Schwester ausgezeichnet, sich hintangesetzt zu sehen.

Eine Zeitlang beneidete Henriette ihre Schwester, und gab feindseligen Gefühlen gegen sie Raum. Dies verbitterte ihr das Leben noch mehr; sie war mit der Welt, mit Gott und sich selbst unzufrieden. Oft standen ihr Thränen in den Augen, und sie sagte zu sich selbst: Was hab' ich verschuldet, daß man mich weniger liebt, als meine Schwester? Sind wir nicht von einerlei Aeltern geboren? Weiß ich nicht eben so

viel, vielleicht noch mehr, als ſie? Meyne ich es mit Andern nicht eben ſo gut, vielleicht noch beſſer als Caroline? Und doch thut nur ihr Alles ſchön, mich bemerkt man kaum!

So lange Henriette alſo dachte, war ſie unglücklich. Sie fand an nichts Vergnügen; alles ekelte ſie an; alles betrachtete ſie mit Verdruß und Verachtung. Endlich erwachten ihre beſſeren Gefühle. An einem heitern Tage ging ſie allein ſpazieren. Alles um ſie war heiter und reizend. Der reine, blaue Himmel klärte auch ihr Inneres auf. Hügel und Fluren waren mit Blumen und üppigen Gräſern geſchmückt, auf den Bäumen und in der Luft zwitſcherten Vögel — alles athmete Leben, Liebe und Freude.

Henriettens Seele erhob ſich zum Schöpfer der Erde, und eine ſtille Heiterkeit ergoß ſich in ihr Herz. Sie ſang, mit See-

lenfreudigkeit, folgendes Lied, das sie vor kurzem kennen gelernt hatte:

Der du mit Weisheit, Stärk und Pracht,
Im Unermeßlichen gebauet!
Auch mich hat deine Hand gemacht,
Du hast mein Schicksal überschauet;

Und mich, o Herr, ans Werk gestellt,
Um hier, in ungezählten Tagen,
Zum Bau der großen Geisterwelt
Das Meine wirksam beizutragen.

Laß, meiner Pflichten eingedenk,
Mich treulich an der Arbeit bleiben,
Die du mir zugetheilt, und schenk
Mir Kraft, dein edles Werk zu treiben.

Gib, daß ich Alle schwesterlich
Mit reiner Menschenlieb' umfasse;
Dein Beispiel, Herr! beseele mich,
Daß ich selbst meinen Feind nicht hasse.

Gib mir ein lasterfreies Herz,
Vernunft und Mäßigung in Freude!
Im Unglück Trost, Geduld im Schmerz,
Und Muth, wenn ich vom Leben scheide.

Noch nie hatte sich Henriette in einer so wohlthätigen, frohen Stimmung befunden. Sie setzte sich an einer klaren Quelle nieder, und erblickte in derselben ihr Bildniß. Ach, seufzte sie, das, was ich in dem Wasserspiegel sehe, ist wohl Schuld daran, daß man mich nicht eben so freundlich behandelt als meine Schwester. Wäre ich schöner, so würde man sich auch gegen mich anders betragen!

Sie versank in stilles Nachdenken. Du, dem ich Leben und Gesundheit verdanke, dachte sie bei sich, von dir ist alles, was ich habe. O laß mich damit nicht unzufrieden seyn; laß mich nicht auf das Aeusser-

liche hinsehen, das vergänglich, sondern auf das Geistige, das unvergänglich ist.

Henriette faßte gute Vorsätze, und ging frohen Gemüthes nach Hause. Ihren Aeltern fiel die Heiterkeit der Tochter auf; sie konnten sich dieselbe nicht erklären.

Nach einigen Tagen kam Henrietten ein Buch in die Hände, das zwar ernsthaften, aber sehr nützlichen Inhaltes war. Sie fand darin auch folgende Stelle: „Ein Mädchen, das reizend und schön ist, ist deshalb noch nicht liebenswürdig. Schönheit und Reize schwinden oft sehr bald dahin, was bleibt dann übrig, wenn die Besitzerinn ausserdem nichts mehr besas? Innere Schönheit, Verstand, und ein sanftes, gottergebenes, reines Herz, dies allein macht ein Mädchen wahrhaft liebenswürdig und glücklich. Hast du weiter nichts, als ein schönes Gesicht, so hast du sehr wenig; fehlt es dir an Bil-

dung und Herzensgüte, dann fehlt es dir an allem. Bist du nicht schön und reizend, so laß dich diesen Mangel nicht betrüben. Sey nur verständig, bescheiden, gefällig und gut, dann bist du liebenswürdig auch ohne äusserliche Reize. Deine innere Güte wird sich in deinem Angesichte ausdrücken, wird dem Menschenkenner nicht verborgen bleiben, wird dich in seinen Augen wahrhaft liebenswürdig machen. Du besitzest dann einen Schatz, den dir nichts aufs Erden zu rauben vermag.“ Henriette las, in Beziehung auf sich, diese Stelle mehrmals, und beschloß, die Lehre, die in derselben liegt, zu befolgen. Sie zog sich jetzt noch mehr als bisher von allen Zerstreuungen zurück, erwarb sich mit Eifer nützliche Kenntnisse, betrieb die häuslichen Geschäfte mit Sorgfalt, und bildete sich so eine kleine Welt, in der es ihr sehr wohl gefiel. Gegen ihre

Aeltern und gegen Jedermann betrug sie sich mit zuvorkommender Gefälligkeit; nicht leicht nahm sie etwas übel, mit Geduld ertrug sie manche Unannehmlichkeiten des Lebens, und so erwarb sie sich bald das Wohlwollen vieler Menschen. Die Mädchen der Stadt gingen lieber mit ihr als mit Carolinchen um, denn von dieser wurden sie oft auf verschiedene Weise gekränkt, von Henriette erfuhren sie nur Liebes und Gutes. Auch andere verständige Menschen, die mit Carolinchens Eitelkeit unzufrieden waren, gaben ihrer bescheidnen, gefälligen Schwester den Vorzug.

Seitdem Henriette sich Mühe gab, durch Bildung und Herzensgüte Andere für sich zu gewinnen, verlor sich aus ihrem Innern der Mißmuth, der sonst ihre Tage getrübt hatte, und stille Heiterkeit und Freude erfüllte ihre Brust. Sie gewann dem Leben neuen

Reiz ab, liebte von neuem die Menſchen, und ſprach oft zu ſich ſelbſt: War ich einſt nicht eine Thörinn, daß ich mich betrüben konnte, weil meine Schweſter ſchöner iſt und mehr ausgezeichnet wird als ich? Was fehlet mir jetzt? Bin ich nicht mit mir, mit Gott und der Welt zufrieden? Kenne ich nicht Güter, die von größerem und dauernderem Werthe ſind, als äuſſere Schönheit? Und ſind mir nicht mehrere brave Menſchen gut?

Henriette lebte glücklich. Nicht ſo wohl befand ſich Carolinchen. Da ſie an keiner ernſthaften Beſchäftigung Geſchmack fand, ſo mußte ſie oft das Drückende der Langeweile fühlen. Kam ſie in Geſellſchaft, ſo genoß ſie zwar das Vergnügen, ſich ausgezeichnet zu ſehen, kehrte aber gewöhnlich mit leerem Herzen nach Hauſe zurück. Neid und Eitelkeit zerrütteten ihren innern Frie-

den. Auch bemerkte sie oft, wenn sie mit Henrietten in Gesellschaft war, daß diese weit verständiger sprach, und gewöhnlich mit mehr Aufmerksamkeit angehört wurde, als sie selbst. Dies war ihr zuwider. Sie faßte einen heimlichen Groll gegen Henrietten, und that ihr bei verschiedenen Gelegenheiten wehe. Die gute Schwester verschmerzte alles, und machte Carolinen nicht die leisesten Vorwürfe, sondern suchte sie vielmehr durch ein liebreiches, schwesterliches Betragen wieder für sich zu gewinnen.

So lebten die zwei Schwestern einige Jahre fort. Carolinchen entwickelte sich immer schöner, und zog die Aufmerksamkeit mehrerer heirathslustigen Männer auf sich. Ihre angenehme Lage litt durch den Tod ihrer Aeltern. Henriette empfand bei diesem Verluste den meisten Schmerz; denn Vater und Mutter waren ihr alles auf Erden ge-

weſen. Monate lang war ihr Herz mit Wehmuth erfüllt, und nur der Troſt, den ihr Religion und Vernunft darboten, ſtellte ihre verlorne Ruhe wieder einigermaßen her.

Carolinchen trauerte nicht ſo lange. Sie ſuchte in Geſellſchaften Zerſtreuung, und fand ſie; bald war das Andenken an Vater und Mutter geſchwächt, und es ging ihr, wie es Allen zu gehen pflegt, die von dem Strome des zu geſelligen Lebens mit fortgeriſſen werden — ihre feinern, edlern Gefühle wurden durch das Geräuſch der Welt erſtickt.

Eine Tante, die man in der Stadt als eine vernünftige, rechtſchaffene Frau ſchätzte, nahm die beiden Schweſtern in ihr Haus. Mit Henrietten war ſie vollkommen zufrieden; Carolinchens Denkungsart aber mißfiel ihr. Sie warnte das verirrte Mädchen mütterlich, auf den Weg des Guten umzukeh-

ren, sich auf ihre äussere Schönheit weniger einzubilden, den Schmeicheleien Anderer kein Gehör zu geben, ihren Verstand mehr auszubilden, und weibliche Arbeiten sich angelegener seyn zu lassen.

So gut diese Ermahnungen gemeynt waren, so sehr mißfielen sie der eitlen Caroline. Sie hörte sie mit Unwillen und nur mit halbem Ohre an. Da die Tante sie einigemale wiederholte, so erklärte ihr die übermüthige Nichte, sie sey nicht zu ihr gekommen, um alle Tage Predigten anzuhören; sie wisse zu gut, was sie zu thun habe, als daß sie solcher Ermahnungen nöthig hätte.

Die Tante erschrack über diese Dreistigkeit der Nichte, und faßte beinahe den Entschluß, sie aus ihrem Hause zu entfernen. Nur die Liebe zu ihrer verstorbenen Schwester, Carolinchens Mutter, hielt sie davon ab.

Ganz anders war Henriettens Betragen gegen die Tante. Sie erwies ihr alle Achtung und Liebe, und verehrte sie als ihre zweite Mutter. Sorgfältig spähte sie ihre leiseſten Wünſche aus, und erfüllte ſie, noch ehe ſie laut wurden. In den häuslichen Geſchäften hatte die Tante an ihr die beſte Gehülfinn; auf ihre Treue und Pünktlichkeit konnte ſie ſich ganz verlaſſen, und in den Stunden der Erholung unterhielt ſie ſich mit niemanden lieber als mit Henrietten. Ihr ſchenkte ſie ihr volles Vertrauen, ihre ganze Liebe, und zog ſie bei faſt allen Angelegenheiten ihres Hauſes zu Rathe. Dies vermehrte Henriettens Anhänglichkeit an die Tante, und ließ ſie den Verluſt ihrer Aeltern verſchmerzen.

Careline war mit ihrer Lage unzufrieden. Sie wünſchte ſich aus dem Hauſe der Tante weg, und es währte nicht lange, ſo

ſah ſie ſich dem Ziele ihrer Wünſche nahe. Ein reicher Banquier aus Sonnenthal machte ihre Bekanntſchaft. Sie benahm ſich gegen ihn mit der feinſten Artigkeit, gewann ſeine Liebe, und Holmer — ſo hieß er — trug ihr Hand und Herz an. Jedermann pries Carolinen glücklich, und überall ſagte man ihr, ſie habe die beſte Parthie getroffen.

Nach wenigen Monaten war Hochzeit. Sie wurde mit vielem Glanz und Pomp gefeiert. Caroline, als die Königinn des Feſtes, war prächtig geſchmückt, und alle Mädchen, die geladen waren, beneideten ſie. Henriette wurde wenig bemerkt; beſcheiden nahm ſie an den Luſtbarkeiten des Feſtes Theil, und gönnte von Herzen der Schweſter ihr Glück. Das einzige that ihr wehe, daß Carolinchen ſie kaum ihrer Aufmerkſamkeit würdigte, mit ihr wenig ſprach, ge-

flissentlich es vermied, in ihre Nähe zu kommen, und sich gleichsam der guten, treflichen Henriette zu schämen schien.

Nach beendigter Hochzeit nahm Caroline von Henrietten und der Tante kalt Abschied, und fuhr mit ihrem Manne nach Sonnenthal, wo sie auf das glänzendste empfangen wurde. Sie kam in ein Haus, das für eines der ersten in der Stadt galt; alles, was sie umgab, schien da zu seyn, um ihr ihren neuen Aufenthalt angenehm zu machen; man begegnete ihr mit zuvorkommender Gefälligkeit, alles bestrebte sich, ihre Gunst zu erhalten, und Carolinen schien es, als wäre sie in den Vorhof des Himmels versetzt.

Henriette blieb auch nicht lange unverheirathet. Ein Forstmeister, Namens Langermann, lernte sie kennen. Ihr bescheidenes, gutmüthiges Wesen gefiel ihm. Er be-

fragte Andere über ihren Charakter; jedermann gab ihr das beste Zeugniß. Langermann, der sein gutes Auskommen hatte, und dessen Geradheit und Rechtschaffenheit allgemein geschätzt wurde, bewarb sich um Henriettens Hand. Diese fühlte Achtung und Zuneigung für ihn, und wurde, ob er gleich um vieles älter war als sie, seine Braut.

Erwarten Sie, liebe Henriette, sprach der wackre Forstmeister zu wiederholtenmalen, Achtung und treue Zuneigung von mir, nur keine Schmeicheleien, wie sie jetzt von den jungen Herren in Menge an junge Mädchen gespendet werden. Ich liebe Sie aufrichtig, davon können Sie vollkommen überzeugt seyn, aber ich verstehe mich nicht darauf, Ihnen dies mit der Lebhaftigkeit eines feurigen Jünglings zu versichern.

Bester Freund, versetzte Henriette, Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich das letztere erwarte. Ueberzeugt von Ihrer redlichen Gesinnung für mich, bedarf ich keiner feurigen Versicherungen darüber. Lassen Sie uns einander immer vertrauen.

Nach einem Vierteljahre war Hochzeit. Caroline wurde zu derselben eingeladen. Allein die übermüthige Thörinn hielt es unter ihrer Würde, zu erscheinen. Sie hatte, seitdem sie Frau v. Holmer geworden war, nur mit lauter vornehmen, reichen Damen Umgang, und schämte sich ihrer Verwandtschaft. Also einen Forstmeister hat die Henriette geheirathet? sprach sie in einem verächtlichen Tone, als sie die Nachricht davon erhielt: nun Glück zu, Frau Forstmeisterinn! — Ich soll zu ihrer Hochzeit? Eine schöne Zumuthung! Da könnt ihr lange warten!

Der Vermählungstag war für Henriette und ihre Tante ein Tag der Freude. Er wurde ohne großes Geräusch gefeiert. Nur die nächsten Anverwandten und einige vertraute Freunde nahmen Theil daran. Alles war heiter gestimmt, alles von Einem Geiste beseelt. Ein wohlzubereitetes Gastmahl und ein kleiner Familienball machten das ganze Fest aus, aber es fand dessen ungeachtet mehr Fröhlichkeit dabei Statt, als bei Carolinens Hochzeit, die mit Prunk gefeiert worden war.

Was alle Verständigen dem neuen Ehepaare vorausgesagt hatten, traf ein. Ihre Ehe war ungemein glücklich. Henriette fand mehr als sie erwartete, denn ihre Erwartungen waren gemäßigt. Mit Achtung und Liebe umfaßte sie ihren Gatten und seine Aeltern; eifrig suchte sie ihm die Lasten seiner Arbeiten zu erleichtern, und ihm das Leben

angenehm zu machen; emsig betrieb sie das Hauswesen, behandelte mit Sanftmuth das Gesinde, und jeden mit Gefälligkeit, der sich ihr nahte. Bald sah sie sich im Besitze der Hochachtung und Freundschaft vieler guten Menschen, und fühlte sich dabei froh und glücklich.

Langermann wußte sein Glück zu schätzen; er sah es ein, welch' ein unschätzbares Kleinod er in seiner Gattinn besitze, und seine Liebe zu ihr nahm mit jedem Tage zu. Beide beeiferten sich, einander durch Anhänglichkeit und Gefälligkeit zu übertreffen. Sie bauten sich einen Himmel auf Erden.

Während Henriette sich in der Ehe glücklich fühlte, trug sich in dem Hause ihrer Schwester mancherlei zu, was mehrere Vernünftige vorausgesehen hatten. Caroline machte in Sonnenthal den größten Aufwand, und zog dadurch den Neid vieler andern Damen

auf sich, die ihr innerlich gram waren, ob sie es gleich äusserlich nicht schienen. An ernstere Beschäftigungen dachte Caroline nicht; nur rauschende Vergnügungen lagen ihr am Herzen; ihre Eitelkeit erreichte den höchsten Grad, und keine Schmeichelei war zu groß, auf welche sie nicht Ansprüche gemacht hätte.

Herr von Holmer sah dies eine Zeitlang mit an, und hoffte, daß es bald ein Ende nehmen werde. Da er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, nahm er gegen seine Frau eine ernsthaftere Miene an, und gab ihr deutlich zu verstehen, wie sehr er wünschte, daß sie ihre Lebensweise ändre, und sich mehr an die stillern häuslichen Freuden halte.

Caroline empfand diese Zumuthung übel. Holmer bestand auf seinem Wunsche, und da die eitle Gattinn zögerte, sich nach demselben zu richten, so entwickelte sich zwischen

ihr und ihm ein Mißverſtändniß nach dem andern. Holmer entdeckte bald, daß ſeine Gattinn weiter nichts beſitze als äuſſerliche Reize, daß es ihr an Bildung des Geiſtes und noch mehr an Güte des Herzens fehle; dies ſchwächte ſeine Liebe zu ihr immer mehr, und brachte ihn ſo weit, daß er ihr nach einigen Monaten abgeneigt wurde. Sie machte ihm darüber unfreundliche Vorwürfe, die ihn beleidigten. Am Ende konnte Holmer ſie nie anſehen, ohne daß ſich ein geheimer Unwille gegen ſie in ſeinem Innern regte.

Eines Abends, als ſich die glückliche Henriette zu Bette legen wollte, wurde an ihr Haus gepocht. Wie ſehr war ſie überraſcht, als — Caroline in ihr Zimmer trat, und ihr weinend in die Arme fiel. Schweſter! rief ſie aus, ich bin unglücklich! nimm dich meiner an!

Caroline erzählte nun, daß ihr Mann sie von sich verstoßen, und den Entschluß gefaßt habe, sich von ihr scheiden zu lassen.

Henriette und ihr Gatte nahmen an Carolinens Lage den aufrichtigsten Antheil. Die erstere schrieb mit dem ersten Posttage an Holmer, und bat ihn, der Welt kein Aergerniß zu geben, und seine Gattinn nicht zu verlassen. Er antwortete in einem verbindlichen Tone. Hätte Caroline — so schrieb er — Henriettens Geistesbildung, ihren Sinn fürs Schöne und Gute und für die reineren Freuden des Lebens; käme sie ihr an innerer Schönheit, die allein auf immer das Herz fesseln könne, nur zur Hälfte gleich: so würde er seine Liebe zu ihr nie verändert haben, er würde ihr mit ewiger Treue und Achtung zugethan geblieben seyn. Nichts bedaure er mehr, setzte er hinzu, als daß er nicht um Henriettens Hand angehalten

habe; mit ihr hätte er gewiß glücklich gelebt.

Henriette wollte dieſen Brief ihrer Schweſter nicht mittheilen. Dieſe beſtand aber darauf. Mit Beſchämung las ſie ihn. Mitunter wandelte ſie auch ein heimlicher Unwille an. Henriette benahm ſich gegen ihre Schweſter mit ſchweſterlicher Liebe, und ſuchte ihr den Aufenthalt in ihrem Hauſe ſo angenehm zu machen als möglich. Caroline fühlte dies tief, und ſchämte ſich ihres vorigen Betragens gegen die Schweſter. An Holmer ſchrieb Henriette oft, und ſuchte ihn von dem Gedanken an eine Eheſcheidung abzubringen. Seine Briefe waren verbindlich und voll Achtung gegen die Schweſter ſeiner Frau, von der er, wie er ſich ausdrückte, den Himmel erwartet und dafür nur Verdruß und Kummer erfahren hätte. Sie ſchien es darauf angelegt zu haben — ſchrieb er — mei-

ne Vermögensumstände zu zerrütten, mich zum Schuldner und am Ende zum Bettler und Betrüger zu machen. Erheitern sollte sie meine Tage, und sie verbitterte sie; erleichtern sollte sie mir meine Lasten, und sie schwärmte ausser dem Hause herum, und vergaß ihren Gatten; sie sollte meine Gefährtinn, meine Freundinn und Trösterinn seyn, und nahm sich selten Zeit, ihrem Manne zu leben; Andere zogen sie weit mehr an. An den Schmeicheleien geschwätziger Heuchler sey ihr ungleich mehr gelegen als an der Achtung und Liebe dessen, dem sie am Altare ein heiliges Versprechen that, an dessen Erfüllung sie nie im Ernste dachte. Ueberdem mangelt es ihr an allem, was einem Manne von Charakter genügen könnte. Sie ist eine hübsche Puppe ohne Verstand; Kinder können wohl mit Puppen spielen, aber auch der Mann? — Nein, so lange Caroline ihre

Denkungsart nicht von Grund aus ändert, so lange — das ist mein fester Entschluß — ist an keine Aussöhnung zu denken.

Caroline war nun höchst unglücklich. Die Veränderung ihrer Lage schmerzte sie lange, und der Gedanke, was die übrige Welt von ihren Unfällen denken werde, machte ihr großen Kummer.

Henriette bat sie, ruhiger zu werden, ihre alten Tage zu vergessen, und eine andere Lebensweise zu ergreifen, wodurch es ihr am sichersten gelingen könne, Holmers Liebe wieder zu gewinnen, und ihn für immer auszusöhnen. Der brave Forstmeister Langermann und seine Aeltern bewiesen sich gegen Caroline sehr freundschaftlich. Mit zuvorkommender Gefälligkeit suchten sie ihre Wünsche zu befriedigen, und ihre Seele aufzuheitern. Ein Geist, der Geist des Wohlwollens und der Zufriedenheit, beseelte die ganze

ge Familie. Henriette fühlte sich ganz glücklich, und Caroline beneidete sie. Langermann wurde zum Oberforstmeister ernannt, und seine äussere Lage dadurch sehr verbessert. Henriette konnte jetzt mit ihm gemächlicher leben, ihre Haushaltung bequemer einrichten, und in Rücksicht der Zukunft fast ganz ohne Sorgen seyn. Ihr Mann lernte ihren Werth immer besser kennen und schätzen, und seine Achtung und Liebe zu ihr nahm zu.

O glückliche Schwester! sagte eines Tages Caroline, indem sie Henrietten an die Brust sank, du bist zu beneiden! Du geniessest wahre Freude! Du liebst und wirst geliebt! Deine Tage sind lauter schöne, heitere Tage!

Liebe Schwester! versetzte die gerührte Henriette, ja, ich bin glücklich, sehr glücklich! Mit Dank gegen die Vorsehung erkenne ich

es. Aber so glücklich kannst du auch noch werden. Es hängt ganz von dir ab.

Henriette rieth nun ihrer Schwester, sich mehr gemeinnützige Kenntnisse zu erwerben, einige weibliche Kunstfertigkeiten eigen zu machen, und dabei auch das Haushaltungswesen zu studieren.

Caroline befolgte diesen Rath. Ein paar Lehrer unterrichteten sie in verschiedenen Wissenschaften; auch lernte sie stricken, nähen, sticken, etwas Musik und Zeichnen, und half ihrer Schwester bei den häuslichen Geschäften derselben.

Diese Beschäftigungen gewährten Carolinen einen Genuß, der ihr bis dahin unbekannt war. Sie fing an, ihnen viel Geschmack abzugewinnen, und wunderte sich, wie es ihr einst möglich gewesen sey, ihre schöne Zeit zu vertändeln. Sobald der Mensch von irgend einer ernsthaften, nützlichen Arbeit an-

gezogen wird, so hat dies auch einen merklichen Einfluß auf seine sittliche Denkungsart, er wird besonnener, ordnungsliebender und besser. Das war auch bei Caroline der Fall. Ihr Wesen änderte sich mit einemmale. Sie wurde gesetzter, geduldiger, bescheidner, sie wurde, mit einem Worte, besser. Henriette bemerkte mit Freuden diese Veränderung, und schrieb an Herrn von Holmer: „Ihre Gattinn wird mit jedem Tage liebenswürdiger. Kommen Sie zu uns, sehen Sie jetzt Carolinen, und ich bin überzeugt, Sie werden für immer mit ihr ausgesöhnt seyn.“

So sehr diese Nachricht Holmern freute, so trug er doch Bedenken, Henriettens Einladung zu folgen, und jetzt schon seine Frau zu besuchen. Es verging ein halbes Jahr, und er erschien nicht; noch Eins, und Caroline lebte noch bei ihrer Schwester.

In der Gegend, in welcher der Oberforstmeister Langermann lebte, wohnte eine arme, unglückliche Familie, die von Henrietten reichlich unterstützt wurde. Um dieselbe ganz aus ihrer Verlegenheit zu reissen, gab sie derselben den Rath, in einem schriftlichen Aufsatze ihre Lage zu schildern, und diesen Aufsatz wohlhabenden Menschenfreunden mitzutheilen. Henriette hoffte, daß mancher Reiche die Unglücklichen dann um so eher unterstützen werde.

Die Familie nahm den Vorschlag mit Freuden an, und bat Henrietten, sie möchte die Güte haben, jenen Aufsatz zu verfertigen. Henriette wies die Sache an Caroline, und diese verfaßte den Aufsatz, der ihr ungemein gelang. Niemand las ihn ohne Rührung. Eine Abschrift davon kam auch nach Sonnenthal, und unter andern auch in Holmers Hände. Er wurde durch denselben so sehr

gerührt, daß er der unglücklichen Familie sogleich fünfhundert Thaler zustellen, und sie um den Verfasser des Aufsatzes befragen ließ. Er erfuhr, daß derselbe von einem Frauenzimmer in des Oberforstmeisters Langermann Hause herrühre.

Gute, treffliche Henriette! rief Holmer aus, man erkennt in dem herrlichen, liebevollen Tone der Schrift ganz dein weiches, edles Herz. O hätte deine Schwester nur die Hälfte deiner Bildung, es wäre mir unendlichmal lieber als ihre äusseren Reize!

Noch an diesem Tage schrieb Holmer an Henriette: „Ihr Aufsatz, theure Freundinn — so hieß es unter andern in dem Briefe — ist treflich geschrieben. Er kam Ihnen aus dem Herzen, und ging zu Herzen. Alle, denen er in Sonnenthal mitgetheilt wurde, lasen ihn mit Theilnahme und inniger Rührung, und jeder trug gerne nach Kräften

zur Unterſtützung der armen Familie bei. Nur wer ein gefühlvolles, edles Herz beſitzt, wie Sie, kann ſo rührend, ſo herzlich ſchreiben.“

Henriette las mit Vergnügen Holmers Brief. Es ſchien ihr ein Vorbote der Ausſöhnung beider Gatten. Sie eilte, den Irrthum zu berichtigen, in welchem Holmer ſtand. „Nicht ich, ſchrieb ſie ihm, bin Verfaſſerinn des Aufſatzes, ſondern Caroline, Ihre verlaßne Gattinn. Mit Eifer liegt ſie nützlichen Wiſſenſchaften ob, und Sie werden ſie in Rückſicht ihrer Geiſtesbildung bis zur Unkenntlichkeit verändert finden. Kommen Sie, und ſehen Sie ſelbſt. Einſt war Caroline ein leichtſinniges Geſchöpf, unwerth der Liebe eines Mannes wie Sie; jetzt iſt ſie eine liebenswürdige Frau, die Ihre Achtung und Ihr ganzes Wohlwollen verdient.“

Holmer beſchloß, Henriettens Einladung endlich einmal zu folgen. Er reiſte nach Frei-

walden, wo Langermann lebte. Nicht ohne unruhige Besorgnisse trat er in sein Haus. In der Küche, durch die er gehen mußte, erblickte er Carolinen in einem einfachen, bescheidnen Gewande. Sie reinigte eben den Salat, den sie bereiten wollte. Holmer hatte sie noch nie bei einer solchen häuslichen Beschäftigung gesehen; sie erschien ihm dabei als eine Frau, die so ein Geschäft gut kleidet. Caroline war betroffen, als sie Holmern erblickte. Beschämt schlug sie ihre Augen zur Erde, und eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht. Holmer sah sie mit einer Miene an, die zu sagen schien, als wenn er nicht wüßte, wie er sich gegen sie zu benehmen habe. Endlich reichte er ihr die Hand. Sie ergriff sie, drückte sie mit Innigkeit, und sank weinend an seine Brust. Holmer konnte kaum die Thränen unterdrükken, die sich in sein Auge drängten. Ca-

roline! sprach er mit sanfter, gebrochener Stimme, wir würden wohl schwerlich so verlegen hier stehen, wenn ich dich nur Einmal so häuslich als heute gesehen hätte.

Lieber, treflicher Holmer! erwiederte sie: du hattest Recht, daß du mir deine Achtung und Liebe entzogst; ich verdiente sie nicht; ich wußte zu wenig den Werth eines so würdigen Gatten zu schätzen; Nichtswürdigkeiten hing ich nach, und übersah das Bessere. Verzeihung, Holmer! Verzeihung! Jetzt denke ich anders, und du wirst, hoffe ich, deine Meynung von mir auch ändern.

Henriette trat aus dem Zimmer. Sie erblickte Carolinen in Holmers Armen. Herzlich, herzlich willkommen! rief sie dem braven Schwager zu, und empfing ihn mit lauter, inniger Freude. Lieber, guter Schwager! sprach sie, Sie finden ihre ehemalige

Gattinn nicht mehr am Leben; diese Caroline hier, die in Ihren Armen liegt, ist ein ganz anderes, neugebornes Wesen, das Ihnen gewiß ungleich besser gefallen wird als die erste Caroline.

Dann habe ich mein Glück Ihnen, liebe Schwägerinn, zu verdanken! entgegnete Holmer und drückte mit einem Blick von Dankbarkeit Henrietten an sein Herz. Ja, ihr, ihr, der guten, liebevollen Schwester! rief Caroline, und verbarg ihr Gesicht an der Brust der treflichen Henriette. Langermann kam dazu, und freute sich mit den Frohen. Dieser Tag war für Caroline und Holmer der glücklichste Tag ihres Lebens. Jener gab er einen treflichen Mann, diesem eine gebesserte, gute Gattinn wieder. Nie verirrte sich Caroline von dem betretenen Wege des Guten; sie ward ihrem Manne die größte Freude der Erde, und glück-

lich war von nun an ihre Ehe. Was sie ihrer Schwester Henriette schuldig sey, vergaß sie nie. Beide lebten stets in schwesterlicher Eintracht, und alle Guten hatten ihre Freude an ihnen.

X.

Antoinette.

Antoinette war ein liebenswürdiges Mädchen. Frisch und heiter, wie eine Maiblume, wuchs sie in einem Städtchen des südlichen Frankreichs auf. Ihre Aeltern gewöhnten sie an Arbeitsamkeit, Geduld und eine einfache Lebensart. Jedermann liebte sie, denn einnehmend war ihr äusserliches Wesen, sanft und gut ihr Herz, verständig ihre Rede.

Antoinettens Aeltern waren nicht reich, aber sie thaten alles für die Ausbildung ihrer Tochter. Alexander Lafford hieß der Vater, Agathe die Mutter. Sie

nährten sich von ihrer Hände Arbeit, waren dabei gesund, munter und mit Gott und der Welt zufrieden.

Eines Tages besuchte den ehrlichen Lafford ein junger Bekannter, Villar mit Namen. Lafford, sagte er zu ihm, wenn ich an euch denke, beneide ich euch.

Das wäre! sprach Lafford: man beneidet gewöhnlich nur die Vornehmen und Reichen, und ihr wißt, daß ich keines von beiden bin.

Aber glücklicher seyd ihr, versetzte Villar, als tausend andere, die vornehm und reich sind.

Ich bin zufrieden! sprach jener, mehr verlange ich nicht.

Und eben darum möchte ich euch beneiden! erwiederte Villar. Noch nie, erinnere ich mich, euch unmuthig gesehen, und eine

Klage von euch gehört zu haben. Immer seyd ihr heiter, immer zufrieden.

Ich thue nicht gern etwas, was zu nichts hilft! sprach Lafford! Mißmuth und Aerger bringen uns nicht weiter, und Klagen ändern unsern Zustand auch nicht. Wozu sollte ich mich also grämen und beklagen!

Glücklicher Mann! rief Villar. Daß ich mich dessen auch rühmen könnte! Mich drücken die Sorgen des Lebens schwer danieder; oft ist mein Herz voll Mißmuth, ohne daß ich die Ursache davon weiß; kleine Unfälle können mir bisweilen auf mehrere Tage lang meine Zufriedenheit rauben, und es scheint mir, als wär' es besser, ich läge unter der Erde und schliefe den ewigen Schlaf.

Nicht doch! nicht doch! versetzte Lafford. Leben müßt ihr, guter Freund! ihr müßt

nur das Leben von der freundlichen Seite ansehen; dann wird es euch lieb werden.

Aber wie kann ich das? erwiederte Wilmar. Wer lehrt mich die Kunst, zufrieden und froh zu leben?

Die ist nicht so schwer! entgegnete Lafford, denn sie ist einfach.

Und besteht?

Und besteht darin: daß man immer rasch thätig ist; sich immer mehr auf seine, als auf fremde Kräfte verläßt; nicht viel erwartet und begehrt; mit seinem Gewissen immer im Reinen ist, und Gott vertraut. Rasche Thätigkeit schützt uns gegen Mangel, Langeweile und gegen die Unart, in dem menschlichen Leben Häkchen und Haken aufzusuchen und aufzufinden. Vertrauen auf eigene Kraft erhält uns unabhängig von der Veränderlichkeit und Will-

führ Anderer. Ein reines Gewiſſen iſt für uns eine nie verſiegende Quelle von Troſt, Beruhigung und Freude. Und Vertrauen auf Gott läßt uns die Ungleichheiten und Leiden des Lebens mit Geduld und ohne Murren ertragen.

Das iſt leicht geſagt! ſprach Villar, aber auch ſo zu handeln — —

Es gehört dazu nichts weiter, erwiederte Lafford, als ein ernſtlicher Entſchluß. Berge kann der Menſch nicht verſetzen und Meere nicht austrocknen, aber nach Einſicht handeln, verſtändig und ehrlich ſeyn, das kann er in jedem Verhältniſſe, unter jedem Himmelsſtriche, im Glücke ſowohl als im Unglück. Das iſt ſein wahrer Vorzug vor allen andern Geſchöpfen, die aus den Händen der Natur hervorgegangen ſind.

Mein Entſchluß iſt gefaßt! rief Villar; er iſt ernſtlich, und nichts ſoll mich davon abbringen.

Das wird euer Schade nicht seyn! entgegnete Lafford. Villar empfahl sich.

Solche Ansichten hatte Lafford von dem menschlichen Leben, so verständig sprach er immer, und wie er sprach, handelte er auch.

Antoinette ward, geleitet von so einem Vater, ein verständiges, bescheidnes, treffliches Mädchen. Villar lernte von ihr, thätig, zufrieden und froh seyn. Ihr war daher sein Herz vorzüglich zugethan. Agathe, Antoinettens Mutter, besaß viel weibliche Sanftmuth. Die Tochter wurde ihr ähnlich, und Villar sagte oft: Antoinette hat von dem Vater ihren klaren Verstand, von der Mutter ihre Sanftmuth, von beiden ihre Tugend und Frömmigkeit geerbt.

Eine reiche Dame von Paris, die durch das südliche Frankreich reiste, hörte von Antoinettens Vorzügen, lud sie zu sich ein, und fragte sie, ob sie Lust hätte, mit ihr

nach Paris zu reisen, und in ihrem Hause zu leben. Sie würde dort angemessene Geschäfte bekommen, und gut behandelt werden.

Antoinette wollte vorerst ihre Aeltern um Rath fragen. Der Vater war Anfangs gegen die Annahme des Antrags; aber da eine Pariser Dame ihn selbst besuchte, und ihn durch ihre Artigkeit für sich einnahm, willigte er darein, daß seine Tochter ihr Anerbieten annahm.

Ehe Antoinette nach Paris abreiste, führte sie der Vater auf einen nahen Hügel, von welchem man ein groſses Stück Land übersehen konnte. Als beide hier ankamen, machte der Vater Antoinetten auf die Schönheiten der Natur aufmerksam. Die Tochter sah vor sich in bunter Abwechslung, fruchtbare Aecker mit wallenden Saaten, Wiesen voll fetter Gräser, Hügel mit Reben und blühenden Obstbäumen bedeckt, grünende

Wälder, muntre Viehheerden, hie und da fleißige Menschen, Bäche und kleinere Flüsse; über sich den reinen, azurnen Himmel mit der freundlichen Sonne, die über die Erde Leben, Milde und Freude goß; und Antoinettens Seele freute sich, und erhob sich still zu dem, der all' diese Schönheit schuf. Betrachtend stand neben ihr der geliebte Vater. Er sprach kein Wort. Die Tochter faßte liebreich seine Hand: Vater, sprach sie, es ist heute ein herrlicher Tag; die Gegend gleicht einem Paradiese.

Meine Tochter, erwiederte der Vater, und diese schöne, reizende Gegend wirst du morgen verlassen.

Antoinette war gerührt. Es stürzten Thränen über ihre Wangen. Sie wollte reden, aber die Sprache unterlag der Macht der Empfindung.

Meine Tochter! fuhr der Vater fort, nimm meine herzlichsten Wünsche auf deine Reise mit. So wie die Schönheiten der Natur jetzt an dein Herz sprechen, müssen sie dich immer rühren. Nur wer reines Sinnes ist, kann sich derselben freuen. Antoinette, meine Tochter! lebe so, daß du immer mit unbefangener, heiterer Seele in die Natur blicken kannst.

An der Brust des verehrten Vaters gelobte die Tochter, immer gut und fromm zu seyn, nie von dem Wege des Rechten zu weichen, nie die Liebe ihres irdischen und himmlischen Vaters zu verlieren.

Antoinette! sprach Lafford, ich kenne die Schwäche des menschlichen Herzens; ich weiß, wie leicht die besten, heiligsten Vorsätze vergessen, die edelsten Gefühle unterdrückt, die frömmsten Gemüther verdorben werden; besonders in einer gros-

ſen Stadt! Ach, große Städte ſind für charakterfeſte Männer angenehme und nützliche Aufenthaltsorte, aber für ſchwache, wankelmüthige Seelen, beſonders für das weibliche Geſchlecht, gefahrvolle Labyrinthe voll lockender Irrgänge. O meine Tochter! verirre dich in denſelben nicht! Bewahre deine einfachen, reinen Sitten, und fliehe alles, wogegen dich Herz und Verſtand auch nur leiſe warnen.

Mein Vater! ſprach Antoinette gerührt, wie dank ich euch für dieſe väterlichen Lehren! Jeden Tag werde ich daran denken, was ihr in dieſer Stunde zu mir geredet habt.

Liebe Tochter! fuhr Lafford in einem ans Herz dringenden Tone fort, laß dir in dieſer Stunde noch Eine Aufforderung des Vaters empfohlen ſeyn: Wenn du einen Tag beginnſt oder einen beſchließeſt, o, ſo unter-

lasse nie, an den zu denken, der alles regiert. Trage ihm täglich die Bitte vor: daß der Gedanke an ihn dich gegen jede Verirrung schützen, und dein Gewissen unbefleckt erhalten möge. Dies Mittel, sich im Guten zu stärken, ist einfach, aber bewährt!

Das hab' ich ja, lieber Vater! bis jetzt immer gethan! sprach Antoinette. Ich werde es auch in Zukunft thun.

Vater und Tochter kehrten vom Hügel nach Hause zurück, und verlebten diesen Tag, in Gesellschaft einiger treuen Freunde, herzlich froh und traulich.

Den Tag darauf trennte sich Antoinette von den redlichen, geliebten Aeltern, und kam nach einer Woche in Paris an, wo sie eine gefällige Aufnahme fand.

XI.

Das Gewiſſen.

Beſchluß.

Eine Zeitlang befand ſich Antoinette in Paris ſehr wohl. Sie ſah hier ſo vieles, was ihr bis dahin neu war; jeder Tag brachte neue Unterhaltung, und die Dame, bei welcher ſie ſich befand, benahm ſich gegen ſie artig und gefällig.

Doch dieſe angenehme Lage änderte ſich nach wenigen Monaten. Antoinette machte durch ihr liebenswürdiges Weſen auf jedermann den beſten Eindruck. Viele betrugen ſich daher gegen ſie mit der verbindlichſten

Artigkeit, ja es schien, als wenn mancher von den Hausfreunden ihrer Frau, Antoinetten freundlicher begegnete als dieser.

Die eitle Dame konnte dabei nicht gleichgültig bleiben. Es entwickelte sich in ihrem Innersten ein Groll gegen Antoinetten, der immer mehr sichtbar wurde, und für diese ungemein kränkend war. Das unschuldige Mädchen dachte lange darüber nach, wodurch sie ihre Gebieterinn gegen sich eingenommen haben könnte; aber sie konnte die Ursache davon durchaus nicht ergründen.

Die Dame veränderte mit Einemmale ihr sonst artiges Betragen gegen Antoinetten, und wurde scheinbar gleichgültig, mißtrauisch und rauh gegen sie. Ihre unschuldigsten Handlungen wurden getadelt, jeder ihrer Schritte mit mißtrauischen Blicken beobachtet, und an allen ihren Arbeiten bald dieses bald jenes ausgesetzt.

Diese Spannung zwischen Antoinetten und ihrer Frau wurde für jene bald sehr drükkend, und sie faßte den Entschluß, Paris zu verlassen, und zu ihren Aeltern zurükzukehren. Ihre ehemalige Heiterkeit und Freundlichkeit ging verloren; innrer Mißmuth drückte sich auf ihrem Gesichte aus, und eine gewisse Aengstlichkeit offenbarte sich immer, wenn sie sich in der Nähe ihrer Frau befand. Sie besorgte jedesmal neue Kränkungen.

Antoinette kündigte endlich ihrer Frau an, daß sie, sobald als möglich, ihr Haus zu verlassen wünsche. Sie werde, sprach sie, so sehr wieder zu ihren guten Aeltern hingezogen, daß sie unmöglich länger in Paris weilen könne.

Ihre Frau nahm diese Erklärung mit Unwillen auf. In ihrer Hize rief sie aus,

Antoinette könne, wenn es ihr gefiele, noch heute ihr Haus verlassen.

Antoinette empfand die Kränkung tief, die in diesen Worten lag. Sie packte ihre Sachen zusammen, und wollte den Tag darauf ein Haus verlassen, in welchem sie so ungerecht behandelt wurde.

Den Tag vorher, als Antoinette ihrer Frau ihre Dienste aufkündigte, war diese in grosser Gesellschaft gewesen, und hatte ihren diamantenen Kopfschmuck beim Nachhausefahren, zu größerer Sicherheit, in die Tasche ihres Kleides gesteckt. Antoinette mußte an diesem etwas ausbessern und es hierauf einer Wäscherinn übergeben. Unglücklicherweise vergaß sie den Schmuck aus der Tasche zu nehmen. Er blieb in dem Kleide, und wurde von der Wäscherinn gefunden.

Die Wäscherinn wurde durch den kostbaren Fund überrascht. Sie glaubte, man

werde nach demſelben ſogleich ſchicken. Als dies nicht geſchah, wurde ſie lüſtern darnach. Zwar lehnte ſich ihr Herz gegen dieſen Diebſtahl; aber der böſe Geiſt des Eigennutzes gaukelte ihr vor, wie leicht ſie eine reiche Frau werden könne, wenn ſie dieſen koſtbaren Schmuck verkaufte; ihr Gewiſſen wurde betäubt; ſie verſteckte die Diamanten, und wollte ſie, wenn man nach denſelben früge, verläugnen.

Antoinette war mit allen ihren Angelegenheiten fertig. Sie wollte eben das Haus ihrer Frau verlaſſen, als dieſe in ihr Zimmer trat, und ſie fragte: wo ſie den diamantnen Kopfſchmuck hingelegt hätte, der ſich in dem bewußten Kleide befunden habe.

Antoinette wußte ſich daran nicht zu erinnern, und da die Anfrage der Frau mit ihrem gegenwärtigen innerlichen Zuſtande ſo wenig in Uebereinſtimmung ſtand, wurde ſie

etwas verlegen, besonders als ihre bisherige Gebieterinn in hartem, kränkenden Tone erklärte, daß sie ihr Haus nicht verlassen dürfe, bis sie die Diamanten herbeigeschaft hätte.

Das tief gekränkte Mädchen betheuerte ihre Unschuld. Sie habe, versicherte sie, den Kopfschmuck nicht in Händen gehabt; wohin er gekommen sey, wisse sie nicht. Wahrscheinlich würde man ihn bei der Wäscherinn finden.

Es wurde sogleich zur Wäscherinn geschickt. Diese betheuerte bei Gott, von den Diamanten nichts zu wissen, und spielte die Rolle einer Schuldlosen so gut, daß aller Verdacht von ihr auf Antoinette fiel.

Der Schein zeugte ganz gegen das unschuldige Mädchen. Daher kommt es, sprach ihre Frau, daß sie so sehr aus meinem Hause eilte, daß sie in der letzten Zeit immer

ängstlich that, so oft sie mir mir sprach, daß sie in Verlegenheit gerieth, als ich sie um die Diamanten befragte.

Antoinette vergoß bittre Thränen. Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit gingen ihr stets über alles. Diese in Zweifel ziehen, hieß, sie auf das empfindlichste kränken, ihr alles nehmen, worauf sie den größten Werth legte, was sie mit gewissenhafter Sorgfalt pflegte und zu bewahren suchte.

Weder Thränen noch Betheurungen wirkten auf Antoinettens Gebieterinn. Sie machte die Sache bei dem Gerichte anhängig, und Antoinette mußte in das bürgerliche Gefängniß. Ihr Herz war zerrissen, ihr Inneres von Schmerz erfüllt; weinend rang sie die Hände, laut klagte sie dem Himmel den Verlust ihres guten Namens. Als sie etwas ruhiger wurde, erinnerte sie sich an manche Rede des Vaters. „Der Mensch —

hatte sie ihn mehrmals sprechen hören — ist oft das Spiel ungünstiger Umstände, unverdienter, schmerzlicher Unfälle. Aber gerade dann sollte er seinen Werth erst fühlen, und alles Ungemach, im Gefühl dieses Werthes, standhaft ertragen. Es ist ein heiliges Wesen, sollte er in solchen Tagen zu seiner Beruhigung denken, das in das Verborgene sieht, und über das Gute waltet."

In Antoinettens Herzen regte sich bei der Rückerinnerung an solche Reden des Vaters ein stärkendes, religiöses Gefühl. Ihr Glaube an Gott, ihr Vertrauen auf ihn, brachte süßen Trost und einigen Frieden in ihre reine Brust.

Die gerichtliche Untersuchung zog sich in die Länge, und wurde mit aller Strenge betrieben. Leider geschah dies in einer Zeit, wo das menschliche Leben von den Dienern der Gerechtigkeit nicht so hoch geachtet, und

Verurtheilung zum Tode durch ängstlich gewissenhafte Rücksichten nicht so erschwert wurde, als in unsern menschenfreundlicheren milderen Tagen.

Endlich kam es zum richterlichen Spruch. Antoinette hatte nichts bekannt und konnte nichts bekennen. Aber der Schein zeugte gegen sie; die strengen Richter urtheilten nach dem Buchstaben des Gesetzes. Antoinette ward, als Entwenderinn des Schmucks, zum Tode verurtheilt.

Bebend hörte sie die Todessentenz an; kaum hatte sie Kraft genug, sich aufrecht zu erhalten; Thränend blickte sie gen Himmel; schluchzend betheuerte sie noch Einmal ihre Unschuld. Die Richter blieben unerbittlich; das Urtheil war gesprochen; der König unterzeichnete es. In drei Tagen sollte es vollzogen werden.

Ganz Paris, besonders das weibliche Geschlecht, hatte an Antoinettens Prozeß den größten Antheil genommen, und das über sie gefällte Todesurtheil machte auf jedermann tiefen Eindruck.

Noch ehe das Endurtheil über Antoinetten gefällt wurde, erfuhr Lafford, ihr Vater, zufälligerweise einiges von der Lage seiner Tochter. Sein Innerstes wurde erschüttert, doch verbarg er seinen Schmerz der redlichen Gattinn, und reiste, unter einem erdichteten Vorwande, nach Paris, um, wenn möglich, die Ehre und das Leben Antoinettens zu retten. Allein noch ehe er Paris erreichte, wurde die Tochter zum Tode verurtheilt, und Lafford erfuhr dies, als er noch fast zwei Tagereisen von der Hauptstadt des Reichs entfernt war.

Antoinette befand sich in einem herzzerreissenden Zustande. Auf dem Schaffotte,

in dem Angesicht einer Menge von Zuschauern, entfernt von den geliebten Aeltern, sollte sie einen schmählichen Tod sterben, und mit ihrem Leben auch ihre Ehre verlieren. Dieser Gedanke erschütterte sie, so oft er sich ihrer Seele bemächtigte.

Die Stunde ihres Todes näherte sich. Einen Tag vorher besuchte sie ein Geistlicher, und sprach ihr Trost ein. Sie nahm das heilige Abendmahl. Der Gedanke: daß das edelste Wesen, das je die Erde trug, daß Jesus auch unschuldig gestorben sey, ergriff mächtig ihr Herz und goß lindernden Balsam in ihre verwundete Seele.

Der Geistliche fragte sie, ob sie auf dieser Welt, die sie nun bald verlassen werde, keine Wünsche mehr habe. Ach, rief Antoinette, mein einziger Wunsch auf dieser Erde ist, daß meine guten Aeltern überzeugt

werden möchten, ich sey unschuldig gerichtet worden.

Der Geistliche fragte, ob sie an ihre Aeltern nicht etwa selbst schreiben wolle? Er werde ihren Brief mit einigen Zeilen begleiten, und an den Ort seiner Bestimmung absenden.

Antoinette bat sich Papier, Tinte und Feder aus. Sie wollte einen langen Brief schreiben, aber die Schmerzen, die ihre Seele ergriffen, machten es ihr unmöglich. Sie schrieb blos folgende Zeilen nieder:

„Ich habe keinen Tag mehr zu leben, geliebte Aeltern! Morgen ist Eure Tochter nicht mehr. Wann Ihr diese Zeilen leset, hat sie ausgelitten, und befindet sich in einer bessern, gerechteren Welt. Man hat mich eines Diebstahls angeklagt, man hat mir meinen guten Namen genommen, man hat mich, da der Schein so sehr gegen mich zeug-

te, zum Tode verurtheilt. Morgen ſterbe ich. Ich ſterbe unſchuldig. Entziehet Eurer Tochter Eure Achtung und Liebe nicht, treue Aeltern! Sie verdient ſie; bis zu ihrer letzten Stunde hat ſie ihr Herz, ihr Gewiſſen rein erhalten. Ach, wenn ich Euch vor meinem Tode nur noch eine Stunde hätte ſprechen können! Lebt wohl, liebe Aeltern! habt Dank für die mir bewieſene Liebe und Treue. In den letzten Augenblicken wird nichts mir vorſchweben, als Euer Bild, Ihr meine geliebten Aeltern! Lebt wohl, auf ewig wohl! Werdet mir nicht gram, erinnert Euch mit Liebe bisweilen an Eure dankbare, unglückliche Tochter Antoinette.“

Der Tag der Hinrichtung war da. Antoinette hatte in der letzten Nacht kein Auge geſchloſſen. Gräßliche Todesbilder gaukelten vor ihrer Seele. Alle Troſtgründe, die ihr Vernunft und Religion darboten, hat-

ten nicht Kraft genug, sie in diesen letzten Lebensstunden zu beruhigen. Der Morgen graute. Jetzt erst schlummerte sie, ermattet durch Angst und Schmerzen, ein. Nach vier Stunden sollte sie in den ewigen Schlaf sinken.

Groß war Antoinettens ängstliche Unruhe, aber noch größer die Angst der Wäscherinn, welche den diamantnen Schmuck vorenthalten und verläugnet hatte. Von der Stunde an, daß das unschuldige Mädchen vor das Gericht gefordert wurde, war ihr innerer Friede dahin. Nur Schreckbilder schwebten ihr vor. Nirgends fand sie Ruhe, überall verfolgte sie die Gestalt der unschuldig Leidenden; denn ihr Gewissen war erwacht. Als sie vollends vernahm, Antoinette werde wohl zum Tode verurtheilt werden, wurde sie von der größten Angst gepeinigt. Oft stand sie ganz vertieft da,

ſchien in ernſtliche Betrachtungen verſenkt, und fuhr zuſammen, wenn ſie ein Geräuſch vernahm.

Ihre innere Unruhe verrieth ſich aber beſonders bei folgender Gelegenheit:

Sie befand ſich eines Abends in Geſellſchaft einiger Bekannten, unter welchen ſich auch ein wackrer Alter befand. Es wurde von Antoinetten und von Hinrichtungen geſprochen, und manche ſchauerliche Geſchichte erzählt. Der Alte erzählte Folgendes:

In einer kleinen Gemeinde wurde einmal ein Mord verübt. Der Thäter blieb eine Zeitlang unentdeckt. Der Obrigkeit aber lag viel daran, daß er aufgefunden werde. Der Geiſtliche bekam den Auftrag, die Gemeindeglieder in der Kirche zuſammen zu berufen. Als dies geſchehen war, trat ein ehrwürdiger Rathsherr in den Kreis der Verſammelten, und hielt eine ſo eindringliche

Anrede an sie, daß viele zu Thränen gerührt wurden. Endlich zog er den Stein hervor, mit welchem der Mord verübt worden war, und sagte mit Nachdruck: damit sich jeder von Euch von der Mordthat reinige, so nehme jeder den Stein, hebe ihn empor, und betheure bei Gott, daß er unschuldig sey an dem vergossenen Blute. — Mehrere thaten dies. Der Stein kam auch an den Mörder. Dieser erzitterte. Er wollte den Stein empor heben, aber seine Kräfte versagten ihm den Dienst; er ließ ihn bebend fallen. Alle sahen den Zitternden mit Bestürzung an; er fiel auf seine Kniee, und bekannte sein Verbrechen. Das alles machte das Gewissen.

Die Wäscherinn erschrack bei den letzten Worten so sehr, daß sie von ihrem Sitze aufsprang, und unter dem Vorwande, daß ihr übel geworden sey, nach Hause eilte.

Das Gewiſſen! Das Gewiſſen! rief ſie hier aus. Ach, es iſt auch bei mir erwacht! es wird mich tödten, wenn ich nicht bald Erleichterung finde!

Endlich wurde das über Antoinette gefällte Todesurtheil bekannt. Die Wäſcherinn erſchrack, als ſie davon vernahm. Der Gedanke, daß ſie die Urſache an Antoinettens Tode ſey, erſchütterte ihr Innerſtes. Nirgends fand ſie Troſt, nirgends Beruhigung. In der letzten Nacht, die Antoinette noch zu leben hatte, befand ſich die Wäſcherinn in dem ſchrecklichſten Zuſtande. Sie ſchlummerte ein, aber die ſchauerlichſten Träume ängſtigten ihre Seele. Es träumte ihr, als ſähe ſie Antoinetten unter den Händen des Henkers bluten, bald darauf aber als eine Verklärte vor dem Throne des Höchſten, der die Urheberinn ihres Todes zu ewigen Leiden in dem Pfuhl der Hölle verdammte.

Sie sprang aus dem Bette, lief wie wahnsinnig im Zimmer herum, und jammerte. Zufälligerweise erblickte sie sich in dem Spiegel, und erschrack über sich selbst. Alle Glieder zitterten; sie sank an einem Stuhle nieder, und wollte beten; aber ihr Herz konnte sich nicht erheben zu dem, der über den Sternen wohnt, und nach Gerechtigkeit richtet. Sie schlief ein.

Die letzte Stunde für Antoinetten hatte geschlagen. Tausende von Zuschauern strömten nach dem Richtplatze. Die Verurtheilte, die sich weiß angekleidet hatte, wurde in dem Gefängnisse abgeholt, und nach der Richtstätte geführt. Ein Schwarm neugieriger Menschen begleitete sie. Sie schlug die Augen nieder. Unschuld und tiefe Wehmuth lag auf ihrem blassen Angesichte. Von ihren Wangen stürzten Thränen. Jedermann,

der die Unschuldige ansah, wurde gerührt. Viele weinten.

Der Richtplatz war erreicht. Antoinette betete mit dem Geistlichen, der ihr zum Begleiter gegeben worden war. Schon wollte sie das Blutgerüst besteigen, als ein Mann, händeringend und schreiend, sich durch den Haufen von Zuschauern drängte, und in Antoinettens Nähe fast bewußtlos niedersank. Einige von den Umstehenden hoben ihn auf, und hielten ihn in ihren Armen. Als Antoinette ihn erblickte, that sie einen Schrei. Mein Vater! rief sie, mein Vater! ich sterbe unschuldig!

Das umstehende Volk ward durch diese Scene heftig erschüttert. Lafford, Antoinettens Vater, ward umringt, und mit inniger Theilnahme betrachtet. Die unglückliche Tochter sah jammernd gen Himmel. O du, der du gerecht richtest, rief sie aus,

erbarme dich meines Vaters, erbarme dich meiner!

Der Geistliche forderte sie in einem sanften Tone auf, ihre Gefühle zu mäßigen, und in ihrer letzten Stunde dem zu vertrauen, vor dessen Angesicht sie nun bald treten werde. Sie sank auf ihre Kniee, und bat ihn, mit ihr zu beten. Er that dies. Seine Worte rührten ihr Herz. Sie zerfloß in Thränen, und fühlte sich erleichtert. Jetzt erhob sie sich, und schwankte nach dem Gerüste. Den Zuschauern pochte mächtig das Herz; Alle nahmen den lebhaftesten Antheil an ihr, und wünschten, daß sie begnadigt werden möchte. Doch dazu war keine Hoffnung. In wenigen Minuten sollte ihr Haupt unter dem Schwerdte fallen. Ein heimliches Grauen überfiel alle Zuschauer.

In dem entscheidensten Augenblicke, in welchem Antoinette bereits das Schaffot be-

ſteigen wollte, erhob ſich ein Geſchrei unter dem verſammelten Volke. Hört! hört! riefen viele Stimmen auf.

Welch' eine Scene! Die Wäſcherinn, die den diamantnen Kopfſchmuck verheimlicht hatte, kam, getrieben von dem erwachten Gewiſſen, mit dem Kleinode herbei. Mit wilder Eile drängte ſie ſich durch die Haufen der Zuſchauer, hielt die Diamanten empor, und rief in ſchrecklichem Tone: Mich, o Henker, morde! Antoinette iſt unſchuldig! ich bin die Verbrecherinn! Ich will nicht länger leben! Es brennt, es brennt in meinem Innern! mein Gewiſſen! mein Gewiſſen!

Alle, welche dieſe Worte vernahmen, und die wilden Geberden des Weibes erblickten, wurden betroffen, und riefen endlich laut: Antoinette iſt unſchuldig, ſie lebe!

Sie lebe! sie lebe! hallte es durch die ganze zahlreiche Versammlung. Die Wäscherinn sank vor den obrigkeitlichen Personen, die Antoinetten auf den Richtplatz begleitet hatten, nieder, klagte sich als Verbrecherinn an, und warf den diamantnen Schmuck vor sich hin.

Die Richter, erstaunt über diese unverhoffte, wunderbare Wendung der Sache, erklärten, daß Antoinette nach der Stadt zurückzuführen sey. Alles jubelte. Viele weinten Thränen der Rührung und Freude. Antoinette und ihr Vater wurden fast auf den Händen getragen. Ganz Paris nahm Theil an der Geschichte; selbst die königliche Familie ließ sich von dem ganzen Verlaufe derselben unterrichten.

Antoinettens Unschuld ward bald anerkannt. Ihre Gebieterinn, die, aus beleidigter Eitelkeit, so strenge gegen sie ver-

fahren ließ, wurde der Gegenstand wohlverdienter Verachtung. Zwanzig vornehme Damen ließen Antoinetten ein ansehnliches Geschenk reichen, und die Königinn bestimmte eine beträchtliche Summe zu einem Brautschatze für sie.

Antoinettens Freude über ihre Rettung, und den Dank, der aus ihrer Brust dafür zum Himmel emporstieg, beschreibt keine Feder. Lange war sie der Gegenstand des Taggespräches, und ihre Geschichte ein lebendiger Beweis, daß der innere Richter in uns — das Gewissen, wenn es in seiner Stärke erwacht, eine Macht äussere, der nicht leicht ein Mensch zu widerstehen vermag.

Lafford eilte mit der geretteten Tochter nach der ruhigeren Heimath. Als sie auf dem Hügel ankamen, auf welchem sie beide den Tag vor Antoinettens Abreise nach Pa-

ris gestanden hatten, und diese auf die heimischen Fluren blickte, fing sie bitterlich zu weinen an, sank dem Vater an die Brust, und verbarg das Gesicht.

Ich verstehe dich, meine Tochter! sprach Lafford leise, und konnte nur mit Mühe die Thränen unterdrücken, die sich in sein Auge drängten. — Du hast viel, sehr viel gelitten; aber du bist unschuldig. O meine Tochter! in diesen Worten liegt für dich die größte Beruhigung. Mit reinem Herzen, womit du von uns schiedest, kehrst du zu uns zurück. Blicke heiter und ruhig nach den schönen Fluren, die uns umgeben. Wohl dir, daß du mit deinem Gewissen im Reinen bist.

Antoinette weinte fort. Es waren Thränen einer frommen, dankbaren Rührung. Bald befand sie sich im väterlichen Hause. Für ihre treue Mutter, Agathe, war sie

eine himmliſche Erſcheinung. Nach einigen Tagen feierte dieſe trefliche Familie für Antoinettens Errettung von einem ſchmählichen Tode ein frohes Dankfeſt. Die gute Tochter verließ ihre Aeltern nie wieder. Villar wurde ihr Gatte. Sie lehrte ihn das wahre Glück des Lebens kennen. Des Himmels Segen ruhte auf Beiden.

XII.

Marie und Philippine.

Marie und Philippine wohnten in Einer Stadt, und waren in ihrer frühern Jugend gute Freundinnen. Als sie älter wurden, kamen sie immer seltener zusammen, und sahen sich am Ende — wenn es nicht in der Kirche geschah — fast gar nicht.

Der Grund davon lag in Philippinens Eitelkeit. Ihre Aeltern waren reich; die Mutter sprach oft unverholen, daß ihre Tochter einst Erbinn eines großen Vermögens werden würde, und Philippine wurde dadurch so übermüthig gemacht, daß sie auf ihre ehemahligen Freundinnen, die nicht so

wohlhabend waren, mit Gleichgültigkeit herabblickte.

Herr Wollmuth — so hieß Philippinens Vater — machte vielen Aufwand. Alle Wochen war in seinem Hause große Gesellschaft; auf seine Tafel kamen die leckersten Gerichte und die kostbarsten Weine des In- und Auslandes; vornehme Fremde kehrten gewöhnlich bei ihm ein, und genossen die ausgezeichnetste Bewirthung.

Dies alles sah Philippine, und bekam eine hohe Meynung von sich. Von nun an war ihr jedermann zu gering. Ihre Freundinnen, die von ihr mit Uebermuth behandelt wurden, zogen sich von ihr zurück, und sie hatte bald niemanden, der ihr von Herzen gut gewesen wäre. Die Töchter eines Barons, der in der Nähe auf seinen Landgütern lebte, waren die einzigen Mädchen, mit denen Philippine noch einigen Umgang

hatte. Doch auch von ihnen wurde sie nicht geliebt.

Da in Wollmuths Hause alles auf großen Fuß eingerichtet war, so lebte Philippine in beständiger Zerstreuung. Ihre Ausbildung wurde unter solchen Umständen vernachläßigt. Weibliche Arbeiten behagten ihr nicht; nur Putz, Gesellschaft, Bälle, Theater und dergleichen Gegenstände mehr beschäftigten ihren Geist. Von der Mutter wurde sie unvernünftig geliebt, und nicht leicht blieb einer ihrer Wünsche unerfüllt. Was sie verlangte, ward ihr gereicht; sie lebte und schwelgte im Ueberfluß.

So nicht Marie. Ihr Vater, Herr Klarenreich, war ein einsichtsvoller, erfahrner Mann, dem das wahre Wohl seiner Tochter am Herzen lag. War er gleich nicht so reich als Wollmuth, so gehörte er doch unter die wohlhabenden Einwohner der

Stadt. Dessen ungeachtet verzog er seine Tochter nicht, gewöhnte sie nicht an häufige Genüsse, Zerstreuungen und Gesellschaften, und erhielt sie mit aller Sorgfalt bei einer bescheidnen Meinung von sich.

Marie ging zwar rein und hübsch gekleidet, aber nie wurde in diesem Stücke zu viel auf sie verwendet. Mit Eifer hielten sie ihre Aeltern zu häuslichen Geschäften und allen weiblichen Arbeiten an. Sie mußte ihre Hemden selbst nähen, ihre Strümpfe selbst stricken, und in der Küche ihrer Mutter, einer treflichen Hausfrau, täglich beistehen. An Mäßigkeit und Genügsamkeit wurde sie vorzüglich gewöhnt. So lebte Marie, und befand sich wohl dabei. Ihre Arbeiten gewährten ihr großes Vergnügen; hatte sie sie geendigt, so that ihr die Erholung auf einem Spaziergange, oder bei einem nüz-

lichen Buche, oft auch in der Gesellschaft einiger redlichen Freundinnen ungemein wohl.

Herr Klarenreich mußte zwar bisweilen die Bemerkung vernehmen, daß er Marien etwas zu streng behandle; aber er lächelte dann immer, und sprach: Ich thue dies, weil ich meine Tochter herzlich liebe. Fraget sie nur, ob es ihr nicht recht wohl gehe, und sie wird euch gewiß eine bejahende Antwort geben. Ich lasse sie jetzt deshalb etwas weniger genießen, damit, wenn sie einst arm seyn sollte, sie nicht viel entbehre; ist sie aber einmal wohlhabend, so wird ihr dann eine größere Bequemlichkeit desto angenehmer seyn. Das Beste ist, man lernt in der Jugend entbehren, damit man im Alter mit mehr Freude das Gute des Lebens genieße. Es ist besser, immer vorwärts zu schreiten, als rückwärts zu gehen.

Wie verſchieden war Mariens und Philippinens Leben! Marie, durch ihre Arbeiten geſtärkt, befand ſich immer geſund, munter und heiter; Philippine, durch die Zerſtreuungen ermattet und durch zu viele Genüſſe betäubt, war ſelten bei guter Laune, ſelten geſund und zufrieden. —

Doch Philippine ſollte noch mehr leiden. Ihr Vater war bei einigen großen Handelsunternehmungen unglücklich; er machte Schulden, ſpielte Bankerott, und ſank zum ärmſten, unglücklichſten Manne der Stadt herab. Nie erholte er ſich wieder.

Philippine fühlte den Druck der veränderten Umſtände am meiſten. Ihre Aeltern ſtarben, und ſie ſtand nun verlaſſen auf Gottes Welt. Ein Anverwandter nahm ſie in ſein Haus. Hier mußte ſie ſich viele Entbehrungen und ſchwere Arbeiten gefallen laſſen. Daran nicht gewöhnt, unterlag ſie

denſelben beinahe. Sie war das unglücklichſte Weſen auf Erden, und ſtarb unverehelicht, ohne des Lebens recht froh geworden zu ſeyn.

Glücklich war dagegen Marie. Mehrere junge Männer, die ihre guten Eigenſchaften kannten, bewarben ſich um ſie. Sie ward einem würdigen Gatten zu Theil. Das Leben und die Annehmlichkeiten deſſelben gewannen immer mehr Reiz für ſie; die guten Tage wußte ſie mit Mäßigung zu genießen, die böſen mit Geduld und Ergebung zu tragen. Ihre Kinder erzog ſie, wie ſie ſelbſt erzogen worden war. Oft ſagte ſie: Wer in ſeiner Jugend entbehren gelernt hat, lebt im Alter deſto glücklicher.

XIII.

Mütterliche Liebe und weiblicher Muth.

Mehrmals wüthete während der letzten französischen Revolution der fürchterlichste aller Kriege, der Bürgerkrieg im Innern Frankreichs, und ließ Ströme von Blut fließen; Bürger kämpften gegen Bürger, und machten ihr Vaterland zum Schauplatze der empörendsten Grausamkeiten. Besonders war dieß in der Vendee, einer der vielen Provinzen Frankreichs, der Fall, wo eine Menge Unzufriedner die Waffen gegen die neugebildete Republik ergriffen, und wider die Truppen derselben muthig ankämpf-

ten. Des Bürgerblutes floß in diesem Bürgerkriege, der unter dem Namen des Vendeekrieges bekannt ist, nur allzuviel.

Zärtlich liebte eine Mutter ihren Sohn, der sich aus ihren Armen rang, um als Soldat dem Vaterlande zu dienen. Traurig war der Abschied; Segenswünsche, von Thränen begleitet, gab das mütterliche Herz dem muthvollen Sohne mit auf den Weg zur Armee; bei mehrern Gelegenheiten gab er Proben von kühnem Sinne und Gewandtheit. Er befand sich bald unter denjenigen, die nach der Vendee beordert wurden, um die dasigen Insurgenten zum Gehorsame gegen die Republik durch die Gewalt der Waffen zu zwingen. Es werden mehrere blutige Scharmützel geliefert; er hat das Unglück, in einem derselben gefährlich verwundet zu werden.

Kaum erfuhr die liebende Mutter das Schicksal ihres Sohnes, als sie mit hastiger Eile nach dem Lazarette reiste, in welchem derselbe darniederlag. Der Augenblick des Wiedersehens ihres zwar sehr schwachen, aber doch noch lebenden Sohnes, war für sie ein Augenblick der seligsten Wonne. Sie wünschte, den Kranken mit sich nach Nantes *) zu nehmen, um ihn dort mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Sie fand keine Schwierigkeiten, und reiste mit ihrem Sohne aus dem Lazarette fort.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, waren in hohem Grade unsicher. Ueberall streiften Insurgenten herum, die alles, was nicht zu ihrer Parthei gehörte, aus

*) Nantes, die Hauptstadt im Departement der untern Loire, groß und wohlgebaut, mit einem Hafen, ansehnlichen Manufakturen und großer Schifffahrt.

hielten und niedersäbelten. Die zärtliche Mutter kannte diese Gefahren, sie wußte, daß sie, falls sie angefallen würde, nur auf die Treue eines Bedienten, auf den Widerstand ihres durch die Krankheit ganz geschwächten Sohnes durchaus nicht rechnen durfte, allein dies hielt sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht ab; viel baute sie auf ihren eigenen Muth.

Man erreichte die gefährlichsten Stellen des Wegs; es ließ sich kein Insurgent blikken. Nun sind wir geborgen, sprach sie, als dieselben zurückgelegt waren. Wir kommen bald an die Vorposten der Nationaltruppen; in ihrer Nähe haben wir nichts mehr zu besorgen.

Wie sehr täuschte sich die muthvolle Frau! Der Wald, in welchem man fuhr, war zu Ende. Beim Herausfahren aus demselben hörte sie plötzlich einige Flintenschüsse fallen.

Um ihren Wagen pfiffen mehrere Kugeln. Sie ließ sich durch Schrecken nicht betäuben, sondern faßte sich auf eine weiblich männliche Weise. Das erste, was sie that, war, daß sie nach den Pistolen griff, um sich, falls es nöthig wäre, mit Muth zu wehren. In diesem Augenblicke sah sie sich von einigen Reitern umringt. Ihr Anblick derselben machte sie stutzen. „Ausgestiegen, Madame!“ rief einer von ihnen, in einem zwar befehlenden, aber nicht zu rauhen Tone.

Sie weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. „Es ist mir nicht möglich aufzusteigen, sprach sie, ein Sterbender liegt neben mir; er ist meiner Sorgfalt anvertraut, ich kann ihn in seiner Ruhe nicht stören.“

Schon gut! riefen die Reiter, aber sagen mußt du uns, wer der Sterbende sey, der an deiner Seite liegt.

Es ist mein einziger Sohn! erwiederte die verlegene Mutter.

Zum Unglück hatte sie diese Worte mit sichtbarer Verwirrung ausgesprochen, die den Insurgenten nicht entgangen war.

Nur heraus aus dem Wagen! schrieen die Bewaffneten, wenn ihr nicht alle erschossen werden wollt!

Einen Andern würde diese grausame Drohung in Schrecken gesetzt haben; auf das muthige Weib machte sie eine entgegengesetzte Wirkung. Sie faßte sich, und ihre vorige Unerschrockenheit kehrte wieder. Sich an ihren Sohn anschmiegend, bedeckte sie ihn mit ihrem Körper, und zählte ihre Feinde. „Es sind ihrer nur neun, sprach sie zu ihrem Bedienten, der neben ihr im Wagen saß, wir wollen uns wehren!“

Wirklich setzte sich die herzhafte Frau zur Gegenwehr, und es begann ein hitziges

Gefecht. Zu ungleich waren die Kräfte. Zwar schoß das kühne Weib zwei Insurgenten vom Pferde; aber Postillion und Pferde stürzten, von Kugeln durchbohrt, zu Boden, auch der Bediente fiel, und ihr kranker Sohn erhielt eine gefährliche Kopfwunde.

Als die Mutter die Wunde des Sohnes erblickte, erhob sie ein Klaggeschrei, griff nach dem Säbel des Verwundeten, und stürzte wüthend aus dem Wagen.

Die Insurgenten umringten sie, wanden ihr den Säbel aus der Hand, und knebelten sie an einen Baum. Die Grausamen begnügten sich damit noch nicht. Auch den Sohn rissen sie aus der Kutsche; schleiften ihn zur Mutter, und machten Anstalten, ihn zu erschießen. Wer beschreibt die Qual der trostlosen Mutter bei dem Anblicke ihres geliebten, im Blute schwimmenden Sohnes. Ihre Marter zu erhöhen, zögerten die Gr-

fühllosen Feinde mit der Ermordung des Sohnes. Voll Verzweiflung erwartete die unglückliche Mutter keine Rettung mehr; doch auf Einmal wendete sich die Sache; ein Strahl von Hoffnung leuchtete ihr von neuem.

In der Nähe des Waldes befand sich ein Posten Nationalsoldaten. Sie hatten die Schüsse der Insurgenten gehört, und sogleich wurden fünfzig Reuter beordert, Untersuchungen im Walde anzustellen. Diese führten den erhaltenen Befehl mit solcher Schnelligkeit aus, daß sie bald den unglücklichen Platz erreichten, wo die hoffnungslose Mutter mit ihrem Sohne ihrem Tode entgegen sah. Die Insurgenten wurden überrumpelt und niedergehauen.

Diese unverhoffte Wendung ihres Schicksals wirkte so mächtig auf das Herz der Mutter, daß sie in Ohnmacht sank. Man band sie los, legte sie in den Wagen,

ſpannte die Pferde zweier Nationalſoldaten vor denſelben, und brachte ſie nach dem erſten Nationalpoſten. Hier that man alles mögliche, ſie wieder ins Leben zu wecken. Dies gelang. Sie ſchlug die Augen auf, und kam nach und nach zur Beſinnung.

Forſchend ſah ſie jetzt um ſich; ihre Blicke ſuchten gierig den geliebten Sohn. Sie vermißte ihn. Ein neues Schrecken überfiel ſie. Wo iſt er? rief ſie klagend, wo iſt mein theurer, einziger Sohn?

Niemand konnte ihr dieſe Frage beantworten. Sie zweifelte nun nicht daran, daß der unglückliche Sohn vergeſſen worden, und auf dem Kampfplatze im Walde zurückgeblieben ſey. Herzlich flehte ſie, man möchte ſie dahin zurückbringen; der Officier erfüllte mit der größten Bereitwilligkeit ſogleich ihre gerechte Bitte. Fünfzig Reiter, dieſelben, denen ſie ihre Rettung zu verdan-

ten hatte, bekamen Befehl, sie nach jenem Platze zu begleiten.

Einige von den Soldaten ritten voraus. Als sie nicht mehr weit von der Stelle des Kampfes waren, erblickten sie einen Menschen, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche umbunden war. Es schien, als suche er ihnen zu entfliehen. Die vorausgerittenen Soldaten sahen seine Bestürzung, das viele Blut, womit er bedeckt war, machte ihn noch verdächtiger, und sie hielten ihn für einen Insurgenten, der dem Schicksale der übrigen entronnen sey.

In dieser Voraussetzung sprengten die Reiter auf den Unglücklichen los, versetzten ihm schwere Hiebe, und warfen ihn in einen Graben.

Bald kam der Wagen der trostlosen Mutter nach. Sie fuhr dicht bei der Stelle vorbei, wo der vermeinte Insurgent in sei-

nem Blute lag. Als sie ihn erblickte, schrie sie laut auf, sprang aus der Kutsche, und stürzte ohnmächtig auf ihn nieder. Es war ihr Sohn, der noch lebte.

Mutter und Sohn waren durch die erlittenen Unglücksfälle so niedergedrückt, daß sie mehr todten Leichnamen als lebendigen Wesen glichen. Sie wurden auf den ersten Posten getragen. Der hart verwundete Sohn war dem Tode nahe. Zur Freude seiner Mutter überstand er die Gefahr, in der er schwebte. Sie kam mit ihm in Mantua an. Eine langwierige sorgfältige Kur konnte es nicht verhindern, daß er ein Krüppel wurde; aber der zärtlichen Mutter war es schon genug, daß der geliebte, einzige Sohn nur am Leben blieb.

XIV.

Trost,

an Lina.

Lina, immer noch entrollen Zähren
Auf der vielgeliebten Mutter Grab? —
Theure! soll der Kummer ewig währen?
Ists nicht Gott, der dir das Leiden gab?

Deiner Thränen, Lina, deiner Klagen
Ist die uns Entschlummerte wohl werth;
Aber fromm ist, wer in trüben Tagen
Des Allvaters weise Schickung ehrt.

Glaubend blicke nach des Himmels Ferne,
Wo sich Millionen Welten drehn;
Auf dem reinsten, hellsten jener Sterne
Werden wir vielleicht uns wiedersehn!

XV.

Der Frühling, ein Bild der Jugend.

Eine Rede, gehalten vor der Evangelischen Gemeinde in Wien, bei Gelegenheit der Confirmation der ältern Jugend, den 9ten Juni 1805.

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Wann sie dein Licht umfließt!
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.

Jedoch sie glänzt auch für die Tugend nur;
Der Unschuld ist sie schön;
Umsonst schmückt sich, wie Himmel, die Natur
Für Augen, die nicht sehn.

Auch jede Blume wird verſenkt und ſtirbt,
Auf die das Laſter tritt;
Die ganze Pracht der blüh'nden Flur verdirbt
Schwarz unter ſeinem Schritt.

Allmächtiger! Laß mich, der Wahrheit treu,
Mein Herz der Unſchuld weih'n;
O dann, dann wird mir die Natur ſtets neu,
Und ewig reizend ſeyn!

Zwei Hauptzüge finden wir gewöhnlich in dem Charakter edler, großer Männer, Züge, die unſre ganze Aufmerkſamkeit verdienen: Liebe zur Natur, und Liebe zur Jugend. Gehet die Geſchichte der weiſeſten Männer des Alterthums und der neuern Zeit durch, ihr werdet wenige finden, die nicht in der Erforſchung der Natur und ihrer Geſetze, in der Betrachtung ihrer Schönheiten und Wunder, in dem Genuſſe ihrer Reize die angenehmſte Beſchäfti-

gung, die süßeste Erholung, die größte Freude gefunden hätten. Ihr, der Mutter unser aller, vertrauten sie gerne die stillen Freuden und die geheimen Leiden ihres Herzens; zu ihr nahmen sie in den Stunden des Ernstes, heiliger Vorsätze, harter Prüfungen so gerne ihre Zuflucht, bei ihr suchten und fanden sie Trost, Beruhigung und Aufheiterung; an ihrer Seite, geleitet von ihrer mütterlichen Hand, wandelten sie leichter, angenehmer und froher durch dieses Leben einem ewigen Frühling entgegen.

Ihr kennet die Liebe, mit welcher auch Jesus an der Natur hing, ihr wisset, wie oft er in ihrem offenen Tempel Lehren der Weisheit, Tugend und Religion verkündigte, wie gerne er aus ihr Beispiele und Gleichnisse herausheb, um allgemeine Wahrheiten zu versinnlichen und dem Auffassen derselben zu Hülfe zu kommen, wie er in

Stunden des Unmuths, der Vorbereitung und drückender Leiden zu ihr hineilte, um bei ihr Troſt, Aufmunterung und Erquikkung zu ſuchen.

An dieſe Liebe edler, gefühlvoller Menſchenfreunde zur Natur ſchließt ſich gewöhnlich auch Liebe zur Jugend an. Die treflichſten Männer waren meiſtens auch große Kinderfreunde, beſchäftigten ſich mit Wohlgefallen mit der Jugend, heiterten ſich in ihren Kreiſen auf, und nahmen herzlich Theil an den Unterhaltungen und Freuden derſelben. Ich kann mich auch hier auf den Stifter unſerer Religion berufen. Ihr werdet euch alle dabei an manche ſeiner Reden erinnern, in welchen er ſeine liebevollen Geſinnungen für die Jugend deutlich genug an den Tag legte, und wenn ihr das heutige Evangelium durchleſet, ſo werdet ihr auch darin ein Gleichniß finden, das ſich auf die

Kindheit bezieht, und aus dem Kreiſe derſelben genommen iſt.

Warum ich dieſe vorläufigen Betrachtungen anſtelle? Ich finde mich dazu auf eine doppelte Weiſe veranlaßt. Die uns umgebende Natur glänzt gerade jetzt in ihrer vollen Pracht; die Rauhheit der Wintermonate iſt verſchwunden, und mildere Lüfte wehen uns und die Erde mit ihren Gewächſen an; ein liebliches, erfriſchendes Grün bedeckt Wieſen, Felder und Gärten; alles iſt zu einem neuen Leben erwacht; die ganze Schöpfung athmet Freude und Anmuth, und ladet den gefühlvollen Naturfreund zu den reinſten, ſchönſten Genüſſen ein. Wohl kann man den erſchienenen Frühling mit den Worten des Dichters begrüßen:

Kind der Schönheit und der Freude,
Sey gegrüßt!

Das in seinem Blumenkleide
Lieblich wie ein Engel ist.
O du kommst, und lauter Wonne
Kränzet dich!
Heiter lächelt uns die Sonne;
Hirt und König freuen sich.

Sehet da die Veranlassung zu meinen Bemerkungen über die Freude weiser und guter Menschen an der Natur. Eben so natürlich werdet ihr es auch finden, daß ich sie mit der Freude an der Jugend in Verbindung gebracht habe. Erinnert die Jahreszeit, in der wir jetzt leben, erinnert uns der Frühling nicht lebhaft genug an die muntere, frisch aufblühende Jugend? Und sehen wir heute, in diesem Tempel der Gottheit, nicht eine beträchtliche Anzahl von Söhnen und Töchtern, deren Heranreifen unser Herz mit manchen angenehmen, süßen Hoffnungen

erfüllt, und auf denen daher unſre Blicke mit Vergnügen ruhen? Sehen wir nicht vor dem Altare dieſes gottgeweihten Hauſes eine Reihe von jungen Chriſten, die mit ſchnellem Schritte ſich dem höheren Alter nähern, und heute das Glück genießen ſollen, mit der chriſtlichen Kirche in ein engeres, feſteres Verhältniß zu treten, die bald durch ein feyerliches Gelübde ſich verbindlich machen wollen, treu und redlich die Pflichten zu erfüllen, die aus dieſem Verhältniſſe hervorgehen? Könnten wir gleichgültig, könnten wir ungerührt bleiben bei dieſem Anblicke und bei dem Gedanken an die Wichtigkeit der Verbindlichkeiten, zu denen ſich jene chriſtlichen Söhne und Töchter verpflichten wollen?

Ich thue vielleicht etwas den Zeitumſtänden und der heutigen Feyer unſrer Kirche Angemeſſenes, wenn ich die gegenwärtige

christliche Versammlung, wenn ich dich besonders, geliebte, aufblühende und heranreifende Jugend, damit beschäftige, daß ich den Frühling, als ein Bild der aufblühenden und heranreifenden Jugend, darstelle. Er, der die Sonne scheinen und regnen läßt, damit alles in der Natur gedeihe, der auch dich, o liebe Jugend, mit Vaterhuld, einem gewissenhaften Gärtner gleich, schützet und pfleget, er, der Gott der Liebe und Freude, segne mein Vorhaben, und schenke mir die Freude, zu sehen, daß ich nicht ohne Nutzen und Erfolg gesprochen habe.

Text. Jesus Sirach VI, 18 — 20.

Auch dieser weise Mann, dessen Worte ich eben vorgelesen habe, wählt bei den guten Lehren, die er der Jugend gibt, ein Gleichniß aus der Natur, das Bezug auf

die Jahrekzeit hat, die uns jetzt so manchen angenehmen, frohen Genuß darbietet. Auch er veranlaßt mich, den Frühling, wie ich schon angegeben habe, als ein Bild der aufblühenden und heranreifenden Jugend darzustellen. Ich hoffe, es wird sich dabei manches Belehrende und Ermunternde nicht nur für unsre jüngere, sondern auch für die ältere Mitglieder dieser Versammlung anknüpfen lassen, und wenn die letztern auch nichts vernehmen, worauf sie nicht schon längst durch eigenes Nachdenken gekommen wären, so wird es doch nicht überflüßig seyn, sie an manches zu erinnern, dessen Andenken das Herz erfreut, ihnen manche süße Hoffnung vorzuhalten, und manche Pflicht ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Frühling, welch' ein schönes, treffendes Bild der aufblühenden Jugend! Lasset ihn uns von einigen Seiten betrachten.

Er verbreitet erstens neues Leben und neue Freude. Ich würde etwas Ueberflüßiges thun, wenn ich mich bemühte, dieses weitläuftig auseinander zu setzen. Bedarf es mehr als einer leisen Andeutung dessen, was ihr alle bereits oft genug gesehen, häufig genug genauer beobachtet, in reichlichem Maaße genossen habt? Wisset ihr es doch alle, wie im Frühlinge die gleichsam erstarrten Kräfte der Natur sich wieder zu regen und zu wirken anfangen, wie der Tod, der auf der Schöpfung zu ruhen schien, im freundlichen Lenze sich in ein leiseres Regen, und dieses Regen sich in Leben, in frohes, volles Leben umwandelt, wie in der thierischen Schöpfung insbesondere so manches aus seinem Schlummer zu lebendiger Thätigkeit erwacht, und diejenigen, die auf dem Siechbette seufzten, sich zu erholen, heiterer und gesunder zu werden anfangen;

wie Berg und Thal, Wälder und Auen, bekleidet mit dem unserm Auge so wohlthätigen Grün, und geschmückt mit einem bunten Gemische duftender Blumen; wie die Blüten der Bäume und die stärkenden Wohlgerüche derselben; wie der reine, blaue Himmel und die grünen Haine, belebt durch den Gesang der Vögel, wie dies alles die sanftern, süßeren Gefühle unsers Herzens weckt, uns zu leiser Ahndung des Göttlichen in der Natur stimmt, zu inniger Freude und Theilnahme auffordert, und zu den seligsten Genüssen einladet!

Daß dies alles in dem Frühlinge geschehe, wer von uns weiß dieses nicht besser, als es sich sagen läßt? Ist er in dieser Hinsicht nicht ein wahres Bild der aufblühenden und heranreifenden Jugend? In ihrem Kreise regen sich lebendige Kräfte, Munterkeit, Frohsinn, freudiger Muth. Wann ist der

menschliche Körper biegsamer, lebendiger und blühender, als in dem jugendlichen Alter? wann trotzt er mit mehr Entschlossenheit und mit mehr Erfolg den nachtheiligen Einflüssen der Witterung, den Beschwerden, der Gefahr, als in den Tagen der Jugend? wann regen sich die geistigen Kräfte lebendiger und schneller, wann ist unsre Einbildungskraft feuriger, Verstand und Vernunft für höhere Ideen empfänglicher, das Herz für alles Große und Edle mehr gestimmt, als in jenen glücklichen Jahren unsers Lebens, wo wir uns erst in diese Welt gleichsam einbürgern, und von dem Leben das Schönste, das Höchste erwarten? Ja Leben, reges Leben ist die erste Eigenthümlichkeit der Jugend, so wie die des Frühlings. Aber auch Freude, lebendige, innige Freude findet ihr in keinem Alter in dem Grade als in jenem zarteren Alter, das man, treffend genug, den Früh-

ling des Lebens zu nennen pflegt. Freude für Alt' und Jung. O es ſind frohe, glückliche Jahre, die Jahre der Kindheit, die Jahre der Jugend! Freude bezeichnet jeden ihrer Schritte, Freude wacht mit ihr auf, Freude begleitet ſie zu Bette. Mit Frühlingsanmuth lächelt der Jugend die Welt; alles erſcheint ihr in roſenfarbnem Lichte; noch mindert keine drückende Sorge den Genuß der Gegenwart, kein Kummer verbittert ihr die Freuden der Erde, keine ſchmerzliche Täuſchung erſchüttert ihre Hoffnung und ihren Glauben, und das einengende Gefühl der Einförmigkeit und Ungleichheit dieſes Lebens macht ihr noch nicht das Daſeyn zur Laſt; ſie fliegt, gleich einer Biene, von Blume auf Blume, und ſaugt ihre Süßigkeiten ein, ſie pflückt Roſen, ohne die Dornen zu bemerken, ohne ſie zu fühlen.

Glücklichen Jahre des menschlichen Lebens! wo nur Leben und Freude den Menschen, als treue Gefährtinnen, begleiten. Die Alten sehen es, und freuen sich, gleichwie über die Reize des Frühlings, über die aufblühende, über die heranreifende Jugend. Sie erblicken sich in derselben wieder, und träumen sich gerne in die glücklichen Tage zurück, wo auch sie in voller Jugendkraft der reinen, innigen Freuden genug genossen.

Und was soll ich von der Freude derer sagen, die in den aufblühenden Jünglingen und Mädchen Söhne und Töchter erblicken, die sie die ihrigen nennen? O die Freude läßt sich besser fühlen als beschreiben, die ihr redlichen Väter und Mütter bei dem Anblicke eurer aufblühenden und heranreifenden Kinder genießet! O daß der Genuß dieser reinen, seligen Freude euch durch nichts, durch nichts getrübt werde, daß ihr immer

mit Wohlgefallen hinblicken möget auf die, die euch ihr Leben verdanken, und das Bild eines heitern Frühlings an sich tragen!

Freuet euch, freuet euch, ihr, die ihr in der Blüthe eures Lebens stehet, ihr lieben, hoffnungsvollen Söhne und Töchter! Es ist erlaubt, mit frohem Sinn seine Tage zu genießen; denn Tugend und Freude sind innig verwandt; es knüpfet sie beide ein himmlisches Band! Aber nur jene reinere, edlere Freude, die bloß der Weise und Tugendhafte kennt, die aber ewig unbekannt bleibt dem leichtsinnigen Thoren, der ohne höhere Empfindung in irdischen Genüssen schwelgt. Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, machet, daß sich über eure Freude auch die freuen, an die euch Bande der Natur, der Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit ketten! daß eure theuren Väter und Mütter, eure Lehrer, Erzieher, Vorgesetzten und

Wohlthäter mit Wohlgefallen auf euch und euer aufblühendes Wesen hinsehen! Und so wie der Frühling ein ernsteres Ansehen annimmt, wenn er sich seinem Ende nähert, so müsse auch euer Verstand und Herz, ihr heranreifenden jungen Mitchristen, gesetzter, ernster und reifer werden! Ihr werdet mit weiser Mäßigung und edler Bescheidenheit eure Freuden genießen, wenn ihr den Frühling von einer neuen Seite betrachtet, und mit eurer Jugend auch in dieser Hinsicht in Verbindung bringt.

Der Frühling ist nämlich auch vergänglich. Nicht ewig währt die Milde des Lenzes mit seiner Anmuth und Schönheit; das frische Grün der Gewächse wird matter und welker, wenn die heissen Sommerstrahlen sie berühren; alles in der Natur nimmt dann eine ernstere, weniger freundliche Gestalt an; heftige Gewitter erschrecken

Menschen und Thiere, und die drückende Hitze der Sommermonate bringt Ermattung und manche daraus entspringende Unbequemlichkeiten hervor. Wie lange wird es noch währen, so ist der diesjährige Frühling, den wir kaum erst bewillkommt haben, dahin, und wir treten in den schwülen, heissen Sommer. Ist der Frühling nicht auch in dieser Hinsicht ein bedeutungsvolles Bild der Jugend?

Ich sehe um mich, und erblicke fast lauter christliche Brüder und Schwestern, die mit einem großen Dichter ausrufen müssen: „Des Lebens Frühling blüht nur Einmal; mir hat er abgeblühet!“ Dahin, dahin sind die schönen Jahre der Freude, der kindlichen Unbefangenheit, der süßesten Hoffnungen, der Sorglosigkeit! O wohl allen denen, die, wenn gleich mit einer stillen Wehmuth, doch mit Zufrieden-

heit und einem reinen Herzen auf die goldnen Jahre ihrer Kindheit und ihrer spätern Jugend zurücksehen können!

Liebe, theure Jugend, nach wenigen Tagen gehet der gegenwärtige Frühling zu Ende. O erblicke in der Vergänglichkeit desselben die Vergänglichkeit deines Lebenslenzes! Wie lange wird es noch währen, und dieser ist auch dahin! Wie lange wird es noch währen, das ihr besonders, christliche Söhne und Töchter, die ihr euch heute dem Altare des Herrn nähern wollt, in den Sommer tretet, wo ihr oft über die Hitze des Tages klagen werdet. Ach eure sorgenlosen Tage werden bald dahin schwinden; manche schwüle Stunde der Bangigkeit, des Kummers, der Verlegenheit wird euch drükken; wie ein brennender Sonnenstrahl wird manche Täuschung, die ihr im Leben erfahren werdet, euer Herz erwatten und nie-

derschlagen; manche schwere Sorge auf euch lasten, manches Ungewitter des Lebens euch Gefahren drohen, und euer Inneres erschüttern; bald, ach bald, werdet ihr auf die frohe Gegenwart mit bangen Gefühlen zurückblicken; denn so wie der Frühling, so ist auch eure Jugend vergänglich. Nur ein Mittel gibt es, den Frühling eures Lebens fest zu halten, und euch, durch frohe Erinnerung, eine ewige Jugend zu verschaffen. Reinheit des Herzens, Frömmigkeit und Tugend, haltet fest an diesen Kleinoden der Menschheit, und euer ganzes Daseyn wird den lieblichen Anstrich von Jugendlichkeit nie verlieren.

Ach, nur wenig' schöne Stunden
Lebest du,
Frühling! bald bist du verschwunden
Und dein Auge schließt sich zu.

Menſchen; ſeht im flücht'gen Lenze,
Wie geſchwind
Jugend, Schönheit, Reiz und Kränze
Hingewelkt und nicht mehr ſind.

Wollt auch ihr, wie Frühlingstage,
Flüchtig ſeyn?
Soll mit jedem Stundenſchlage
Sich nicht euer Lenz erneun?

O wähle dauerndes Gepränge,
Denn ihr könnt's;
Tugend macht die Lebenslänge
Und die Ewigkeit zum Lenz.

Ihr werdet ſie weiſe benutzen, die Zeit eurer Jugend, wenn ihr den Frühling von einer neuen Seite betrachtet, und dabei zugleich auf Jugend Rückſicht nehmet.

Der Frühling iſt nämlich drittens die Zeit der Entwicklung al-

ler Naturkräfte, die Zeit des Säens und Pflanzens, ihm gleichen dann, in Hinsicht auf die Erndte, der Sommer und der Herbst. Wer im Frühlinge die Entwikkelung der Naturkräfte verhindert, vernichtet dieſe faſt ganz, und wird ſie ſpäterhin nur mit Mühe und nicht vollkommen zur Entwickelung bringen. Wer die Tage des Frühlings nicht zum Säen und Pflanzen benutzt, läſſet die beſte Zeit ungenutzt verſtreichen, und muß im Sommer und Herbſte auf eine lohnende Erndte Verzicht thun. Wer im Frühlinge die Gewächſe, Pflanzen, Blumen und Bäume, nicht ſorgfältig genug pflegt, muß es ſich gefallen laſſen, daß ſie welken und verdorren, daß ſchädliche Inſekten und Würmer ſie beſchädigen und vernichten. Welch ein Sommer und Herbſt wartet dagegen denjenigen, der von allem

das Gegentheil thut! Ist nicht auch in dieſer Hinſicht der Frühling ein treffendes Bild der Jugend? In der Jugend entwickeln ſich die Kräfte des Menſchen am leichteſten, ſie iſt die beſte Zeit, den Verſtand auszubilden, und ihn mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, ſich Einſichten und Fertigkeiten zu erwerben, das Gefühl für das Schickliche, Schöne und Erhabene zu verfeinern, und das Herz zu veredeln. Laſſet, ihr jungen Söhne und Töchter, laſſet dieſe Zeit ungenützt verſtreichen, und die beſte, glücklichſte Zeit für eure Ausbildung iſt dahin. Ach, dies fühlen ſo viele Erwachſene und Alte, die entweder keine Gelegenheit hatten, ſich auszubilden, oder die dieſe Gelegenheit nicht gehörig benutzten; ſie fühlen es tief, daß ihre ſchönſte Zeit verſtrichen iſt, und daß es nun zu ſpat ſey, in Kenntniſſen und Wiſſenſchaften ſchnelle und glückliche

Fortschritte zu machen. Welch' ein Sommer, welch' ein Herbst wartet eurer, wenn ihr den Frühling nicht weise benützet. Unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werdet ihr sern, die reinsten, schönsten Freuden, die den Gebildeten zu Theil werden, werdet ihr entbehren müssen, und euer höheres Alter wird nur Mißmuth und Verdruß über die verschwendete Jugend mit sich führen; ihr werdet nicht erndten, denn ihr habt nicht gesäet.

Aeltern, denen Gott Kinder geschenkt hat, damit sie zu guten Menschen erzogen werden, eure heiligste Pflicht ist es, für ihre Ausbildung schon in den frühern Jahren des Lebens Sorge zu tragen. Weder bei Gott, noch bei euerm Gewissen werdet ihr es verantworten, wenn euch die Erfüllung dieser Pflicht nicht am Herzen liegt; besonders in einem Zeitalter, wo der wohlthätige Geist ei-

ner bessern Erziehung und Bildung der Jugend so rege geworden ist, wo tausende von Schriftstellern dahin wirken, richtige Erziehungsgrundsätze zu verbreiten, und durch ihre Werke die Jugend nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern auch zu belehren und zu veredlen, wo gut eingerichtete Schul- und Erziehungsanstalten in Menge errichtet worden, und tausende gutgebildeter, geschickter Lehrer für die Ausbildung der Jugend thätig sind! Ach, so glücklich waren unsre Vorfahren nicht! Aber um so mehr benutzet das Glück, das wir jetzt genießen, und machet Gebrauch von der Gelegenheit, die sich euch für die Ausbildung eurer Kinder darbietet. Ihr besonders, m. G., die ihr Mitglieder dieser Gemeinde seyd! Unsrer Jugend zum Wohle ist eine Lehranstalt gegründet, wo sie, wenn nur guter Wille da ist, viele gemeinnützige Kenntnisse sammeln und zum Guten

geleitet werden kann; eine Lehranſtalt, deren Lehrer gerne auf den Genuß der meiſten Lebensfreuden Verzicht thun, um ihren Schülern nur deſtomehr nützlich zu ſeyn. Wer wollte eine ſo gute Gelegenheit für das Beſte ſeiner Kinder nicht benutzen? Mit Freuden, und mit Dank gegen die Vorſehung, die über alle gute Anſtalten waltet, bemerkt man auch, daß viele redliche Aeltern von dieſer Gemeinde ihre Söhne und Töchter zum fleißigen Beſuche unſrer Schule anhalten, und ſich ſelbſt weder durch die große Entfernung, noch durch Hinderniſſe von Seiten der Witterung darin irre machen laſſen. Mit Freude und Dank gegen die Vorſehung bemerken die Lehrer unſrer Jugend, daß der bei weitem größere Theil derſelben merkliche Fortſchritte in Kenntniſſen macht, und ſich durch Fleiß ſowohl, als gute Sitten auszeichnet.

Doch noch weit mehr als die Ausbildung des Verstandes eurer Kinder, lasset euch, ihr Aeltern, die Veredlung ihres Herzens angelegen seyn. Auch diese gelingt am besten, wenn damit in dem zarteren Alter schon der Anfang gemacht wird. O senket daher frühzeitig schon Keime des Guten in die Brust eurer Kinder, führet sie selbst, durch Lehre, noch mehr aber durch Beispiele zur Tugend an; entfernet sorgfältig, wie ein verständiger Gärtner die Würmer und Insekten von den Gewächsen, alles, was einen bösen Eindruck auf das sittliche und religiöse Gefühl eurer Kinder machen könnte. An ihrer Unschuld und Herzensreinheit nage nicht der Wurm des bösen Beispieles und des Lasters, sonst gehet ihr Herz und mit ihm ihr größtes Kleinod zu Grunde.

O ihr aufblühenden und heranreifenden Söhne und Töchter, sammelt in eurer Ju-

gend Weisheit ein, damit ihr euch darüber in spätern Jahren freuen könnet. Sollte euch das Sammeln auch Mühe kosten, o so überwindet eure Trägheit, und denket an die Früchte, die euch in dem Sommer, in dem Herbste und Winter eures Lebens erquicken werden. „Laß dich, lieber Jüngling, die Weisheit ziehen von Jugend auf, so wird ein weiser Mann aus dir. Stelle dich zu ihr wie einer, der da ackert und säet, und erwarte ihre guten Früchte. Du mußt eine kleine Zeit um ihretwillen Mühe und Arbeit haben; aber gar bald wirst du ihrer Früchte genießen.“ Widerstehet, liebe junge Mitchristen, widerstehet schon in eurer Jugend allen Reizungen zum Bösen, verachtet die Lockungen des Lasters, und lasset euch durch verführerische Beispiele und die Anlockungen

des ſittlichen und religiöſen Tones in unſern Tagen nicht abbringen vom Wege der Tugend. Milde Wärme iſt es, wodurch der Frühling ſo viel Anmuth um ſich verbreitet. O daß die Milde der Religion Anmuth über eure Sitten, über euer ganzes Weſen verbreitete!

Deiner Unſchuld Blüthe ſchütze,
Liebe Jugend, ſchütze ſie!
Daß ſie nie, ach, nie verletze
Irgend eines Laſters Wurm!
Daß ſie trage ſüße Frucht,
Die die Welt und dich erfreut.

Ich kann die Betrachtung nicht ſchließen, ohne noch mit einigen Worten auf eine andere Seite des Frühlings aufmerkſam zu machen. Er iſt vergänglich, aber er erneut ſich mit jedem Jahre wie

der. Unſers Lebens Frühling blüht in dieſer Welt nur Einmal, aber einſt ſoll er ſich auch erneuen; einſt ſollen wir eine neue, verklärtere Jugend beginnen, und zu einem freudenreichen, ewigen Frühling eingehen. Laſſet uns mit Troſt auf dieſe Wiederkehr unſers Lebens hinblicken, und machet, ihr, die ihr noch in der Blüthe eures Daſeyns ſtehet, daß aus eurer jetzigen Jugend einſt eine reinere, edlere, höhere Jugend hervorgehe! Manche von euch beweinen ſchon den Verluſt eines redlichen Vaters, oder einer zärtlichen Mutter, und alle von euch werden früher oder ſpäter dieſelben Thränen weinen. O daß dieſer Gedanke euch kräftig ermunterte, denen, die euch über alles lieben, Freude zu machen ſo lange ſie noch euer ſind! Habt ihr ſie verloren, o ſo ſehet mit hoffendem Herzen auf jenen neuen Frühling hin, den euch die Religion Jeſu verheißt,

wo ihr die wiederfinden sollt, auf deren Grabeshügel hier eure Thränen fließen.

Redliche Väter und Mütter, möchte doch allen von euch der Himmel die Freude schenken, wohlgerathene Kinder vor euch zu sehen! Möchtet ihr bei dem Genusse der Frühlingsfreuden, auch der heiligen Freude über gute, edle Söhne und Töchter genießen! — Vater, der du über den Sternen thronst, der Landmann bittet um Sonnenschein und Regen, damit die Saaten und Gartengewächse gedeihen; wir bitten dich um etwas weit Höheres: Laß deinen Segen vom Himmel auf unsre Jugend fallen, damit sie gedeihe und zu seiner Zeit tausendfältige Früchte trage.

Ihr lieben Söhne und Töchter, die wir vor uns erblicken, erhebet eure Herzen zu dem Geber alles Guten, und flehet zu ihm: Vater im Himmel, schenke uns deinen Geist,

der uns in alle Wahrheit leite; laß uns weise unsre Jugend genießen, sie gehörig benutzen, und mit jedem Tage zunehmen an Weisheit und Tugend. Nur Thränen der Freude und des Danks sollen über uns fließen, und genießen wir einst einen ewigen Frühling, so mögen uns die, die wir hier als Aeltern verehren und lieben, vor deinen Thron führen, und zu dir sagen: Herr, hier sind die, die du uns gegeben hast; laß sie eingehen zu deiner Freude. Amen.

XVI.

Julius.

Von wohlhabenden Aeltern geboren, genoß Julius eine sorgenfreie, glückliche Jugend. Sein Vater, Eduard Weinhold, galt in der ganzen Gegend für den angesehensten, reichsten Handelsmann, seine Mutter für eine Dame, die mit einem gebildeten Geschmacke viel Liebe zur Pracht verband. In Weinholds Hause bot ein Vergnügen dem andern, eine Zerstreuung der andern die Hand; angesehene Fremde kehrten in demselben ein, und wurden fürstlich bewirthet; der höhere Adel versammelte sich wöchentlich Einmal bei Weinhold, und fand

bei ihm alles, was ein feiner Geschmack erheischte. Rauschende Vergnügungen waren hier an der Tagesordnung, und wer ein lebendiges Bild von Wohlleben und Prachtaufwand erhalten wollte, durfte nur das Treiben und Weben in Weinholds Hause beobachten.

Nur in stillen Familienkreisen gedeiht eine gute Erziehung. Kümmerlich entwickelt sich der Geist unter Zerstreuungen, und nur selten lassen sie das menschliche Herz rein und edel, wie es nach dem Willen dessen seyn sollte, der uns das Herz, der uns Gefühl fürs Schöne und Gute geschenkt hat.

Auch bei Julius, Weinholds einzigem Sohne, bewährte sich diese Wahrheit. Hunderte priesen ihn glücklich, daß er von reichen Aeltern geboren sey, denn nichts blendet den großen Haufen der Menschen so sehr als die vergänglichen Schätze dieser Erde.

Nur wenige Vernünftige dachten anders, und bedauerten, daß Julius, den die Natur mit schönen Anlagen ausgestattet hatte, von dem äusserlichen Glücke zu sehr begünstigt, und in einem Hause erzogen werde, in welchem eine gute Erziehung unmöglich statt finden konnte.

Schön von Gestalt, wurde Julius schon als Kind mit Liebkosungen aller Art überhäuft. Clementine, seine Mutter, nannte ihn gewöhnlich ihren allerliebsten Engel, die Perle ihres Hauses, die Krone der vornehmen Stadtjugend. Als sich vollends seine Talente immer schöner entwickelten, setzte sie ihren Lobeserhebungen keine Grenzen. Alle, die Weinholds Haus besuchten, kannten diese Schwäche der Mutter, und richteten ihr Benehmen darnach ein. Kaum hatte man sich um ihr eigenes Befinden erkundigt, so that man schon die Frage: Der liebe Julius ist

doch wohl auf, und macht Ihnen mit jedem Tage neue Freuden? Von nun an war denn gewöhnlich eine Zeitlang Julius der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Glückliche Mutter! hieß es hierauf, der Himmel hat Ihnen in Ihrem Sohne ein Kleinod geschenkt, worauf Sie alle Ursache haben, stolz zu seyn.

Clementine glaubte am besten zu handeln, wenn sie ihren Julius schon frühzeitig an den Gesellschaften Theil nehmen ließe, die sich in ihrem Hause versammelten. Er sollte schon als Kind sich an einen feinen, vornehmen Ton gewöhnen, um einst als Mann von Welt zu glänzen. Kaum konnte er noch lallen, als er schon von der Mutter ihren Gästen als kleines Mitglied des Zirkels vorgestellt wurde, und in seinem achten Jahre mußte er sie in fast alle Gesellschaften begleiten, die sie besuchte.

Man glaubte, alles gethan zu haben, wenn man für Julius einen Hauslehrer aufnahm, und ihm einen Bedienten gab, der französisch sprach. Er sollte viel lernen, aber nicht um einst damit seinen Mitmenschen zu nützen, sondern um mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten zu glänzen.

Julius machte große Fortschritte, denn er besaß ausgezeichnete Anlagen; in seinem neunten Jahre sprach er bereits ziemlich geläufig die französische Sprache, spielte fertig das Forte Piano, und tanzte mit einem Anstande, der besonders seine Mutter bezauberte. Dessen ungeachtet waren die Aeltern mit seinen Progressen, wie sie sich ausdrückten, nicht ganz zufrieden; sie verlangten von dem Lehrer, daß er ihn in den verschiedenartigsten Wissenschaften noch mit mehr Schnelligkeit weiter bringen sollte, und lächelten spottend, als er ihnen vorstellte,

daß dies den Geist des noch so jungen Julius zu sehr angreifen, seine Wißbegierde durch zu frühe Uebersättigung abstumpfen, und ihn zu einer Treibhauspflanze machen werde. Als er sah, daß seine Vorstellungen keinen Eingang fanden, entschloß er sich, die Ausbildung seines Zöglings nach den Wünschen der Aeltern zu betreiben.

Nach wenigen Jahren war Julius in Kenntnissen so weit, daß man ihn als ein Wunder von Gelehrsamkeit anstaunte. Dies schmeichelte seinen Aeltern nicht wenig, und sie belohnten den Lehrer reichlich für seine Mühe.

Da Julius so unvernünftig geliebt wurde, so vermochte er auch alles über seine Aeltern. Alle, auch die leisesten seiner Wünsche wurden mit zuvorkommender Güte erfüllt; es sollte ihm allezeit wohlgehen, keine Unannehmlichkeit begegnen, kein Vorfall

ihn glauben machen, als herrsche in der Welt noch etwas anderes als Freude; er wurde gleichsam auf den Händen des Wohlseyns getragen, auf dem sanften Schooße des Glückes gewiegt.

In der Stadt und der umliegenden Gegend war keine Belustigung, an der Julius nicht Theil nehmen durfte. Selten wurde in dem Schauspielhause ein schönes Stück gegeben, das er nicht sah — überall, wo etwas Anziehendes zu sehen war, fand man auch den kleinen Julius.

Mit Geschenken wurde Julius täglich überhäuft. Eins war kostbarer als das andere. Am Ende fand er selbst an den schönsten Sachen keinen Gefallen mehr. An seinem zehnten Geburtstage wollte ihm die Mutter mit einem ungemein netten Kästchen eine Freude machen, das aus England verschrieben worden war, und mehrere Ducaten ko-

ſtete; allein Julius nahm es ziemlich gleichgültig auf, ſtellte es zu ſeinen übrigen Koſtbarkeiten, und ſah es dieſen Tag nicht mehr an. Die Mutter, um ihn für das Geſchenk zu intereſſiren, füllte das Käſtchen mit Speciesthalern, und machte ihn darauf aufmerkſam. Er öffnete es, lächelte freundlich über den Silberſchatz, und dankte der Mutter. Aber den Tag darauf ließ ihn der Anblick der Thaler gleichgültig, und da ihn der Vater fragte, was er mit ſeinen Capitalien anfangen werde, antwortete er kalt: er achte ihrer nicht, die Mutter könne ſie zurücknehmen. Ein Gleiches geſchah, als ihm die Mutter ein Jahr darauf eine goldne Doſe mit Ducaten gefüllt zum Angebinde ſchenkte.

Julius ſchwelgte im väterlichen Hauſe in den ausgeſuchteſten Genüſſen; alles, was das In- und Ausland Koſtbares und Leckerhaftes darbot, war ihm bekannt; er durfte nur

ein Wort ſprechen, und das Beſte, Schmackhafteſte ſtand ihm zu Gebote. Viele beneideten ſein Glück — die Thoren, als wenn Ueberfluß wahres Glück verſchaffen könnte! Sie ahndeten nicht, wie übel Julius mit ſich ſelbſt daran war, ſie kannten nicht die Leere ſeines Herzens, das ſtumpfe Gefühl, das ihn bei den angenehmſten, glänzendſten Zerſtreuungen des väterlichen Hauſes gleichgültig ließ, den Ueberdruß, der ſein Innres erfüllte, und ſeine tiefe Abneigung gegen das Leben.

Julius darb im Ueberfluſſe — es ging ihm wie denjenigen, die mit überfülltem Magen an einer wohlbeſetzten Tafel nicht Vergnügen an den koſtbaren Gerichten, ſondern Ekel vor denſelben empfinden. Er war geiſtig und leiblich überſättigt — geiſtig und körperlich ſtumpf geworden, und in jenem traurigen Zuſtande, in welchem man Welt, Men-

ſchen und Leben bis zum Ueberdruſſe fade und leer findet, und ſich nach Vernichtung ſehnt. Langſam ſchlichen ihm die Tage des freudenloſen Lebens dahin, und er, der alles, was die Erde Schönes darbietet, im Ueberfluſſe hatte, klagte in ſeinen ältern Jahren bitterlich über die Flachheit und Reizloſigkeit des menſchlichen Daſeyns.

Die Aeltern des überſättigten Julius waren mit der Kälte und Gleichgültigkeit ihres Sohnes ſehr unzufrieden. Den Grund davon ſuchten ſie in einem körperlichen Uebel; ach, er lag viel tiefer, er lag in einer unvernünftigen Erziehung, und in der thörichten Gewohnheit, den Sohn mit angenehmen Genüſſen zu überhäufen, ſtatt ihn zur Mäßigung und Beherrſchung ſeiner ſelbſt anzuhalten.

Der alte Weinhold machte bis zu ſeinem Tode als Großhändler die wichtigſten Geſchäf-

te, ließ ſich kurz vor ſeinem Ende baroniſiren, und hinterließ große Reichthümer. Clementine ſtarb bald nach ihm, und Julius ſah ſich im Beſitz eines Vermögens, wie es im ganzen Lande kein Privatmann aufweiſen konnte.

Aber all' dieſe Schätze machten den reichen Julius nicht glücklich. Alles Sinnlichangenehme, was in der Welt zu genießen war, hatte er bereits genoſſen; für ihn ſchien es nichts Neues mehr zu geben, und was auch immer diejenigen, die als alte Bekannte ſein Haus beſuchten, vorſchlagen und zu ſeiner Aufheiterung erdenken mochten, ihn rührte nichts mehr — an nichts auf Erden konnte er mehr Geſchmack finden.

So verſtrichen ein paar Jahre. Er näherte ſich den dreißigen, und ward des Lebens mit jedem Tage überdrüßiger. Man rieth ihm, ſich durch eine Reiſe nach Italien zu

zerſtreuen, und er ließ ſich bewegen, ſie anzutreten. Kaum hatte er aber zehn Meilen zurückgelegt, als er ſeinen Entſchluß änderte, und nach ſeinem Wohnorte umkehren ließ.

Unter ſeinen Bekannten war der junge Baron von Blumenau unſtreitig der vernünftigſte, würdigſte Mann. Seine Geſchäfte erlaubten ihm nur ſelten, den unglücklichen Julius zu beſuchen. Aber allemal bot er ſeine Kräfte auf, ihn aufzuheitern, und ihm von dem menſchlichen Leben eine freundlichere Anſicht beizubringen. Vergebens! Julius war ſeines Daſeyns überdrüßig, und wünſchte ſich den Tod; nur in manchen Augenblicken ſchien er neu aufzuleben, aber bald verſank er wieder in ſeine vorige Gleichgültigkeit.

Da Julius an den Menſchen und ihrem Leben und Weben keinen Gefallen fand, ſo

zog er sich immer mehr aus ihrer Gesellschaft zurück, und wurde am Ende fast ein Einsiedler. Kaum zweimal in der Woche fuhr er aus; zu Fuße sah man ihn fast nie. Bei dieser Lebensart mußte sich seine Menschenscheu vermehren; sie verwandelte sich auch bald genug in einen entschiedenen Menschenhaß.

Immer größer wurde der Trübsinn des Unglücklichen. Eine düstre Melancholie erfüllte sein Inneres. So hatte er — gefoltert durch Mißmuth — einen traurigen Winter verlebt. Der Frühling begann, und sein Herz wurde etwas heitrer. Er pflanzte in seinem Garten Blumen, und schien an ihnen viel Freude zu haben. Aber plötzlich änderte sich diese bessere Stimmung. Der reine, blaue Himmel wurde umwölkt, die Luft feucht, das Wetter trübe und regnerisch. Julius fühlte sich schwach, und hat-

te nicht Muth genug, dem Einflusse des ermattenden Wetters zu widerstehen. Da dieses eine Woche lang fortgedauert hatte, wurde er am Ende so mißmuthig und düster, daß er einen fürchterlichen Entschluß faßte.

Er verließ sein Haus. Zwei Bekannte begegneten ihm, und redeten ihn an. Julius gab ihnen keine Antwort; er schien sie nicht einmal zu bemerken, und schritt, in Gedanken vertieft, langsam weiter. In den Vorstädten wurde er, da er nicht um sich sah, von einer Kutsche beinahe umgefahren. Eine kleine Stunde von der Stadt lag ein Wald, durch den die Landstraße ging. Dahin wandelte er. Mehrere, die ihm begegnet waren, erzählten, daß er traurig und verzweiflungsvoll vor sich hergegangen sey und gebetet habe.

Julius erreichte den Wald und trat hinein. Auf der Fahrſtraße kam eben eine Kutſche daher gerollt. Ein Reiſender, der darin ſaß, winkte mit dem Taſchentuche, aber Julius bemerkte es nicht. Der Reiſende ſtieg ab, und folgte ihm in den Wald. Welch eine Schreckensſcene für ihn. Er erblickte den zur Verzweiflung hingeriſſenen Julius, wie er unter einer Eiche eine Piſtole hervorzog, den Hahn ſpannte, und eben im Begriff war, ſeinen Kopf zu zerſchmettern, und dadurch einem Leben ein Ende zu machen, das ihm ſo ſehr zur Laſt geworden war.

Halt ein, Unglücklicher! ſchrie der Reiſende, ſprang zu Julius, rang ihm die Piſtole aus der Hand und ſchoß ſie los.

Julius ſah ſich um, und erblickte in ſeinem Retter den Baron von Blumenau.

Beschämt stand Julius da, sprach lange kein Wort. Welchen schrecklichen Entschluß hat dir dein verzweifelndes Herz eingegeben! sprach Blumenau. Julius, kam ich nicht, so lagst du in diesem Augenblicke schon in deinem Blute, und dein Leben war dahin, noch ehe du es zum Besten deiner Nebenmenschen anwandtest.

O hättest du mich sterben lassen, erwiederte der Unglückliche, so wäre ich nun von diesem abgeschmackten, faden Leben befreit, das für mich eine Hölle ist!

Julius! entgegnete Blumenau, nur deine düstre Seelenstimmung läßt dich so sprechen. Du, ein Kind, ein Liebling des Glückes, das im Ueberflusse schwelgen kann, du kannst das Leben von einer so schwarzen Seite ansehen? du, den Tausende überglücklich preisen?

Ueberglücklich! überglücklich! rief Julius in bitterem Tone aus, ja wohl bin ich überglücklich!

Nur von dir, gewiß nur von dir hängt es ab, mein Julius, glücklich zu seyn, und Andre glücklich zu machen, versetzte Blumenau. Dein Herz ist im Grunde so gut —

O Blumenau! rief Julius, und lag dem redlichen Freunde weinend an der Brust, ach, wenn du wüßtest, was in diesem Herzen vorgeht; es war gut, nun nicht mehr.

Noch ist es im Grunde gut, entgegnete Blumenau, nur allzudüster, zu sehr umfüllt von trüben Ansichten. Es muß heitrer werden, dann wird es auch besser seyn.

Blumenau, schluchzte Julius, ich bin für die Welt, und die Welt ist für mich verloren. Nichts fesselt mich mehr an sie.

Auch die Liebe deines Freundes nicht, der dich mit Innigkeit, mit den aufrichtigsten Gesinnungen an sein Herz drückt?

Blumenau zog ihn an seine Brust, herzte und küßte ihn gerührt, und männliche Thränen perlten aus seinem blauen Auge.

Julius fühlte die aufrichtige Theilnahme des Freundes; schon lange war er nicht so stark bewegt; die bessern Gefühle erwachten in seinem Innern, er ergriff Blumenau's Hand, schüttelte sie treuherzig und sprach: Bleibe mein Freund, und werde mein Rathgeber.

Blumenau that ihm den Verschlag, die Stadt auf eine Zeitlang zu verlassen, mit ihm auf seine Güter zu kommen, und in seinem Hause den Sommer zuzubringen. Meine Reise hieher, sprach er, hat keinen andern Zweck, als dich zu mir abzuholen. Meine Gattinn ladet dich freundlich ein, und bittet um gefällige Annahme ihrer Einladung; meine zwei Kinder freuen sich auf deine Ankunft, und haben schon ein paar Blumen-

ſtöcke für dich gepflanzt. Daß du mir eine große Freude gewährſt, wenn du meine Bitte, zu kommen, erfüllſt, darf ich dir nicht erſt ausdrücklich verſichern.

Ich komme! ich komme! rief Julius aus, und ſchüttelte dem Freunde die Hand.

Noch an dieſem Tage fuhr Blumenau mit Julius nach dem Dorfe Blumenau, das er zur Hälfte beſaß. Julius hatte es noch nie geſehen. Ungemein reizend war die Lage des Ortes; Wieſen, durchfloſſen von Bächen, und kleine Obſtwäldchen umgaben ihn. Die Wohnung Blumenau's war einfach ſchön; an ſie ſtieß ein großer herrlicher Garten. Die Unterthanen des Barons befanden ſich in einem guten Zuſtande, waren betriebſam, gefällig, und größtentheils wohl ausgebildet. Ihre Häuſer, rein angeſtrichen und mit Bäumen bepflanzt, gewährten einen erfreulichen Anblick.

Julius befand sich schon beim ersten Anblicke des romantisch liegenden Dorfes wohl. Als sie noch ein paar hundert Schritte davon entfernt waren, kam schon Caroline, die treffliche Gattinn des Baron Blumenau, mit ihren zwei kleinen Töchtern. Ein freudiges Willkommen tönte ihnen entgegen. Die Mädchen liefen dem Vater entgegen, reichten ihm Blumen und riefen: Vater, ist das Freund Weinhold?

Als der Vater ihre Frage bejahte, ergriffen sie des Freundes Hand, küßten sie, und hießen ihn herzlich willkommen. Voll weiblicher Anmuth empfing Caroline den Gatten und Freund, und Julius gestand es sich heimlich, daß es noch gute und glückliche Menschen gebe, fühlte aber auch zugleich, daß er nicht in ihre Reihen gehöre.

Das Schloß des Baron von Blumenau fand Julius einfach eingerichtet; aber wo-

hin er auch blicken mochte, überall her lächelten ihm Ordnung, Reinlichkeit und ein geläuterter Geschmack entgegen. Er fühlte sich darin ungemein gemüthlich, so wie er sich unter der Pracht seines Hauses nie gefühlt hatte.

Blumenau führte ihn in den Garten. Auch hier waren die Anlagen einfach, aber schön und einladend. Julie und Marie — die Töchter Blumenau's — hatten sich in eine Laube versteckt. Als der Vater sich mit dem Freunde näherte, sprangen sie fröhlich hervor, und boten dem Gaste die schönsten Gartenerdbeeren mit einer Freundlichkeit dar, die sein Herz erheiterte. Bald kamen auch ein paar ehrwürdige Männer des Ortes, und brachten ihrem Herrn einige Levkojenstöcke von ausgezeichneter Schönheit. Ihr Benehmen war so treuherzig, daß Julius ihnen recht gut wurde.

Unter einfachen, aber herzlichen Familienfreuden verging der Tag. Am Abende umarmte Julius seinen Freund Blumenau, und sagte bewegt: Blumenau, du bist ein glücklicher Mann! o wäre ich dies auch.

Mit Dank erkenne ich es, sprach Blumenau, daß Gott mir so viele Freuden schenkt. Einst, als ich noch in dem Gewirre der Stadt lebte, war ich nicht so glücklich. Im Stadtgetümmel lebt man nie recht eigentlich; man genießt sich fast nie selbst, ist fast immer ein Sklave Andrer, ein Sklave des Wohlstandes, des herrschenden Tones und geist- und herztödtender Zerstreuungen. Wie ganz anders fühle ich mich, seitdem ich auf dem Lande Leben und Geschmack an den einfachen, reinen Freuden finde, die mir hier zu Theil werden. Es geht doch nichts über die Freuden der Natur und des stillen häuslichen Lebens!

Ein paar niedliche Zimmer wurden dem Hausfreunde Julius zur Wohnung eingeräumt. Die ſtärkende reine Landluft, die Abgeſchiedenheit von leerem Prunk, von Mißgunſt und allem Etiketenzwange, die zuvorkommende Gefälligkeit der Blumenauiſchen Familie — dies alles wirkte vortheilhaft auf Julius Seele. Es ging für ihn ein neues, holderes Leben auf, und gierig genoß er die Freuden deſſelben.

Lieber Julius, ſprach eines Tages Blumenau, ich ſchmeichle mir, daß es dir bei uns wohlgefallen wird.

Sehr wohl, mein theurer Freund, verſetzte Julius, in meinem Innern hat es ſich merklich geändert, das Leben fängt an mir Reize zu entfalten, die ich bisher nicht kannte, nur ſinke ich bisweilen in meinen ſonſtigen Zuſtand von Schwäche, Gleichgültigkeit und Ueberdruß zurück. Ich hoffe, es

ſoll immer beſſer mit mir werden; ich will mich anſtrengen, ich will Mann werden.

Ein ſchöner, treflicher Entſchluß! ſprach Blumenau, würdig eines Herzens, wie das deinige! „Sey mein Rathgeber!“ ſagteſt du in jener unglücklichen Stunde zu mir, in der ich dich nahe am Abgrunde fand. Ich will es ſeyn, aber biſt du auch geneigt, mein Julius, dem Rathe deines Freundes zu folgen?

Gewiß, mein theurer Blumenau, gewiß! verſetzte Julius, und ſah den Freund mit einer Offenheit und Treuherzigkeit an, die ihn tief rührte.

Nun ſo höre denn meinen Rath, ſprach Blumenau. Du verkaufſt dein Haus in der Stadt, und zieheſt auf das Land, genießeſt dort eine reine, geſunde Luft, nimmſt dir eine treue, liebenswürdige Gattinn, wandelſt mit ihr im Schooße der Natur durchs

Leben, beförderst das Wohl derjenigen, die von dir abhängen, besuchest mich fleißig, und siehest am Ende mit Ruhe dem Freunde entgegen, der dich einem besseren Leben zuführt.

Mit wenigen Worten malst du mir ein reizendes Leben, erwiederte Julius, aber gib mir auch Kraft, dieses Leben zu erschaffen. An dieser Kraft — doch was rede ich —

Ich verstehe, versetzte Blumenau! nur Muth gefaßt, mein Julius. Wer nur ernstlich will, vermag gar vieles. Jene Kraft wird sich schon einfinden. Nur ein halbes Jahr verweile bei mir auf dem Lande, und laß dir meine Lebensweise gefallen, und ich stehe dir dafür, daß du bald anderes Sinnes werden sollst.

Gerne ließ sich Julius diesen Vorschlag gefallen, und gab sich der Leitung des Freun-

des ganz hin. Blumenau machte von nun an den Erzieher. Fünf Uhr Morgens nahm er seinen Gast in den Arm, und wandelte mit ihm in den Garten. Hier grub er mit ihm zwei Stunden lang, jätete Unkraut aus, beschnitt und pfropfte Bäume, oder arbeitete sonst etwas, wobei die Glieder des Körpers in eine stärkende Bewegung gesetzt wurden. Anfangs fielen diese Anstrengungen dem nervenschwachen Julius sehr hart, aber nach und nach gewöhnte er sich daran, und fand sie am Ende leicht und angenehm. Sein Körper erstarkte, und das Gefühl der erhöhten Kraft konnte für Julius nicht anders als erheiternd seyn. Gewöhnlich kam zu Ende der Gartenarbeiten Blumenau's liebenswürdige Gattinn zu den grabenden Männern, lächelte freundlich über ihre Thätigkeit, und belohnte sie mit schmeichelhaften Worten, die ihres Eindrucks bei Julius nicht verfehlten.

In ihrer und der muntern Töchter Gesellschaft wurde dann — gewöhnlich unter freiem Himmel — ein einfaches Frühstück eingenommen, wobei Scherz und Gesang bisweilen die Seele in eine frohe Stimmung versetzten.

Vor dem Mittagessen, das aus zwei, drei Gerichten bestand, wurde gewöhnlich ein starker Spaziergang vorgenommen, und nach Tische wieder etwas gearbeitet. Mit körperlichen Beschäftigungen wechselten geistige Unterhaltungen ab; das Beste von den guten Schriftstellern der Deutschen, Franzosen und Engelländern wurde vorgelesen; man sprach darüber, bildete dadurch immer mehr sein Urtheil, und verband auf diese Weise geistigen Genuß mit sinnlichem. Oft wurden die nahen Berge bestiegen, gute Freunde mitunter besucht, gefischt, gejagt und gekegelt.

Bei dieser einfachen, aber an Abwechslung hinlänglich reichen Lebensart vergaß Ju-

lius seine vorigen, in Schlaffheit und Gleichgültigkeit verlebten Jahre, und ward ein neuer, kraftvoller Mensch. Alles, was er in der Stadt besaß, verkaufte er, und brachte die zweite Hälfte des Dorfes Blumenau an sich.

Von nun an war er voll der gemeinnützigsten Entwürfe. Er baute ein Schloß, das er noch einfacher einrichtete als Blumenau das seinige, verbesserte auf alle mögliche Art seine Ländereien, und suchte nach Kräften den Wohlstand der Unterthanen zu erhöhen. Wenn er einen wohlthätigen Plan entworfen hatte, eilte er damit zu seinem Freunde Blumenau, und legte ihm denselben vor, besprach sich mit ihm darüber, und freute sich kindlich, wenn er dessen Beifall erhielte. Verbunden mit ihm ließ er eine schöne Schule errichten, und besetzte die Lehrerstelle mit einem geschickten jungen Manne.

Nach zwei Jahren verehelichte sich Julius mit einer Nichte von Blumenau, einem tugendreichen, treflichen Wesen, und fühlte sich in ihrem Besitze ungemein glücklich.

In dem Schooße der Natur und Freundschaft lebte Julius immerfort rastlos thätig, geliebt von den Unterthanen, einer treuen Gattinn, drei Kindern und mehreren redlichen Freunden. Seine Kinder erzog er strenge, und übte sie besonders in der Enthaltsamkeit und Beherrschung ihrer selbst. Sie sollen nicht so unglücklich werden, als ich einst war, sagte er oft, und schlug ihnen zuweilen auch unschädliche Bitten ab, um sie an Genügsamkeit und Entbehrung zu gewöhnen. Als er nicht mehr war, segneten sie ihn dafür, und rühmten die Weisheit, mit der er sie erzogen hatte. Noch immer spricht ganz Blumenau mit Ehrfurcht und Liebe von ihm.

Inhalt.

1.	Die Blattern.	9
2.	Die Freundliche. . . .	25
3.	Das Denkmal.	37
4.	Am Grabe eines verdienten Lehrers.	70
5.	Der Geizige.	71
6	Ueber den Werth der Freundschaft.	104
7.	Die Leichtsinnige.	132
8.	Eleonore, oder kindliche Dankbarkeit.	153
9.	Die zwei Schwestern. . . .	170
10.	Antoinette.	209
11.	Das Gewissen (Beschluß) .	220
12.	Marie und Philippine. . . .	245
13.	Mütterliche Liebe und weiblicher Muth.	262
14.	Trost. An Lina. . . .	263
15.	Der Frühling, ein Bild der Jugend.	264
16.	Julius.	295

Druck u. Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, empfehle ich folgende Schriften, die bei mir erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind.

Amanda und Eduard, ein Roman in Briefen, herausgegeben von Sophie Mereau 2 Bände. Mit Kupf. 8. auf gegl. Velinpapier. 3 Rthlr oder 5 fl. 30 kr.

Dasselbe auf Schreibpapier. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 15 kr.

Dasselbe auf Druckpapier. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Blasche, B. H. der technologische Jugendfreund oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben 3 Theile mit vielen Kupfern. Jeder Theil einzeln. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr.

Ewald, Dr. J. L. Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. 2 Bände. Mit 8 Kupf. u. Musik. Auf Velinpapier und verändertem Formate. 4 Rthlr. 12. gr. oder 8 fl. 15 kr.

Vorstehendes Buch auf Schreibpap. mit 8 Kupf. 2 Rthlr. 16 gr. o. 4 fl. 52 kr.
Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Ewald. Dr. J. L. Der gute Jüngling, Gatte und Vater oder Mittel um es zu werden. 2 Bände. Mit 8 Kupf. Auf Velinpapier und verändertem Formate. 5 Rthlr. 12 gr. oder 10 fl. 3 kr.
Dasselbe auf Schreibpap. mit 8 Kupf. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 24 kr.
Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 15 kr.
Dessen Communionbuch gr. 8. Auf Druckpapier 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
Dasselbe auf Schreibpap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Poetische Fragmente von Tian. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Fröbing, J. L. der Menschenbeobachter. Ein Lesebuch für alle Stände. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Gernings, J. J. Reise durch Oesterreich und Italien 3 Bände mit 5 Kupf. gr. 8. 4 Rthlr. 16 gr. oder 8 fl. 33 kr.

Glatz, J. Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend.

2 Bände. Mit Kupfern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Dasselbe auf Druckpapier wohlfeile Ausgabe.

Halem, v. G. A. E. Blüthen aus Trümmern. M. Kupf. 8. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin; als Denkmal kindlicher Liebe herausgegeben von Helmina 3. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. 3 kr.

Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano 8. 1 Rthlr. 12 kr. oder 2 fl. 46 kr.

Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. 6 Bände 8. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 8 kr. oder 2 fl. 24 kr.

Schlegel, Fr. Europa. Eine Zeitschrift. 4 Hefte. 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. Jedes Heft einzeln 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Snells, J. P. L. Sittenlehre in Beispielen für Bürger und Landleute 2 Theile. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Sittenlehre für Kinder. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Spielalmanach für die Jugend von Guthsmuths 2 Jahrgänge. Mit vielen Kupfern. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Steigentesch, v. A. J. Gedichte 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Suchens Aussteuer, eine Geschichte der Frau von Genneterre; von ihr selbst erzählt. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Vermächtniß an Helena von ihrem Vater, von G. F. Niemeyer. Dritte verb. Auflage. Auf Schreibpapier. Mit Kupf. 1 Rthlr. 12 kr. oder 2 fl. 45 kr.

Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Volks-Sagen. Nacherzählt von Otmar. Mit Kupfern. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Friedrich Wilmans.

A. Aus der Erzählung: Die Negerfamilie.

Theone

Ein Geschenk
Für gute Töchter.

Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls.

von

Jakob Glatz.

Zweiter Band.

Ein Seitenstück

Zur Iduna einem moralischen Unterhaltungsbuche für die Weibliche Jugend.

K. Aus Alfred von Millingen.

Frankfurt a.M. bei Fr. Wilmans. 1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theone

Ein Geschenk für gute Töchter.

Von

Jacob Glatz.

Zweiter Theil.

Statt der Vorrede.

Es ist ein Gott! O, Mensch, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen,
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,

In die Unendlichkeit hinaus;
Auf sie, die seinem Blick nicht näher
schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus,
Gießt Trieb' und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Welt-
tenferne.
Doch warum fragen wir die Sterne:
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jeden Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt
durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der
Halm, das junge Laub!

Welch Leben ſchwimmt im Schooß' der Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es iſt belebter Staub!
Horch hin! und nirgend iſt ſo todt die tiefſte Stille,
Es webet leiſ' ein Athemzug empor;
Und hoch aus dieſer Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Menſch hervor;
Der Menſch ein Sohn des Staubs, und über ihn erhaben!
Schau! wie zum Engel ſich das zarte Mädchen ſchmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es iſt der Menſch, der auf zur Götterhoheit blickt.

Wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edlen, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, stiller wirds um seine Tugend seyn.
Erheben wird sie sich auf freyerm Flügel
Hin durch das neue Reich der Zeit,
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit!

Unsterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht und Daseyn strahlst, und über Zweifel siegst,

Wie hoch kannſt du den Menſchen heben,
Wenn du den Menſchen überfliegſt!

Unſterblichkeit, dir bringe denn die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weiheſt am Naturaltar
Es ein zu einem Götterthume.

Wenn Graun der Nacht an meinem Pfade lauſcht,
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle.
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauſcht,
Zur Ruhe deiner Geiſtesſtille.

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längſtverſunkne Trümmer;

Du trittſt hervor in deinem leiſen
Schimmer
Wie eine rettende Geſtalt.

Du winkſt, wenn mir die letzte Thrän'
entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf;
Ein Menſch, ein müder Pilger ſchließet,
Ein Gott beginnet ſeinen Lauf!

(Tiedge's Urania.)

I.

Die Negerfamilie.

Im Innern von Afrika lebte eine kleine Negerfamilie, die sich durch Arbeitsamkeit und natürliche Herzensgüte auszeichnete. Lis mar hieß der Familienvater, Kakka sein Weib. Unbekannt mit der Europäischen Bildung, führten sie die einfachste Lebensart, aber ihre Sitten waren rein, und dem gefällig, der nicht den äußern Schein, sondern das Herz ansiehet, und darnach den Werth des Menschen bestimmt.

Limar und Kaska hatten zwei Kinder, welche das Glück ihres Lebens ausmachten. Jada hieß der Sohn, Vanilla die Tochter. Die braven Aeltern folgten bei der Erziehung ihrer Kinder blos den Gefühlen ihres Herzens, gewöhnten sie an gute Handlungen, und Sohn und Tochter glichen an redlicher Gesinnung ihren geliebten Erziehern.

Jada war um acht Jahre älter als seine Schwester Vanilla. Seine Liebe zu ihr machte ihn liebenswürdig. Für Vanilla hätte er sein Leben hingegeben. Als sie noch klein war, spielte er mit ihr, und suchte auf alle Art ihr die Tage der Kindheit angenehm zu machen. Späterhin lehrte er sie Matten flechten, unterwies sie in noch andern Arbeiten, und theilte

mit ihr jede Freude, die ihm das Leben gewährte.

Vanilla fühlte die Güte und Liebe des Bruders, und war ihm mit ganzer Seele zugethan. Kaska, sagte oft Limar, sieh' unsre Kinder an! wie gut sie einander sind! wie gern sie einander helfen! wie eins das andere an Gefälligkeit zu übertreffen sucht!

Guter Limar, erwiederte dann gewöhnlich das bescheidne Negerweib, weißt du auch, wem sie ähnlich sind?

Dir, liebe Kaska, dir! versetzte mehrmals der Vater. Mit der Muttermilch haben sie zugleich dein gutes Herz eingesogen; sie haben täglich, ja stündlich deine Mutterliebe, deinen Fleiß, deine Gefälligkeit gesehen, und sind gut geworden, so gut wie du, meine Kaska.

Sie haben die Redlichkeit ihres Vaters gesehen, sprach hierauf mit liebenswürdiger Bescheidenheit die gute Kaska, sie haben seine Vaterliebe, seine Thätigkeit, seine Güte wahrgenommen, und sind brav geworden wie du, mein Limar.

Möchten sie immer brav bleiben! war dann gewöhnlich der Wunsch, womit solche Gespräche beschlossen wurden. Oft kamen die Kinder dazu, und freuten sich über das Wohlgefallen, womit die Aeltern sie betrachteten. Vanilla brachte ihnen bisweilen Blumen, die sie im nahen Walde gepflückt hatte, und sang gewöhnlich, wenn sie dieselben überreichte, folgende, von dem Herzen ihr eingegebene Worte:

Blumen, schöne Blumen bring' ich Euch;
Eure Tochter bringt Euch schöne Blumen;
Mutter, Vater, nehmt die Blumen an,

Denn sie sind gepflückt von meinen Händen.
Doch bezahlen müßt Ihr mir die Blumen;
Müßt dafür mich lächeln an! —
So! — das hat mir wohl gethan.

Nicht künstlich, aber herzlich, eindringend war Vanillas Gesang, womit sie die Seele ihrer Aeltern oft erheiterte. Er kam von Herzen, und ging zu Herzen.

Das zehnte Jahr hatte Vanilla bereits zurückgelegt, als sie von ihrem Bruder, der nun zu einem kraftvollen Jüngling gereift war, eingeladen wurde, mit ihm in den Wald zu gehen, um dort eine Art Beeren zu pflücken, die von Kaska gerne gegessen wurden. Wir wollen der Mutter, sprach er, Freude machen! wir wollen ihr ihr Lieblingsessen holen!

Kinder! rief ihnen Limar zu, als sie sich entfernten, um in den Wald zu gehen, ir-

ret nicht zu weit in den Wäldern herum; denn keinen Augenblick ſind wir vor einem Ueberfalle feindlicher Horden ſicher! Jada, ſieh' dich fleißig um, um meide die Gefahr.

Sey ohne Sorgen, Vater! rief Jada, mir geſchieht nicht leicht was Uebels. Mit dieſen Worten eilten er und Vanilla davon.

Zwei Stunden waren verfloſſen, und Vanilla war mit Jada noch nicht zurückgekehrt. Der Vater wollte ihnen entgegen gehen. In dieſem Augenblicke ſtürzte Vanilla händeringend mit einem Klaggeſchrei herbei. Er iſt dahin! er iſt verloren! ſie haben ihn fortgeſchleppt! rief Vanilla ſchluchzend, und ſtürzte vor ihrem Vater nieder.

Meine Tochter! meine Vanilla! ſprach Limar mit gebrochener Stimme, was iſt dir begegnet? wo iſt Jada? wer iſt verloren?

Ach, Jada iſt verloren! der Bruder iſt verloren! rief Vanilla klagend, und erſchreckte durch dieſe Worte Vater und Mutter.

Kaska ſchlug die Hände zuſammen; Limar ſtand ſprachlos und wie an allen Theilen ſeines Körpers gelähmt da; Vanilla weinte und jammerte.

Aus der abgebrochnen Erzählung der Tochter verſtanden die betrübten Aeltern folgendes: Jada wollte ſeiner Mutter diesmal viele Beeren mitbringen. Er ging tief in den Wald, wo er deren am meiſten zu finden hoffte. Der Unglückliche verirrte ſich zu weit. Sechs feindlichgeſinnte Neger ſtürzten auf ihn, und wollten ihn binden. Er wehrte ſich tapfer, und verwundete drei von ihnen gefährlich. Vanilla warf ſich zwiſchen den Bruder und die Feinde. Sie riſſen ſie

von ihm los, banden den überwundnen Jada, und ſchleppten ihn davon.

Limar erholte ſich bald von ſeinem Schrekken: Eiligſt rief er mehrere von ſeinen Freunden zuſammen, und eilte mit ihnen nach dem Walde, wo er die Räuber ſeines Sohnes einzuholen, und ihnen ihre Beute abzunehmen hoffte. Voll Betrübniß, und getheilt zwiſchen Hoffnung und Zweifel, wartete Kaska mit Vanilla auf ſeine Rückkehr.

Limar kehrte zurück, aber den Sohn brachte er nicht. Den ganzen Wald hatte er durchſtrichen, keinen Winkel in der umliegenden Gegend undurchſucht gelaſſen, doch nirgends den geraubten Jada entdeckt. Kaska, ſprach er, als er in ſeine Hütte trat, Limar kommt ohne den Sohn zurück, und die Mutter und Vanilla jammerten laut.

Auch Limars Schmerz war groß; er hatte Jada mit aller Sorgfalt aufgezogen, in ihm sich selbst erblickt, für ihn gearbeitet, gedacht, gesorgt, in ihm die Stütze seines Alters erwartet, und nun sah er sich auf einmal seines einzigen Sohnes und mit ihm der schönsten, süßesten Hoffnungen beraubt.

Doch tiefer noch fühlten Kaska und Vanilla ihren Verlust; denn inniger und zarter ist die Empfindung des weiblichen, besonders des mütterlichen Herzens. Es währte lange, bis ihre Augen sich trockneten. Um Jada stiegen jeden Tag die lautesten Seufzer aus der Mutter und Schwester Herz empor, um Jada rangen sie die Hände, um ihn flossen täglich die bittersten Thränen.

Monate waren vergangen, und noch blu-
teten die Herzen derer, die an Jada mit

Liebe hingen. Rührend war der melancholische Gesang, den Vanilla in mancher stillen Stunde, dem Andenken des Bruders gewidmet, anstimmte. Die Aeltern horchten ihm mit Grauen und Schmerz, die Einwohner des Negerdorfes, in welchem Limar lebte, mit tiefer Wehmuth, und den Zuhörern so wie der Sängerinn rollte dabei manche Thräne von den Wangen. In gereimte Strophen gefaßt, lautete Vanilla's Klaggesang also:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Böse Feinde rafften ihn dahin!
Jada! Bruder Jada! wärst du nie geboren!
Heitrer wäre dann Vanillas Sinn!

Jada! — Nein, du siehst nicht meine Zähren,
Hörst nicht deiner Schwester Klageton!

Ach, die Räuber wollten mich nicht hören,
Schleppten, Jada, fühllos dich davon!

Jada! werd' ich dich nicht wieder finden? —
Soll Vanilla ewig dich nicht sehn?
Traurig, traurig werden ihre Tage schwinden:
Langsam wird das Leben ihr vergehn.

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Jada! Bruder Jada! wärst du nie geboren! —

Limar unterließ nicht, eifrig nach seinem Sohne zu forschen. Alle Mühe war vergebens. Nirgends entdeckte er eine Spur von ihm. Zehn Monden waren bereits verflossen, ohne daß man Nachricht von Jada's Schicksale erhielt. Um diese Zeit wurde es

in der Gegend, in welcher Limar wohnte, immer unruhiger. Die Mauren, an Herzensgüte tief unter den Negern, falsch und zum Hohne geneigt, streiften in großen Horden herum, verwüsteten die Felder der viel gutmüthigeren Neger, raubten Vieh und Menschen, und verkauften die letztern an andere Schwarze, oder, auf der Küste von Guinea, an die Weissen, die sie dann, gefesselt und in einen engen Schiffraum gesperrt, nach der, von manchem schweren Fluche der unterdrückten Menschheit belasteten neuen Welt verhandelten, wo sie, auf ewig von der geliebten Heimath geschieden, auf Zucker- und andern Plantagen unter den beschwerlichsten Arbeiten ihre Tage elendiglich hinleben mußten, bis ihr sehnlichster Wunsch erfüllt, und sie durch den Tod, ihrem Glauben gemäß, an einen andern Platz

verſetzt wurden, wo es keine weiſſen Peiniger mehr für ſie gab.

Limars und der Seinigen Schickſal ſollte jetzt eine andere Wendung nehmen, ihre häusliche Ruhe dahin ſchwinden, und der Verluſt ihres Sohnes nicht das einzige harte Unglück ihres Lebens ſeyn.

II.

Die Gefangenschaft.

Fortsetzung.

Die Mauren begingen an den Negern immer größere Grausamkeiten, und wurden von ihnen tief gehaßt. Alles zitterte vor den hartherzigen Feinden. Auch Limar und die Seinigen schwebten in großer Besorgniß; denn nicht weit von ihrem Wohnorte hatten bereits mehrere Haufen von Mauren manche Zerstörung angerichtet, manchen Neger gemordet, oder als Sklaven davon geführt.

Eines Tages verbreitete sich die Schrekkensnachricht, daß einige tausend Mauren im Anzuge wären, denen Tod und Verwüstung vorhergingen. Alles flüchtete sich. Auch Limar beschloß, mit Kaska und Vanilla seine Hütte zu verlassen, und in eine ruhigere Gegend zu fliehen. Rings umgeben von großen Waldungen, führte sie der Weg durch eine derselben, die zwar finster und schaurig, aber unter allen die sicherste war.

Einige Stunden lang waren Limar, Kaska und Vanilla mit noch mehrern Negerfamilien in diesem Walde fortgegangen, als sie sich plötzlich von einer Menge Mauren umgeben sahen. An eine Flucht war nicht zu denken; sich gegen die Feinde zu wehren, schien bedenklich und vergeblich; ihre Anzahl war zu groß, und ihr Zorn konnte durch Gegenwehr nur noch mehr entflammt und verderblicher gemacht werden.

Die Mauren fielen über die wehrlosen Neger her, mißhandelten sie, und erklärten sie für Gefangene. Vanilla klammerte sich an den Vater; die Barbaren rissen sie von ihm los, und gestatteten ihr nicht mehr, sich dem guten Limar zu nähern. Aber die liebenswürdige Wehmuth, mit der sie ihr Unglück beklagte, erweichte das Herz der Feinde so sehr, daß sie ihr mit Milde, ja mit einer Art von Freundlichkeit begegneten.

Dies Benehmen der Mauren flößte der gutmüthigen Vanilla die Hoffnung ein, daß man ihr und ihren Aeltern die Freiheit schenken, sie wenigstens nicht von einander trennen werde. Der Zustand der Sklaverei schien ihr schrecklich, aber wenn sie daran dachte, daß sie mit ihren lieben Aeltern das Unglück theilen sollte, so wurde ihr Herz merklich getröstet.

Vanilla that gegen die Mauren sehr freundlich und liebkoste ihren Anführer, der an dem einnehmenden Wesen des jungen, unschuldigen Mädchens großes Wohlgefallen zu finden schien. Vanilla glaubte, durch ihr einschmeichelndes Betragen die Mauren endlich dahin zu bewegen, daß sie ihr und ihren Aeltern die Freiheit schenkten. Sie irrte sich.

Zwei Tage waren die Mauren bereits mit den Gefangenen in den Wäldern herum gezogen, ohne ihr Benehmen gegen Limar und Kaska zu ändern. Beide wurden so wie die andern Gefangenen, nämlich liebelos und hart behandelt. Vanilla empfand darüber den tiefsten Schmerz, und bat herzlich, man möchte sie zu ihren Aeltern lassen, die sich unter einer andern Horde befanden. Ihre Bitten wurden nicht erhört.

In der dritten Nacht lagerten sich die Mauren auf einer Waldwiese, und zündeten mehrere Feuer an. Die Gefangenen mußten dieselben unterhalten; auch Vanilla war dabei geschäftig. Der Anführer der Horde ließ sie vor sich kommen, und sprach zu ihr: Kleine Vanilla, du hast uns schon mehrmals durch deinen Gesang ergötzt, wohlan! singe uns auch jetzt ein schönes Lied, dann sollst du von aller Arbeit befreit seyn.

Ich arbeite nicht ungern! versetzte Vanilla. Aber wenn ihr befehlt, daß ich singen soll, so will ichs thun. Ich singe auch gern.

Um Vanilla versammelte sich nun ein großer Theil der Horde, um ihr zuzuhören. Sie schlug das Auge nieder, und sang mit rührender Anmuth und Innigkeit:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Gute Aeltern hatt' ich, ach, sie sind dahin!

O Vanilla, wärſt du nie geboren!
Nicht ſeyn wäre jetzt für dich Gewinn!
Sagt, was iſt an meinem armen Leben,
Wollet ihr mir die nicht wiedergeben,
Die ſtets Treu' und Lieb' an mir geübt,
Deren Loos mich jetzt betrübt?
Gebt mir, gebt mir meine Aeltern wieder!
Dankbar ſing' ich euch dann ſchönre Lieder.

Thränen begleiteten Vanilla's rührenden Geſang, und die Mauren wurden bewegt. Vanilla, rief der Anführer, damit du uns noch ſchönre Lieder ſingeſt, will ich deine Aeltern zu dir holen laſſen, und erlauben, daß ihr immer beiſammen bleibet.

Vanilla rief freudig aus: O Dank! Dank für dieſe Wohlthat! ſprang zu dem Anführer, und liebkoste ihn. Wie glücklich werde ich jetzt ſeyn, ſprach ſie, ihr gebt mir meine Aeltern, ihr gebt mir mein Leben wieder!

Die arme Vanilla! In demselben Augenblicke, als der Anführer Limar und Kaska holen lassen wollte, näherte sich mit großem Geschrei ein Haufe Mauren. Von ihnen vernahm man, daß eine beträchtliche Anzahl bewaffneter Neger in der Nähe sey, und die Mauren angreifen wolle.

Sogleich griff alles nach den Waffen. Der Morgen graute, und man erblickte die Neger. Sie zogen muthig herbei, und stießen bald auf die Mauren. Es entstand ein hitziger Kampf. Mehrere Pfeile sausten an Vanilla vorbei, die bei dieser grausen Scene zitterte. Mehr als um ihr eignes Leben war ihr um das Leben ihrer Aeltern bange. Sie wollte fliehen; man hinderte sie daran; sie rief: Vater! Mutter! hieher! hieher! hier ist eure Tochter! hier ist Vanilla! Aber ihr Rufen blieb fruchtlos.

Die Horde der Mauren, unter welcher sich Limar und Kalka befanden, schien von den Negern zurückgedrängt zu werden. Vanilla freute sich darüber inniglich. Sie erblickte Vater und Mutter; es schien ihr, als wären beide von einigen tapfern Negern befreit worden, und sie konnte sich nicht enthalten, ihre Freude darüber laut werden zu lassen. Dies machte auf die Feinde einen widrigen Eindruck. Einer von ihnen spannte den Bogen, und wollte sie erschießen. Er schoß ab; der Pfeil ging aber fehl. Ein anderer warf einen Spieß nach ihr, und verwundete sie in der Schulter. Sie sank zu Boden. Man hielt sie für tödtlich verwundet, schleppte sie unter einen Baum, und ließ sie liegen.

Der Kampf dauerte noch lange. Nach zwei Stunden indeß war die Gegend von den Negern und Mauren geräumt. Die

Besiegten wurden von ihren Siegern verfolgt, und auf dem Kampfplatze herrschte jetzt die tiefste Todesstille.

Vanilla lag einige Stunden lang ermattet unter dem Baume. Die Wunde, obgleich nicht gefährlich, schmerzte sie doch sehr. Als sie neue Kräfte geschöpft hatte, stand sie auf, verband sich mit Mühe die Wunde, und verließ den grausen Kampfplatz.

Das liebe Mädchen sah sich in Freiheit, aber es empfand keine Freude darüber. Verlassen von aller Welt, was konnte der guten Vanilla die Freiheit nützen? Getrennt von den Aeltern, schien ihr das Leben ohne Reiz. Aber die Hoffnung, diese tröstende Freundinn, welche über unser Daseyn ein heiteres Licht verbreitet, erhob bald auch Vanilla's Herz. Sie dachte daran, daß ihre Aeltern vielleicht auch frei wären, daß

sie mit ihnen zusammen kommen, und auf diese Art wieder glücklich werden könne.

Diese Gedanken gaben der hoffenden Vanilla neues Leben. Sie lief nach jener Gegend, wohin ihre Aeltern geflohen zu seyn schienen; sie rief ihnen zu, erhielt aber keine Antwort; endlich, nachdem sie fast den ganzen Tag in den Wäldern herumgelaufen war, sank sie ermattet an einem Gebüsche nieder, und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie durch ängstliche Träume oft aufgeschreckt wurde.

Ein neuer Tag erwachte und mit ihm Vanilla. Er sollte für sie ein Tag neuer Angst und Leiden seyn.

III.

Andala.

Fortsetzung.

Vanilla war unschlüßig, welchen Weg sie einschlagen sollte, um wieder aus den düstern Wäldern zu kommen. Sie verirrte sich, und entfernte sich immer mehr von der Gegend, in welcher ihr Wohnort lag. Getrieben von Hunger, sammelte sie Beeren, und verzehrte sie mit dem größten Appetite. Die Mittagssonne schien brennend heiß, und Vanilla mußte sich in die Schatten der Bäume lagern, um Kühlung zu finden.

Ermattet vom Gehen und der Sonnenhitze, fiel sie in einen süßen Schlummer. Aber bald wurde sie aus demselben durch ein Geschrei auf die unangenehmste Weise aufgeschreckt.

Vanilla wachte auf, und blickte ängstlich um sich. Zu ihrer Bestürzung wurde sie einige Mauren gewahr, die, mit Bogen und Spießen bewaffnet, geradezu auf sie los kamen.

Vanilla wollte sich hinter Bäumen verbergen, aber die Mauren erblickten sie, sprangen ihr nach, und erhoben ein höhnendes Jubelgeschrei, als einer von ihnen sie auffing.

Das unglückliche Mädchen sah sich nun wieder seiner Freiheit und der schönen Hoffnungen beraubt, durch welche demselben die wiedererhaltene Freiheit lieb und werth geworden war. Vergebens sträubte es sich,

den Feinden zu folgen, sie schleppten es mit Gewalt fort.

Von nun an beginnt für Vanilla ein neues, mit vielen Trübsalen, aber auch mit manchen Freuden durchflochtenes Leben.

Die Mauren, in deren Hände Vanilla gefallen war, behandelten sie nicht mit der Milde und Freundlichkeit, mit welcher sich die vorigen Feinde gegen sie benommen hatten. Vanilla versuchte es auch bei ihnen, sich durch ein gefälliges, einnehmendes Wesen in Gunst zu setzen, und ihr Herz für sich zu gewinnen. Doch es gelang ihr nicht. Wo Rohheit der Gesinnung und Härte des Gefühls herrschen, bleibt ein edleres Benehmen ohne Wirkung, unbemerkt jene Zartheit der Empfindung, die nur den veredelten Menschen freundlich anspricht.

Das gute Mädchen fühlte sich sehr unglücklich. Nur traurige Bilder gaukelten

vor ihrer niedergeſchlagenen Seele. Jada, den ſie ſo innig liebte, Limar und Kaska, an welchen ſie mit der herzlichſten Herzlichkeit hing, ſchwebten ihr faſt immer vor, und der Gedanke, dieſe geliebten Menſchen nie wieder zu ſehen, erſchütterte immer ihr Innerſtes, ſo oft er ſich ihrer Seele bemächtigte.

Wochenlang ſtreiften die Mauren mit Vanilla herum. Oft erlag ſie den Beſchwerlichkeiten der ſtarken Märſche, und ſank ermattet zu Boden hin. Mit Härte wurde ſie bisweilen genöthigt, aufzuſtehen, und mit ihren Räubern weiter zu gehen. Endlich erreichten dieſe die Gegend, in welcher ſich die Ihrigen aufhielten. Jeder wollte die gefangene Negerinn behalten. Das Loos entſchied; Vanilla fiel durch daſſelbe dem roheſten von den Mauren, Namens Kuzi, zu.

Kuzi führte sie mit sich in seine elende Hütte, wo er von mehrern kleinen Kindern und einer Schwester, Andala, bewillkommt wurde. Vanilla, sprach er zu ihr, du bist meine Sclavinn, und mußt thun, was dir dein Herr befiehlt. Du wirst meine Kinder fleißig warten, auf dem Felde graben, uns Holz sammeln, Wasser holen, und Ruthenhiebe bekommen, wenn du nicht deine Schuldigkeit thust.

Die letzten Worte sprach der rohe Kuzi mit solcher Bitterkeit, daß Vanilla im Innersten erschrack, und die Thränen nicht zurückhalten konnte, die sich in ihr Auge drängten. Kuzi bemerkte es, gab ihr einen harten Schlag auf die Schulter, und rief zornig aus: Dumme Sclavinn, willst du, daß ich dich liebkose und müßig gehen lasse?

Kuzi's Schweſter, Andala, verwies dem Bruder dieſe Härte, und mußte es ſich deshalb gefallen laſſen, von ihm mit Schlägen bedroht zu werden. Nach einer Stunde verließ er die Hütte, und ging aus, um ſeinen Bekannten von ſeinen gemachten Streifereien zu erzählen. Andala und Vanilla blieben mit den Kindern allein zu Hauſe.

Mein Bruder iſt ein ſtrenger Mann! ſprach jetzt Andala in mitleidigem Tone zu Vanilla.

Wohl iſt er das! ſagte Vanilla; dafür ſcheinſt du, Andala, deſto gelinder und gütiger zu ſeyn.

Andala fand ſich durch dieſe Bemerkung der Negerinn geſchmeichelt, und war ihr von dieſem Augenblicke an zugethan. Liebe Vanilla, ſprach ſie, was ich für dich thun kann, will ich gerne thun. Du biſt ein ſo

liebes Mädchen — siehst so sanft, so gut aus.

Andala, versetzte Vanilla, du bist wohl unter den Weibern der Mauren die beste. Verlaß mich nicht in meiner Noth, sey mir Mutter, Andala, sey mir Mutter!

Kleine Schmeichlerinn! wie sprichst du so verständig! sagte Andala, und lächelte die junge Negerinn an. — Freundliche Worte gefallen auch dem guten Menschen, und der gutmüthigen Andala thaten die Reden Vanilla's daher sehr wohl.

Ach, Vanilla, sprach Kuhi's Schwester, ich hatte eine Tochter — ein so liebes, gutes Mädchen wie du. Sie hieß Schandi und war schon zehn Jahre alt. Ach — Vanilla! (Andala fing an zu weinen) wäre meine Schandi noch hier — du hättest deine Freude an meiner Tochter.

Vanilla fragte, ob Schandi nicht mehr lebe, und erhielt zur Antwort, daß sie vor einem Jahre sich in einem nahen Walde verlaufen habe, und vielleicht von einer feindlichen Horde geraubt worden sey. Ihr Vater (er hieß Lador), erzählte Andala, ein tapfrer, guter Mann, verließ mich, um die verlorne Tochter zu suchen. Er kam nicht wieder. Wahrscheinlich gerieth er in Gefangenschaft, denn damahls war diese Gegend unsicher; überall streiften Feinde herum. Seitdem lebe ich hier bei meinem Bruder.

Andala vergoß bei ihrer Erzählung viele Thränen. Vanilla weinte mit. Unglück verbindet am schnellsten und festesten die Herzen der Menschen. Andala und Vanilla hingen bald wie Mutter und Tochter aneinander. Vanilla erzählte auch ihre Geschichte, und Andala nahm den herzlichsten Antheil an

den Unfällen und Leiden der lieben Negerinn.

Liebe Vanilla, sprach Andala, wir sind beide unglücklich. Vielleicht werden wir einmahl wieder glücklich, vielleicht findest du noch einmahl deine Aeltern und den Bruder wieder. O wenn ich einst meine Schandi, meinen Lador wieder sähe — Vanilla, dann wär' ich glücklich, ich stürbe schier vor Freuden.

Andala setzte der hungrigen Vanilla ein Gericht Kukuß, bereitet aus türkischem Waizen, vor, flecht Matten, und sang dazu:

Eine Fremde ist hier itzt angekommen,
Eine liebe, gute Negerina;
Eine Waise ist sie, Vater, Mutter,
Und ein Bruder sind für sie dahin.
Diese Fremde sey nun meine Tochter,
Meine Schandi sey sie mir.

Mutter, eine liebe, gute Mutter,
Und die beſte Freundinn bin ich ihr.

Menſchen, die ihr alle Noth, alles Elend von der Erde wegwünſchet, o wie wenig kennet ihr das menſchliche Herz! Die edelſten Gefühle werden nur durch Leiden geweckt, und ſind die Zwillingsſchweſtern des innern Schmerzes. Die wichtigſten Stunden für eure Veredlung ſind die Stunden des ſtillen Grams, der innigen Wehmuth, der Widerwärtigkeit. Nehmt auch eure Leiden willig von dem Himmel an, und blicket bei denſelben dankbar nach dem, der euch nicht auf lauter Roſenpfaden, ſondern auch oft auf Dornenwegen eurem Ziele näher führt! —

Manch' gute Empfindung wäre bei Vanilla unentwickelt geblieben, hätte ſie immer in glücklichen Umſtänden gelebt. Die Noth, in welche ſie gerieth, bildete ihr gutes Herz

mehr auf. Andala bewies sich ungemein gütig gegen sie, und Vanilla wurde ihr mit aller Liebe und Dankbarkeit zugethan. Beider Verhältniß war bald das schönste, vertraulichste Verhältniß. Kuhi merkte es mit Verdruß, statt sich darüber zu freuen. Seine Rohheit ließ ihn in Vanilla einzig und allein die Sclavinn, weniger das verständige, sanfte und gutherzige Mädchen erblikken. Er verwies es seiner Schwester, daß sie sich so nachsichtlich und freundlich gegen die gefangene Negerinn benähme, und sagte mehrmahls: Neger waren es, die deinen Lador und deine Schandi raubten, alles, was von ihnen stammt, sollte dir ewig verhaßt seyn.

Aber Andala war von edlerer Denkart. Sie sah in Vanilla nur das liebenswürdige weibliche Wesen, nicht die Negerinn, und fuhr fort, ihr die traurige Lage, in der

ſich dieſelbe befand, zu erleichtern, und das Leben ſo angenehm als möglich zu machen. Ach, ſprach ſie mehrmahls, meine Schandi iſt vielleicht auch eine Gefangene; dann werde ſie menſchlich behandelt; ſie finde eine Freundinn von mitleidigem Herzen, die ihr das ſey, was ich der guten Vanilla bin!

Mit Eifer und Treue verrichtete Vanilla die Geſchäfte, die ihr Kuhi auftrug; das geringſte Verſehen ahndete er mit Härte, und war mit ihr auch dann unzufrieden, wenn ſie die befohlene Arbeit nach ſeiner Angabe vollendet hatte. Dies ſchmerzte das gute Mädchen ſehr. Sie wäre in ſolchen Augenblicken gern an die Bruſt ihrer mütterlich geſinnten Freundinn Andala gefallen, und hätte bei ihr Troſt und Entſchädigung geſucht; allein die Gegenwart ihres hartherzigen Bruders verhinderte dieſes gewöhnlich. Nur dann, wann er ausging, ſtürzte

ſie mit Thränen in Andala's Arme, und klagte ihr das Unrecht, das ſie von Kutzi leiden müſſe. Was man in den Armen treuer Freundſchaft findet, ſüßen Troſt und Milderung des Schmerzes, fand Vanilla an Andala's Herzen. Die redliche Freundinn weinte mit ihr, tröſtete ſie ſo liebreich, und munterte ſie ſo herzlich auf, daß Vanilla darüber bald das erlittene Unrecht vergaß.

Selig, ſelig, wer in trüben Stunden
Seinen Gram verweint an Freundes Herz!
An der trauten Bruſt iſt bald verſchwunden
Unſers Lebens Harm und Schmerz.
Selig der, in deſſen Pilgerleben
Lieb' und treue Freundſchaft Roſen weben!

Auch die Kinder des harten Kutzi gewannen Vanilla lieb, und dieſe befand ſich nirgends wohler, als in dem Kreiſe dieſer unſchuldigen Kleinen. Sie ſpielte mit ih-

nen, half ihnen Blumen pflücken und Kränze binden, Beeren suchen und die Zeit vertreiben. Bei ihr waren sie daher lieber als bei irgend jemand andern. Ihr liefen sie zu, so oft sie sich näherte, ihr erzählten sie offen, was unter ihnen vorgefallen war, von ihr ließen sie am liebsten ihre Streitigkeiten schlichten, mit ihr weinten sie, wenn Vanilla von Kuzi hart behandelt, oder durch trübe Erinnerungen an die Ihrigen zu Thränen bewegt wurde. So lebte Vanilla ein ganzes Jahr. Mancherlei Leiden trafen sie in demselben, aber auch der Freuden genoß sie viele.

IV.

Die Trennung.

Fortsetzung.

Eines Tages war Vanilla in den Wald gegangen, um Holz und Beeren zu holen. Sie war allein in dem düstern, stillen Gehölze. Wehmüthige Gefühle ergriffen ihr Inneres, sie dachte an ihre Heimath, an Vater, Mutter und Bruder, und ihre Wangen netzten sich. Schon lange hatte sie sich nicht so traurig gefühlt als jetzt. Sie setzte sich unter einen Baum und weinte. Endlich goß der Gedanke, daß Andala ihr mit mütterlicher Liebe zugethan sey, und die

süße Hoffnung, daß sie einmahl doch noch zu den Ihrigen kommen könne, lindernden Trost in ihr zerrißnes Herz.

Vanilla kehrte nach der Hütte zurück. Die Kinder ihres Herrn kamen ihr entgegen. Aber verscheucht war von dem Gesichte derselben die Fröhlichkeit, mit der sie sonst ihrer lieben Vanilla entgegen gesprungen kamen. Jedes hatte einige Blumen in der Hand. Sie umringten Vanilla, und drängten sich stillschweigend und betrübt an sie.

Was ist Euch, lieben Kinder? fragte Vanilla; ihr kommt mir traurig und verlegen vor? Ist Euch ein Unglück begegnet? Sagt, was soll Euer verstörtes Wesen bedeuten?

Die Kinder fingen an zu weinen. Gebt ihr die Blumen, sprach das älteste Mädchen, Hilli, zu den Geschwistern, und jedes reichte ihr seine Blumen. Vanilla,

liebe, gute Vanilla, sagte Hilli, das sind vielleicht die letzten Blumen, die wir dir bringen.

Die letzten? fragte Vanilla etwas betroffen; warum das?

Ach, Vanilla, schluchzte die sanfte Hilli, du wirst nicht lange mehr bei uns seyn! O bliebst du doch immer bei uns! du bist uns so lieb — o Vanilla — alle, alle lieben wir dich! bliebst du doch immer bei uns!

Vanilla gerieth in Bestürzung. Es ahndete ihr das Schicksal, das ihr bevor stand, und sie erbebte. Sie wollte die Kinder ausfragen, was über sie beschlossen worden sey, aber Kuzi rief, und die Kinder, die den Vater fürchteten, liefen schnell nach der Hütte.

Auch Vanilla erreichte die Wohnung ihres Gebieters. Andala sah mit Betrübniß nach ihr, aber ihr Mund blieb geschlossen, denn

Kuzi war zugegen. Sclavinn! sprach dieſer in hartem Tone, mache dich reiſefertig. Du kannſt hier länger nicht bleiben. Freue dich! ſchöne Gegenden ſollſt du ſehen, und in dem Lande der Weiſſen wird es dir gar wohl gefallen.

Vanilla erſchrack. Ach! rief ſie aus, laß mich bei deinen Kindern, mein Herr, laß mich bei deiner Schweſter Andala! Lege mir noch einmahl ſo viele Arbeiten auf als bisher, ich will ſie alle treulich verrichten; nur verkaufe mich nicht an die Weiſſen! Das Land der Weiſſen, ach — es iſt ein ſchreckliches, ſchreckliches Land!

Bruder! ſagte Andala, was willſt du mit Vanilla thun? Sey nicht hart, Bruder! ſey nicht grauſam. Laß ſie bei uns. Deine Kinder lieben ſie; ich liebe ſie; Vanilla iſt fleißig, freundlich und gut! laß ſie,

o laß ſie bei uns! thue es deinen Kindern, deiner Schweſter zu lieb.

Laß ſie bei uns, Vater! laß die liebe Vanilla bei uns! riefen die Kinder, und ſahen mit thränendem Auge nach Kuzi, ob er ſich durch Andala's und ihre Bitten werde erweichen laſſen.

Doch Kuzi ſchüttelte den Kopf, und rief in drohendem Tone: Bittet nicht für die Sclavinn! Sie iſt eine Negerinn. Neger waren es, von welchen Lador und Schandi geraubt wurden. Keine Gnade, keine Barmherzigkeit den Negern!

Die Bitten wurden wiederholt; Kuzi blieb unerbittlich. Vanilla ſollte mit einem Haufen andrer Sclaven an die Küſte gebracht, und dort an weiſſe Sclavenhändler verkauft werden, das war des harther-

zigen Kuzi Entschluß, von dem er schlechterdings nicht abweichen wollte.

Vanilla war vor Schmerz und Angst ausser sich. Sie hatte von der zartesten Kindheit an viel Furchtbares von dem Lande der Weissen gehört, und der Gedanke, daß sie dahin versetzt werden sollte, erschütterte ihr Innerstes. Wurde sie aus Afrika entfernt, so verlor sie auch alle Hoffnung, jemahls ihre Aeltern und ihren Bruder wieder zu sehen; und sich von Andala und den Kindern ihres Herrn zu trennen, mußte ihr, da sie an denselben mit der größten Liebe hing, sehr schmerzhaft seyn.

Doch Vanilla mußte dem Zuge ihres Schicksals folgen. Am folgenden Tage kam ein Haufe gefesselter Sclaven in Kuzi's Wohnorte an. Vanilla sollte mit ihnen an die Küste gebracht werden. Kuzi übergab sie den Aufsehern.

Herzzerreißend war Vanilla's Abſchied von den Kindern und ihrer mütterlichen Freundinn Andala. Sie umklammerten ſie weinend, und mußten von ihr losgeriſſen werden. Ihre Blicke folgten der geliebten Negerinn ſo lange nach, bis ſie ihnen aus den Augen verſchwand. Als die Kinder ſie nicht mehr ſahen, rangen ſie die Hände, und riefen ſchluchzend: Ach, nun iſt Vanilla fort! für immer fort! wir ſehen ſie nicht wieder! — Nichts war im Stande, die Kleinen zu tröſten, ſie weinten den ganzen Tag um ihre liebe, gute Vanilla.

Menſchen! viel' ſind der Leiden auf Erden, und unter dieſen ſind die der Trennung von geliebten Seelen die angreifendſten. Aber wohl dem, um welchen in der Stunde des Abſchieds Thränen des Schmerzes fließen! Sie ſind ihm Bürgen der

Liebe und eignen Werthes. Leſerinn! gewinne für dich durch ein edles Herz andre edle Herzen, damit, wenn du von ihnen einmahl ſcheideſt, ihre Thränen dir ſagen, daß du gut und der Liebe Anderer würdig geweſen ſeyſt.

V.

Der edle Capitain.

Fortſetzung.

Faſt einen Monat lang dauerte die Reiſe nach den Küſten. Der Zug wurde oft durch mancherlei Hinderniſſe aufgehalten. Beſonders litten die Sclaven ſehr viel von der brennenden Hitze; mehrere von ihnen ſtarben elendiglich dahin, und Vanilla ſank zu verſchiedenenmahlen ohnmächtig zu Boden.

Alle Sclaven waren gebunden, bis auf Vanilla, die man frei gehen ließ, da man von ihr nichts zu beſorgen hatte. Des Nachts wurden ſie zwei und zwei kreuzweiſe

an einander gefesselt, und strenge bewacht. Ihre Nahrung, die ihnen kärglich zugemessen wurde, bestand in aufgekochtem Reise und türkischem Waitzen. Blos als man sich der Küste näherte, gab man ihnen reichlicher zu essen, um ihnen ein besseres Ansehen zu verschaffen, und sie um so theurer zu verkaufen.

Man erreichte die Küste, und traf mehrere weisse Sclavenhändler auf derselben an, welche die gekauften Schwarzen hundert- oft tausendweise nach Amerika verführten, wo dieselben dann zu den beschwerlichsten Arbeiten angehalten wurden. Der Transport von den gefangenen Schwarzen, unter welchen sich auch Vanilla befand, war bald verhandelt. Die Unglücklichen jammerten kläglich, daß sie nun aus ihrem Vaterlande fortgeschleppt werden sollten. Die meisten von ihnen hinterließen Weiber und Kinder, Män

ner, Vater, Mutter und Geschwister. Aber von ihren weissen Käufern fühlte es keiner, wie unglücklich diese armen Geschöpfe gemacht wurden, und wie durch den schändlichen Menschenhandel die heiligsten Bande des Lebens gewaltsam zerrissen, und die Würde der Menschheit mit Füßen getreten werde.

Die gekauften Sclaven wurden in Schiffe gepackt, und gewährten einen traurigen Anblick. Sie waren, wie das gewöhnlich ist, so enge an einander gedrängt, daß sie sich kaum regen konnten. Ueberdem wurde jeder auf das festeste angefesselt. Als die Schiffe von der Küste abstießen, und das Land ihrer Väter den Unglücklichen aus den Augen schwand, erhoben mehrere ein Klaggeschrei, andere sahen mit wüthenden Geberden nach ihren Unterdrückern, noch andere blickten starr und fast gefühllos vor sich

hin. Vanilla, das sanfte, gute Geschöpf, versank in tiefe Schwermuth; Thränen erleichterten ihr die schwere Last, die auf ihrer Seele lag, und die Hoffnung, daß sie das Land der Weissen nicht erreichen, sondern auf dem Meere sterben werde, hauchte ihr neues Leben ein.

Die Zeit, welche den Menschen auch an die schrecklichsten Leiden gewöhnt, wirkte auch auf Vanilla mit ihrer heilsamen Kraft. Nach und nach milderten sich ihre Schmerzen, sie fing an gesprächig zu werden, und zu singen. Der Capitain des Schiffs, ein alter, wackrer Mann, gewann sie sehr lieb, und verwendete sich für sie, daß sie besser behandelt wurde als ihre Unglücksgefährten. Man fesselte sie von nun an nicht mehr, sie erhielt besseres Essen, und, was noch wichtiger war, die Erlaubniß, auf dem Schiffe frei herum zu gehen, und reine

Luft zu athmen, woran es den übrigen Sclaven ſehr gebrach. Viele von ihnen wurden aus Mangel an Bewegung und friſcher Luft krank, verfielen in heftige Fieber, und ſtarben dahin.

Der Capitain unterhielt ſich oft mit Vanilla, und erzählte ihr vieles von Amerika, wohin das Schiff ſegelte. Sie ſagte ihm offen, daß ſie die Weiſſen für ſchreckliche Menſchen, und ihr Land für ein trauriges Land halte, und ſich daher ſehr fürchte, unter ſolche Menſchen und in ein ſolches Land zu kommen. Der Capitain ſuchte ihr beſſere Begriffe beizubringen. Es iſt wahr, liebe Vanilla, ſprach er, daß die Schwarzen von den Weiſſen zu beſchwerlichen Arbeiten angehalten und oft gemißhandelt werden; aber es gibt auch viele Weiſſe, die ihre Sclaven menſchlich behandeln und ihnen nichts auflegen, was ihre Kräfte über-

steigt. Auch werden die Schwarzen bei uns in der besten Religion, die es gibt, in der Religion Jesu, unterrichtet.

Das verstehe ich nicht, versetzte Vanilla. Davon habe ich nie etwas gehört. Was soll das heißen: Religion Jesu?

Der Capitain erklärte ihr, so gut es seine Kenntniß der Negersprache zuließ, was unter Religion verstanden werde. Vanilla hörte aufmerksam zu. Alles, was der Capitain sagte, war ihr völlig neu; sie ahndete aber, wie wichtig und wohlthätig für das Herz dasjenige sey, was er Religion nannte. Vanilla bemerkte dabei in ihrem Innern Regungen, die sie noch nie gefühlt hatte, es waren die heiligen Regungen des religiösen Sinnes, der in jedem Menschen liegt, oft aber ungeweckt bleibt oder eine falsche Richtung nimmt und in Aberglauben ausartet.

Jedes Herz, das durch reine Freuden geschwellt, oder durch innre Leiden erschüttert worden ist, besitzt die Empfänglichkeit für das Höhere, Heilige im Menschen, das sich durch den Glauben an eine Vorsehung und eine Fortdauer unsers Geistes kund thut. Auch bei Vanilla war dies der Fall. Sie hatte mit inniger Liebe an Vater, Mutter und Bruder gehangen, und in dem Kreise derselben die schönsten Freuden genossen; getrennt von ihnen und verfolgt von manchem Leiden, war ihr Innres oft erschüttert, ihr Herz oft mit tiefer Schwermuth erfüllt worden, und leise regte sich schon damahls bei ihr das religiöse Gefühl. Jetzt erwachte es in seiner ganzen Stärke, und die Aeusserung des Capitains, daß es einen Gott gebe, der mit Vaterliebe und unbegrenzter Weisheit die Welt regiere, und die Schicksale der Menschen lenke, erfüllte Vanilla's

Herz mit einer Freudigkeit, wie sie nur der kennt, der in Glück und Unglück mit Dank und Vertrauen auf den sieht, der, unsichtbar dem Auge, sich sichtbar genug dem edlen, frommen Herzen offenbart, der ewig war, und ist, und ewig seyn wird.

Der Capitain hatte seine Freude an dem gleichsam verklärten Wesen Vanilla's. Sie fragte ihn, ob die Weissen alle das Glück genössen, den Schöpfer der Welt und Urheber des Guten zu kennen? und als er ihr erzählte, daß für die Verbreitung dieser Kenntniß in Kirchen und Schulen gesorgt werde, rief sie aus: Wie glücklich sind die Weissen! so glücklich sind die Neger nicht!

Auf ihre Frage: warum die Weissen Gefallen daran fänden, andere Menschen als Sclaven zu behandeln, da sie doch eine so schöne, vortrefliche Religion hätten, bewußte

der redliche Capitain nur mit einem Achselzucken zu antworten.

Vanilla verlangte zu wissen, wer die Weissen zuerst in ihrer Religion unterrichtet habe, und der Capitain erzählte ihr Folgendes: Vor vielen hundert Jahren, liebe Vanilla, lebte ein Mann von göttlicher Tugend. Er sah, daß die Menschen, die ihn umgaben, theils unwissend, theils böse waren, und machte es nun zu seinem Hauptgeschäfte, sie zu belehren und zu bessern. Er zog herum, und that wohl, wo er Gelegenheit dazu fand. Ihm verdanken wir die kraftvolle Belehrung von Gott; ihm die Hoffnung eines besseren Lebens.

Vanilla rief aus: Den möcht' ich gekannt haben! War es ein Weisser?

Der Capitain lächelte. Du scheinst, sprach er, zu glauben, daß unter den Weissen nichts Gutes und Großes emporkommen

könne. Jener Mann von göttlicher Tugend war allerdings ein Weiſſer, ſein Name — Jeſus.

Vanilla ſah ernſthaft den Capitain an. Ach, ſprach ſie, unter den Weiſſen mag es wohl manchen lieben, guten Mann geben, aber ſie reiſſen uns aus dem Vaterlande, ſchleppen uns in die Sclaverei, mißhandeln uns, und denken wohl ſelten daran, daß der göttliche Jeſus auch ein Weiſſer war. O wären ſie ihm gleich — ſie ließen uns arme Schwarze ungeſtört, und trieben keinen Handel mit uns.

Der Capitain fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkungen, und war ſelbſt zu rechtſchaffen, als daß er ſie zu widerlegen oder zu mildern verſucht hätte. Vanilla hing bald mit vollem Vertrauen an ihm, und liebte ihn wie ihren Vater. Ihre Anhänglichkeit freute den Capitain; er that alles für die

Erleichterung ihres Schicksals, und nahm sich vor, auch in Amerika für ihr Bestes zu sorgen. Fürchte dich nicht vor den Weissen, sprach er zu Vanilla, es gibt viele Gute unter ihnen. Alles werde ich thun, dich zu guten Menschen zu bringen. Wär' ich nicht immer zur See, du müßtest bei mir bleiben, und meine Tochter seyn. Aber ich kenne eine liebenswürdige, edle Engländerinn, die die Sclaven ihres sehr reichen Vaters mit aller Güte behandelt; Vanilla, kämst du zu dieser Weissen, dann ging' es dir wohl.

Vanilla bat den Capitain, dafür zu sorgen, daß sie dieser Engländerinn zu Theil werde. Er versprachs.

VI.

Fanny.

Fortsetzung.

Die Küsten von Amerika wurden endlich erreicht, die Schwarzen verkauft. Was der ehrliche Capitain versprochen hatte, hielt er als Mann von Wort. Er bezahlte für Vanilla eine ansehnliche Summe, und wurde auf diese Weise ihr Gebieter. Wie gerne wäre die gutherzige Negerinn für immer bei ihm geblieben! Mit Freuden hätte der Capitain sie behalten, und Vaterstelle an ihr vertreten, so sehr hatte sie sich in sein Herz durch ihr freundliches, sanftes, holdes

Wesen eingeschmeichelt. Allein da er, wie schon bemerkt worden, beständig zur See war, so konnte, was er und Vanilla so sehr wünschte, nicht geschehen.

Der Capitain wollte indeß alles für Vanilla thun, was in seinen Kräften stand. Nach einigen Tagen reiste er nach einer Zuckerplantage, die dem Engländer Henry Morres, einem der reichsten Plantagenbesitzer jener Gegenden, gehörte, und von seiner Tochter Lady Fanny dirigirt wurde.

Fanny, in London geboren, war von ihrem Vater mit aller Sorgfalt erzogen, und besonders ihr Herz fürs Gute und Edle gebildet worden. Von Natur sanft, hing sie mit der größten Vorliebe an der Religion der Liebe, welche Sanftmuth predigt. Sie hatte schon in ihrer frühen Jugend vieles von der übeln Behandlung gehört, welche die Schwarzen in Amerika erfahren,

und ihren Vater oft gebeten, sie, wenn sie einmahl groß wäre, mit nach der neuen Welt zu nehmen, wo sie den Zustand der armen Sclaven mildern wollte. Jetzt befand sie sich wirklich in Amerika, und erwarb sich durch ihre Menschenfreundlichkeit die Anhänglichkeit aller Sclaven, die unter ihren Befehlen standen. Alles, was in ihrem Vermögen stand, trug sie zur Erleichterung ihres Schicksals bei.

Sir Henry Morres, Fannys Vater, besaß acht Plantagen in verschiedenen Gegenden, die er von Zeit zu Zeit bereiste. Seine Tochter sah ihn oft Monate lang nicht. Auch jetzt, da der Capitain mit Manilla ihr einen Besuch abstattete, war sie allein, und erwartete ihren Vater erst nach einem Vierteljahre.

Der Capitain fand sie in kränklichem Zustande. Schon mehrere Tage lang dürfte

sie das Bett nicht verlassen. Er bat um Erlaubniß, ihr eine junge talentvolle und liebenswürdige Negerinn vorstellen zu dürfen.

Vanilla wurde vorgeführt, und von Fanny mit natürlicher Güte aufgenommen. Das freundliche, holde Wesen der Afrikanerinn gefiel der Lady sehr. Da diese etwas von der Negersprache verstand, so knüpfte sie ein Gespräch mit der Negerinn an, und freute sich nicht wenig über die verständigen Reden derselben.

Als Fanny erfuhr, daß Vanilla gern und gut singe, forderte sie dieselbe auf, sich hören zu lassen.

Mit bescheidner Schüchternheit sang Vanilla:

Gefürchtet hab' ich euch, ihr Weissen!
Ihr schleppt uns fort in euer Land.
Jetzt ist mir wohl, weil ich zum Glücke

Zwei liebe, gute Weiße fand.
Ach, wären Brüder nur und Aeltern da,
Gern lebt' ich in Amerika!

Vanilla mußte der menschenfreundlichen Fanny vieles aus ihrer Lebensgeschichte erzählen. Die Lady hörte mit großer Theilnahme zu. Mit Thränen gedachte die gutmüthige Negerinn ihres Bruders Jada, und ihrer Aeltern, Limar und Kaska. Fanny reichte ihr freundlich die Hand, und sagte: Vanilla, du bist eine gute Tochter und Schwester; du bleibst bei mir; du verdienst, daß es dir wohlgehe.

Vanilla war hoch erfreut. Sie fiel vor dem Bette ihrer Gebieterinn nieder, und weinte Freudenthränen.

Der Capitain blieb nicht ungerührt. Lady, sagte er, dadurch, daß Sie Vanilla annehmen, und sie freundlich behandeln wol-

len, erweisen Sie mir einen Freundschafts-dienst, den ich Ihnen nie vergessen werde. Das gutmüthige Geschöpf ist mir wie an mein Herz gebunden. Nirgends kann ich es besser wissen als in Ihren Händen, Lady! Ich empfehle Ihnen Vanilla aufs dringendste.

Fanny, die den Capitain als einen wackern, edlen Mann sehr schätzte, fühlte sich schon durch diese seine Empfehlung verpflichtet, der Negerinn mehr eine Mutter und Freundinn als eine Gebieterinn zu seyn. Doch auch ihr gefühlvolles, treffliches Herz forderte sie dazu auf. Ueberdem wußte Vanilla durch ihr bescheidnes, holdes Wesen für sich einzunehmen. Alles vereinigte sich, ihr bei Fanny ein angenehmes Leben zu sichern.

Die edle Engelländerinn kränkelte noch mehrere Wochen, und war dabei bisweilen so sehr verstimmt, daß sie fast niemanden

um sich leiden mochte. Blos Vanilla war ihr zu jeder Stunde willkommen. Sie unterhielt sich mit ihr gerne und immer angenehm, ließ sich viel von Afrika, von Jada, Limar und Kaska erzählen, und nahm sichtbaren Antheil an allen Schicksalen der lieben Negerinn.

Vanilla fühlte sich mächtig zu Fanny hingezogen. Wenn alle Weissen so wären, wie diese, dachte sie bei sich, so wären die Weissen viel besser als die Schwarzen, so wär'. es eine Lust, unter den Weissen zu leben. O, rief sie mehrmahls aus, wenn nur noch mein Bruder und meine Aeltern hier wären! dann wär' ich glücklich! Dann möcht' ich nur lachen und mich freuen, nie weinen und mich betrüben!

Diesen Wunsch ließ sie oft gegen Fanny laut werden, und diese sagte dann gewöhnlich: Liebe Vanilla, könnt' ich dir deinen

Bruder und deine Aeltern verſchaffen, wie gerne thät' ich es. Es müſſen ſehr gute Menſchen ſeyn, da ſie von Vanilla ſo ſehr geliebt werden.

Vanilla erzählte dann, wie viel Lebensfreuden ſie dem guten Jada, ihrem Vater und der Mutter verdanke, wie liebreich ſie von ihnen gepflegt, und zum Guten angehalten worden ſey, und wie ſie dieſelben nie, nie werde vergeſſen können. Auch die Güte Andala's, der Maurinn, rühmte ſie oft, und erzählte von den Schickſalen derſelben, daß ſie nämlich durch Räuber ihre Tochter Schandi, und Lador, ihren Mann, verloren habe.

Fanny hörte mit erhöhter Aufmerkſamkeit zu. Schandi, nennſt du die Tochter der guten Andala? ſprach ſie. Mir iſts, als hätte ich dieſen Namen jemahls gehört. O freilich! freilich! ſo hieß ja meine liebe Bet-

ty, als ich sie kaufte. Vanilla, du wirst bald eine Landsmännin von dir kennen lernen, die so sanft und so gut ist wie du. Ich habe ihr den Namen Betty gegeben. Vielleicht ist dies Schandi.

O wenn sie es wäre! rief Vanilla, wenn sie es wäre! Wo ist sie zu finden, damit ich sie spreche?

Sie ist jetzt nicht hier! sprach Fanny, sonst hätte ich dich gleich mit ihr bekannt gemacht. Als ich sie kaufte, meine Betty, war sie voll Traurigkeit. Sie weinte und jammerte in einem fort. Nur mit Mühe konnte ich ihr betrübtes Herz trösten. Viel erzählte sie mir von ihrem Vater, ihrer Mutter, und weinte beständig dabei. Es gelang mir endlich, sie zu beruhigen. Sie wurde mir bald recht lieb, denn sie ist ein sanftes, gutmüthiges Geschöpf. Jetzt hängt sie mit Liebe an mir, und es gefällt ihr in

Amerika nicht übel. Sie hat etwas Englisch gelernt, und ist eine Christinn geworden, bei welcher Gelegenheit sie den Namen Betty erhielt.

O daß sie Andala's Tochter, daß sie Schandi wäre! rief Vanilla. Wann kann ich mit ihr sprechen? wann kommt sie wieder?

Sie kann jeden Tag ankommen, versetzte Fanny. Höre mich nur, was mit ihr vorgefallen ist. Vor einiger Zeit kommt von der Plantage eines Holländers ein Sclave hieher. Betty sieht ihn, und erkennt in ihm einen Anverwandten. Dieser erzählt ihr, daß auf der Plantage, von der er komme, ihr Vater als Sclave arbeite. Denke dir Bettys Bestürzung. Nein! rief sie, als die Neger mich fortschleppten, war mein Vater zu Hause. Wie könnte er in dieses Land gekommen seyn? Doch der Maure

schwur ihr, daß er wahr rede, und Betty war außer sich vor Ueberraschung und Freude. Sie kam zu mir gesprungen, und erzählte mir das Gehörte. Ich schickte sie noch an demselben Tage in Begleitung zweier Sclaven nach jener Plantage, wo ihr Vater seyn soll, und bin begierig, zu vernehmen, ob sie nicht getäuscht worden sey.

O das ist Schandi! rief Vanilla, das ist Schandi! Allerdings ist auch ihr Vater in Sclaverei gerathen. Er suchte seine geraubte Tochter in der Gegend seines Wohnortes, und gerieth dabei selbst in Gefangenschaft. Nie kehrte er wieder, und die gute Andala beweinte nicht nur Schandi's, sondern auch Lador's, ihres Mannes, Verlust.

Fanny freute sich, als sie dies hörte. Mit Verlangen sahen beide der Ankunft Bettys entgegen. Vanilla wünschte nun nichts sehn-

licher, als daß sie in ihr Andala's Tochter fände.

Fanny war bald ganz gesund; Vanilla wurde ihr mit jeder Stunde lieber, und sah bald in ihr die mütterlichste Freundinn.

Wohl allen denen, die in fernen Landen und in drückenden Umständen menschenfreundliche Seelen finden, die der liebreichen edlen Fanny gleichen.

VII.

Die Freuden des Wiedersehens.

Fortsetzung.

Vanilla lief oft aus der Wohnung ihrer liebenswürdigen Gebieterinn, und sah sich um, ob nicht Betty käme. Mehrere Tage vergingen, und die sehnlichst Erwartete kam nicht. Eines Morgens befand sich die Negerinn bei Fanny, und sang ihr einige kunstlose Lieder. Da stürzte Betty in das Zimmer, fiel vor ihrer Gebieterinn nieder, und rief, unterbrochen von Freudenthränen: Ich hab' ihn wieder! ich habe meinen Vater wieder! Der Maure hat mich nicht ge-

täuscht! mein Vater ist in Amerika! ich hab' ihn gefunden!

Fanny war über diese Nachricht sehr erfreut. Ich wünsche dir Glück, Betty, sprach sie freundlich. Warum hast du den Vater nicht mitgebracht?

O das hab' ich! das hab' ich! rief Betty. Er steht vor dem Hause. Darf er vor meine Gebieterinn treten?

Lose Betty! versetzte die Lady, warum läßt die Tochter den Vater draußen stehen? Schnell zu ihm und ihn hereingeführt!

Betty sprang hinaus, und trat nach einigen Augenblicken mit ihrem Vater ins Zimmer.

Hier ist er, meine Gebieterinn. Hier ist mein lieber, guter Vater! sprach Betty, und der Maure näherte sich ehrfurchtsvoll der Lady, und sank vor ihr auf seine Knie.

Fanny hieß ihn aufstehen. Der Vater meiner lieben Betty soll nicht vor mir knieen, sprach sie, und der Maure stand auf. Freude und Dankbarkeit waren deutlich in seinem Angesichte zu lesen.

Fanny ließ ihn und seine Tochter sogleich aufs beste bewirthen, und sich von dieser erzählen, wie es ihr auf der Reise gegangen, und wie ihr zu Muthe gewesen sey, als sie ihren Vater wieder gesehen habe.

Bis jetzt war Vanilla eine stumme Zeugin der Freude und Dankbarkeit Bettys und ihres Vaters gewesen. Als Bettys frohe Aufwallungen sich wieder gelegt hatten, trat sie zu ihr, faßte ihre Hand, und fragte: Liebe Landsmännin, ist dein eigentlicher Name nicht Schandi? und heißt dein Vater nicht Lador, deine Mutter Andala?

Betty erstaunte freudig, als sie diese Namen hörte. Negerinn! rief sie, wie

kennst du diese Namen? Bist du vielleicht aus unserer Gegend? O ja, du hast Recht! Ich hieß sonst Schandi, und meine Aeltern führen die Namen, die du genannt hast! Ach, meinen Vater, meinen guten, ehrlichen Vater hab' ich wieder gefunden; aber — meine Mutter! o die finde ich nie wieder! —

Nun erzählte Vanilla, daß sie Andala kenne und sie kindlich liebe. Betty wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Auch Lador war froh bewegt. Vanilla erzählte nun, so viel sie von Andala wußte, und verschwieg es nicht, daß dieselbe noch immer um Mann und Tochter traure. Lador und Betty vergossen Thränen.

O Gebieterinn! rief Schandi, meine Mutter leidet — wie könnte ich, wie könnte mein Vater in Amerika glücklich seyn! Viel Gutes erzeigt mir meine Gebieterinn; ich werde es

immer mit Dank erkennen; aber vergessen kann ich meine Mutter nicht! o sie ist eine so liebe, gute Mutter!

Betty! versetzte die menschenfreundliche Engelländerinn, ich sollte fast böse auf dich werden. Lieb' ich dich nicht, wie eine Mutter? und doch sehnt sich Betty von mir weg. Doch sie ist ein gutes Kind; einer Tochter vergibt man solche Wünsche.

Lador sah ernsthaft und ängstlich seine Tochter an; er glaubte, daß Fanny ihre Reden übel empfinden, und ihr die bisher erwiesene Liebe entziehen werde. Aber die Lady, welche seine Besorgniß errieth, sprach ihm Muth ein, und bemerkte, daß sie seine Tochter viel zu sehr liebe, als daß sie ihr jene Aeußerungen übel nehmen könnte, da sie ohne dies aus einem kindlich dankbaren Herzen geflossen wären.

Habe nur Geduld, sprach die Lady zu Betty, vielleicht will es der, der über den Sternen wohnt, daß du zu deiner Mutter kommst. Ich werde dir nicht entgegen seyn, sondern das Meinige dazu beitragen, daß deine Sehnsucht befriedigt werde.

Betty dankte ihrer Gebieterinn für diese Verheißung mit Thränen. O, sprach sie, sollte ich einmahl wieder zu meiner lieben Mutter kommen, so werde ich ihr täglich von der Güte erzählen, die mir meine Gebieterinn erwiesen hat, und auch Andala wird ihr dafür von Herzen danken.

Fanny erkundigte sich jetzt, wo Bettys Begleiter wären?

Der alte Dawes, antwortete Betty, ist vor dem Hause, und wartet auf die Befehle seiner Gebieterinn; der junge John aber ist schon gestern Vormittag liegen geblieben. Er rieb sich die Füße wund, und

konnte nicht weiter. Er läßt sich entschuldigen. Sobald er wieder gehen kann, will er hieher eilen. Der brave John hat uns die besten Dienste geleistet. Wir sind ihm vielen Dank schuldig.

John ist brav! versetzte Fanny, darum hab' ich ihn dir zu deiner Begleitung mitgegeben. Wären alle Sclaven so wie er, so hätte man seine Freude an ihnen.

Betty erzählte nun so viel Gutes und Schönes von John, daß Vanilla sehr begierig wurde, ihn zu sehen, besonders da sie hörte, er sey ein Neger.

Der alte Dawes mußte vor der Gebieterinn erscheinen. Sie empfing ihn mit vieler Milde. Er erzählte, was ihm auf der Reise begegnet sey, und wie er den Herrn des Lador gleich bereitwillig gefunden habe, diesen mit Betty mitgehen zu lassen. Zwei Wochen lang, sprach er, kann Lador

bei seiner Tochter weilen, dann muß er zur Arbeit zurückkehren.

O mein Vater! rief Betty, nur zwei Wochen lang soll er bei mir seyn! wie werde ich von nun an ohne ihn leben können!

Sey getrosten Muthes, sprach Fanny, dein Vater soll dir nicht entrissen werden. Sein Herr ist ein Freund zu meinem Vater und ein billigdenkender Mann. Er wird mir wohl deinen Vater für Geld oder einen andern Sclaven überlassen. Sobald John zurückkommt, und sich von den Beschwerden der Reise wieder erholt hat, schicke ich ihn zu Lodors Gebieter, und lasse ihn den Handel abschließen.

Betty küßte die Hand ihrer Gebieterinn, und benetzte sie mit Thränen der Freude und des Danks.

Den Tag darauf sprach Fanny zu Betty: Vanilla hat noch wenig von der Plantage

gesehen. In dem Wäldchen ist sie auch noch nie gewesen. Gehe mit ihr aus, und zeige ihr, was unsre Gegend Schönes hat.

Betty nahm Vanilla in den Arm, und ging mit ihr nach dem Wäldchen, das in einer romantischen Gegend lag. Beide wurden bald vertraut, und erzählten einander ihre Lebensgeschichte. Da sie sich an so manchen traurigen Vorfall dabei erinnerten, so flossen viele Thränen des Schmerzes und der Wehmuth.

O Schandi! sprach Vanilla, du hast doch deinen Vater wieder gefunden, und es ist Hoffnung da, daß du auch die Mutter wieder siehst. Aber ich — o liebe, gute Schandi! Vater, Mutter, Bruder — alles — alles hin! ich habe niemanden mehr.

Vanilla weinte bitterlich. Betty tröstete sie. An einem Bache, der mit hohen Bäumen umwachsen war, setzten sie sich nieder.

Vanilla's Schmerz löste sich in stille Wehmuth auf, und sie sang in rührendem Tone:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Böse Feinde rafften ihn dahin!
Jada! Bruder Jada! wärst du nie geboren!
Heitrer wäre dann Vanilla's Sinn!

Jada! — Nein, du siehst nicht meine Zähren,
Hörst nicht deiner Schwester Klageton!
Ach, die Räuber wollten mich nicht hören,
Schleppten, Jada, fühllos dich davon!

Jada! werd' ich dich nicht wiederfinden?
Soll Vanilla ewig dich nicht sehn? —
Traurig — —

„Betty!“ erscholl in diesem Augenblick eine männliche Stimme, und erschreckte die beiden Mädchen, die in ihre Gefühle so tief versunken waren, daß sie es nicht bemerkten, wie ein junger Schwarzer sich ihnen näherte und Vanilla's Gesange horchte.

Ha! rief Betty, als sie aufblickte, da ist unser guter, braver John!

Vanilla wurde von einer freudigen Bestürzung ergriffen, als sie den wackern John vor sich sah. Ihr ganzer Körper bebte. Sie that einen Schrei, und sank an des Schwarzen Brust, der freudig ausrief: o Vanilla! meine Schwester! meine geliebte Schwester!

Bruder! geliebter Bruder! o mein Schandi! war alles was Vanilla vorzubringen vermochte.

Betty stand betroffen da. Der Auftritt kam ihr ganz unerwartet. Liebe Betty! rief ihr nach einigen Minuten Vanilla zu,

freue dich mit mir, ich habe meinen Bruder Jada wieder gefunden!

Betty hatte eine kindliche Freude! Glückliche Vanilla! rief sie aus; ein so braver Mensch wie John ist dein Bruder! Komm, laß uns zu unsrer Gebieterinn eilen, damit sie deine Freude theile. Sie wird auf das angenehmste überrascht werden.

Jada, der in Amerika den Namen John erhalten hatte, und Vanilla waren Freudetrunken. Jener erzählte, wie er nach der neuen Welt gekommen, und so glücklich gewesen, an Sir Henry Morres, der ein sehr gütiger Herr sey, als Sclave verkauft zu werden.

Unter solchen Erzählungen näherten sich die Geschwister der Wohnung ihrer Gebieterinn, die vor derselben unter einem Baume saß, und in einem Buche blätterte.

Sie erblickte den wackern Jada. Willkommen John! rief sie ihm in mildem Tone entgegen. Endlich läßt du dich wieder sehen! Sind die Wunden geheilt?

O Gebieterinn! versetzte John, und lag mit Vanilla vor der Lady Füßen.

Was soll das heißen? fragte Fanny. — Gebieterinn! rief Vanilla, ich bin glücklich! ich habe meinen Bruder wieder gefunden! John ist mein Bruder Jada! Gütige Vorsicht! sprach Fanny, und ihr Angesicht war durch die reinste Freude verklärt. Sie ließ sich nun von Vanilla und Jada alles, was in dem Wäldchen vorgefallen war, erzählen, und bezeigte den entzückten Geschwistern die größte Theilnahme.

Wer war jetzt glücklicher als Vanilla! wer froher als John! Fanny hatte ihre herzliche Freude an der Wonne dieser guten Menschen,

und vergönnte ihnen Zeit genug, sich zu unterhalten.

Der alte Dawes wurde nach der Plantage geschickt, auf welche Lador, Bettys Vater, gehörte. Der Besitzer derselben willigte in ihre Wünsche, und überließ ihr den ehrlichen Lador.

Betty, sprach sie, nachdem Dawes zurückgekehrt war, ich gebe dir deinen Vater für immer wieder. Er darf zu seinem Gebieter nicht mehr zurückkehren, sondern bleibt nun bei seiner Tochter.

Betty fiel vor Freuden ihrer Gebieterinn zu Füßen, und dankte ihr mit Thränen. Fanny hob sie auf, und sprach: Sage mir nun aufrichtig, Betty, was fehlt noch zu deinem Glücke?

Nichts! nichts weiter als meine Mutter! rief Schandi.

Ich liebe deine Anhänglichkeit an die Mutter, versetzte Fanny, und ob ich dich gleich

gern bei mir behielte, so wird es mir doch auch Freude machen, wenn ich dich wieder zu deiner Mutter bringen kann.

Als Betty dies hörte, pochte ihr Herz vor Dank und Freude. Gütige Gebieterinn! rief sie, komm ich wieder zur Mutter, so ist auf Erden niemand glücklicher als ich!

Vielleicht ist es mir möglich, dich so glücklich zu machen, versetzte die edle Engländerinn. Ich will darüber nachdenken.

Da Fanny in dieser Sache nicht für sich allein handeln konnte, so schrieb sie an ihren Vater, und fragte bei ihm nach, ob es ihr erlaubt sey, Betty und Lador frei zu lassen, deren Geschichte sie ihm erzählte. Ehe des Vaters Antwort eintraf, durfte nichts vorgenommen werden. Mit Verlangen sah Fanny derselben entgegen.

VIII.

Lador und Betty.

Fortsetzung.

Der mit Sehnsucht erwartete Brief des Vaters traf ein, und enthielt, zu Fannys Freude, auch folgende Stelle: „Die Schilderung, die du von Betty und Lador machst, ist für Beide sehr vortheilhaft, und dein Wunsch, sie frei zu geben und nach Afrika zurückzuschicken, der Wunsch eines menschenfreundlichen Herzens. Ich willige um so lieber darein, je mehr es mir am Herzen liegt, deinen menschenfreundlichen Sinn zu nähren und zu erhalten. Das Beste der zwei

claven überlasse ich ganz deiner Sorge. Beschließe über sie, was dir Verstand und Herz anrathen.“

Fanny fühlte sich bei dem Gedanken, daß sie im Stande sey, drei gute Menschen, Lador, Betty und Andala, glücklich zu machen, sehr heiter, und rief die zwei ersten zu sich, um ihnen den frohen Inhalt des Briefes mitzutheilen.

Lador und Betty frohlockten und dankten. Vanilla vergoß Thränen, und bemerkte, daß sie ihr Vaterland wohl nie wieder sehen würde.

Also auch du wolltest mich verlassen? fragte Fanny. Gefällt es dir bei mir nicht?

Ach, Gebieterinn, sprach Vanilla, sehr, sehr wohl gefällt es mir hier. Nirgends wird es mir besser gehen. Wären nur meine Aeltern nicht von mir getrennt.

Hast du Lust, nach Afrika zurückzukehren? fragte Fanny.

Vanilla wurde durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt. Sie schwieg einige Augenblicke. Ach, rief sie dann, was hälfe mir Afrika, ich fände meine Aeltern doch nicht wieder. Und wo lebt noch ein Mensch, der es so gut mit mir meinte, als meine Gebieterinn? Ich bleibe hier!

Fanny reichte der guten Afrikanerinn freundlich die Hand. Es freut mich, sagte sie, daß es dir bei mir gefällt. Es soll dir bei uns immer wohlgehen.

Sir Henry Morres, Fannys Vater, war ein edler Mann, unähnlich den meisten Plantagebesitzern in Amerika und andern Ländern, die durch Härte und gefühllose Grausamkeit ihren Sclaven das Leben verbittern und unerträglich machen. Fanny war sein einziges Kind, seine Freude, sein Stolz. Gern wäre der Vater ihr immer zur Seite gewesen, um sich theils an ihrem Verstande

und ihrer Herzensgüte zu ergötzen, theils um zu ihrer völligen Ausbildung das Seinige beizutragen; allein seine Plantagen machten ihm durchaus öftere Reisen nöthig. Zwar hatte er auf jeder derselben einen Verwalter, aber er glaubte als ein weiser Mann, daß es doch besser sey, wenn er selbst von Zeit zu Zeit seine Anpflanzungen besuchte, selbst alles durchschaute, ordnete und verbesserte. Die Sclaven freuten sich jedesmahl auf seinen Besuch; denn nie kam er, ohne ihnen Erleichterung ihres Zustandes und Erheiterung ihres Lebens zu bringen.

Sein letzter Brief meldete der Tochter, daß er sich sehne, sie einmahl wieder zu sehen, daß er aber diese Freude schwerlich vor einem halben Jahre genießen werde, indem er es für nothwendig erachte, von neuem alle seine Plantagen zu besuchen, und bei mehrern derselben bedeutende neue Einrichtun-

gen zu treffen, wozu einige Monate Zeit erforderlich wären.

Die gute Tochter wäre durch diese Nachricht leicht betrübt worden, hätten sie nicht andere Stellen des Briefes erheitert. Die Sorge für Lador und Betty, der Vorsatz, Vanilla in der christlichen Religion zu unterrichten, und die Unterhaltungen mit dieser lieben Negerinn ließen sie mit Recht erwarten, daß ihr die Zeit schnell und angenehm vergehen, und ein halbes Jahr unbemerkt dahin schwinden werde.

Fanny fing ihren Religionsunterricht sogleich an. Lador, Jada, Vanilla und Betty nahmen Theil daran. Vanilla hing mit ganzer Seele an dem Unterrichte, und jedes Wort, das Fanny sprach, prägte sich tief in ihr Herz ein.

Der gute Mensch schließt sich so gern an edle Menschen an, und fühlt sich von dieser

nichtigen Erde zu einer höhern Welt erhoben, wenn ihn die Thaten eines ausgezeichneten, großen Mannes begeistern. Auch Vanilla hing bald mit Liebe an dem Stifter der christlichen Religion. Seine weisen Lehren, sein sanfter, liebreicher Sinn, sein seltener Eifer für Menschenwohl, und die hohe Aufopferung für dasselbe, seine Leiden und sein Tod für Wahrheit und Tugend rissen sie zur Hochachtung, Bewunderung und Verehrung hin.

O wie freute sich Fanny, als sie dies alles bei Vanilla bemerkte! Sie wurde ihr dadurch um vieles theurer, sie wurde ihr über alles lieb. Denn Fanny gehörte in die Reihe jener edlen weiblichen Wesen, die bei allen Ansprüchen auf irdischen Lebensgenuß, und bei der ausgezeichnetsten Aufklärung des Geistes, sich doch gerne aus dem Gewühle sinnlicher Freuden zurückzie-

hen, ſich an die ſtillen, reinern Freuden eines beſſern, höheren Seyns halten, und es nicht ſowohl wiſſen, als fühlen, daß ein unſichtbares Etwas in der Welt und unter den Menſchen walte, und nur Eins — etwas unnennbar Heiliges, dem edlen Herzen genügen könne. Tauſendmahl hatte Fanny es ſich geſtanden: daß das Leben, ohne die Ahndung, ohne das ſtärkende Gefühl dieſes Heiligen des Lebens kaum werth ſey, und ſo war nach und nach ihre Bruſt zum Tempel dieſes Heiligen geworden, der freundliche Glaube an einen Gott, und die ſüße Hoffnung der Unſterblichkeit hatten ſich in ihr Gedankenſyſtem und in das feine Gewebe ihrer Gefühle aufs innigſte verſchlungen, und ſeitdem war ihr ein neues Leben aufgegangen, ein Leben, das nur der begreift, der mit Liebe und Hingebung an Gott hängt.

Wohl thun mußte es der edlen Glaubigen, in einem Wesen, dem sie herzlich gut war, in Vanilla, den religiösen Glauben in solcher Macht aufwachen zu sehen. Von nun an war die glaubende Negerinn an Fannys Herz gebunden, ihr Wohl mit dem Wohle der Gebieterinn Eins, und nicht leicht hätte diese sich in eine Trennung von Vanilla finden können.

Mehrere Monate vergingen. Lador, Jada, Betty und Vanilla waren oft beisammen, und segneten die Güte und Liebe, mit der sie von ihrer Gebieterinn behandelt wurden.

Eines Tages erhielt Fanny einen Brief. Er war von dem Capitaine, der Vanilla nach Amerika gebracht hatte. Mit väterlicher Sorgfalt erkundigte er sich um das Befinden derselben, und versprach, vor seiner Abreise nach Afrika, die in wenigen Wo-

chen vor sich gehen sollte, noch einmal der Lady seine Aufwartung zu machen, und bei dieser Gelegenheit selbst zu sehen, wie es seiner lieben Vanilla geht.

Die gute Fanny las die Nachricht von der bevorstehenden Reise des Capitains mit Wehmuth und Vergnügen. Sie war entschlossen, Betty und Lador mit dieser Gelegenheit nach dem Vaterlande zurückzuschicken; aber der Gedanke, sich von diesen braven Menschen zu trennen, hatte zugleich viel Unangenehmes für sie.

In einiger Zeit erschien der Capitain mit seinem Sohne Robert, einem wackern jungen Manne. Er hatte eine große Freude, als er seine Vanilla wieder sah, und diese wußte sich vor Entzücken nicht zu fassen. Sie küßte ihm die Hände, umschlang seine Kniee, und wiederholte oft den Ausruf: O mein Wohlthäter! mein Vater!

Robert ſah mit Vergnügen dieſes herzliche Benehmen Vanilla's gegen ſeinen Vater. Das unſchuldvolle, angenehme, liebenswürdige Weſen des Mädchens gefiel ihm und brachte ihn zu dem Ausruf: Reine Natur, wer kann dir widerſtehen, wenn du dich in deinem Glanze zeigſt! Himmliſche Unſchuld des Herzens, wer kann ungerührt bleiben, wenn du dich vor ihm entfalteſt!

Ich habe eine Bitte zu Ihnen, lieber Capitain! ſprach Fanny.

Und ich eine zu Ihnen, gütige Lady! verſetzte der wackre Seefahrer.

Fanny erzählte ihm nun Roberts und Betsys Geſchichte, und theilte ihm den Wunſch mit, daß er Beide mit nach Afrika nehmen, und ſie auf einem ſichern Wege nach der Gegend bringen laſſen möchte, in der ſie zu Hauſe wären.

Der Capitain machte keine Schwierigkeiten, und verbürgte mit seinem Ehrenwort, daß Lador und Betty, wenn auf der Reise nur Alles glücklich ginge, ihre Heimath und Andala wiedersehen sollten.

Fanny war darüber sehr erfreut. Lassen Sie nun Ihre Wünsche hören, lieber Capitain! sprach sie, und dieser theilte ihr nun mit, daß er Bedenken trage, seinen Sohn Robert nach Afrika mitzunehmen, daß er vielmehr wünsche, ihn bei einer Plantage angestellt zu sehen, und sie daher bitte, zur Erfüllung seines Wunsches das Ihrige beizutragen.

Sie kommen eben zur glücklichen Stunde, lieber Capitain! versetzte Fanny. Es gehet uns auf der hiesigen Anpflanzung gerade ein Mann ab, der dem Verwalter bei seinen weitläuftigen Arbeiten behülflich sey, und, wenn es die Umstände nöthig machen,

seine Stelle vertrete. Ist Ihr Sohn, wovon ich nicht zweifle, nur zur Hälfte so brav wie sein Vater, so ist er mir für diese Stelle willkommen.

Für seine Brauheit bürge ich, sprach der Capitain, und an Geschicklichkeit fehlt es ihm auch nicht. Was ihm daran noch mangelt, wird er sich unter einer so guten Leitung, als er sie hier haben kann, leicht erwerben.

Robert erhielt die gedachte Stelle, und trat schon den folgenden Tag seine Geschäfte an. Lador und Betty wurden vor die Lady gerufen. Sie erklärte ihnen, daß sie von diesem Tage an ganz frey wären, und sich reisefertig machen möchten.

Freude und Schmerz wechselten in Beider Brust; angenehm war ihnen der Gedanke, daß sie Andala wiedersehen, schmerzlich der,

daß sie sich von Fanny, von Jada und Vanilla trennen sollten.

Der Tag der Abreise war da. Lader und Betty warfen sich zu den Füßen ihrer Gebieterinn nieder, und weinten ihr den herzlichsten, aufrichtigsten Dank. Schluchzend standen Jada und Vanilla in der Nähe. Auch von Fannys Wangen rollten Thränen. Ach, auf welcher Zone du immer seyn magst, sobald du gut und edel bist, so werden sich die, die dich kennen und schätzen lernten, nur mit Wehmuth von dir trennen. Lader und Betty schieden mit Schmerzen, begleitet von den Segenswünschen ihrer Gebieterinn, des braven Jada und der sanften Vanilla.

IX.

Das Fest der Genesung.

Beschluß.

Fanny sah nun mit vieler Sehnsucht der Ankunft ihres Vaters entgegen. Allein es verging ein Monat nach dem andern, ohne daß er eintraf. Die gefühlvolle Tochter war da besorgt.

Endlich kam statt des geliebten Vaters ein Brief von ihm an. Fanny erbrach ihn hastig; zitternd las sie ihn; und Thränen stürzten aus ihrem Auge, als sie ihn gelesen hatte. Der Brief enthielt Folgendes:

„Du wirst dich wundern, liebe Tochter! daß statt deines Vaters eine Zuschrift von

ihm eintrifft. Auch wirst du bestürzt seyn, wenn du die Ursache davon erfährst. Doch ich kenne zu sehr dein gutes Herz und deine Ergebung in den Willen der Gottheit, als daß ich nicht mit Grund von dir erwarten sollte, du werdest dich zu fassen und zu beruhigen wissen."

„Ich befinde mich jetzt auf der Plantage zu N..y. Schon seit drei Monaten fühlte ich in meinem Körper eine Unordnung. Jetzt liege ich krank darnieder, und, wie es scheint, gehe ich meinem Ende mit schnellen Schritten entgegen. Meiner Schrift wirst du es ansehen, daß ich diese Zeilen mit zitternder Hand geschrieben habe."

„Die Plantagen habe ich alle besucht, und auf mehreren derselben manche neue Einrichtungen getroffen. Gerührt hat mich überall das dankbare Benehmen und die sichtbare Anhänglichkeit der Sclaven. Wie einen

Vater umringten sie mich, und vergossen Thränen, wenn ich sie verließ. Dies ist mir ein Beweis, daß meine Behandlung derselben gelinde und billig war. Ich kann es dir nicht sagen, liebe Tochter, wie tröstend dieser Gedanke in meinen letzten Lebenstagen für mich ist. In den Stunden, wo alle Herrlichkeiten der Erde schwinden, und nur der Gedanke an Tod und Verwesung unsre Seele beschäftigt, ist nichts, das uns trösten, aufheitern, erheben könnte, als das Bewußtseyn, auf dem Platze, auf welchem wir standen, nach Möglichkeit Gutes verbreitet zu haben."

„Gestern habe ich mein Testament gemacht. Du wirst darin meine letzte Willensmeynung vernehmen. Ich sehne mich, dich, liebe Fanny, vor meinem Tode noch einmahl zu sehen. Eile zu deinem scheidenden Vater. Triffst du ihn nicht mehr am Le-

ben an, so besuche seine Ruhestätte, und denke dabei, daß sie die irdische Hülle eines Mannes umfaßt, der in deiner Liebe seine Freude, in deiner Tugend seinen Stolz und sein Glück fand, und dem dein Wohl mehr am Herzen lag als sein eigenes."

„Dieses denke dir, liebe, gute Tochter, an meinem Grabeshügel, und belebe durch solche Gedanken dein gefühlvolles Herz zu neuen guten Entschlüssen. Du wirst, als Erbinn dessen, was ich zurücklasse, in den Augen der Welt für reich gelten. Doch du kennst die Nichtigkeit dieser Erdengüter, und wirst ihren Werth nicht zu hoch anschlagen; noch weniger wirst du dich durch sie verleiten lassen, der stillen, eingezogenen Lebensart untreu zu werden, die du bisher geführt hast. Glaube deinem Vater, der in seinen jüngern Jahren in dem Geräusche der großen Welt sein Glück suchte, und dafür mit Her-

genleerheit, Mißmuth und Lebensüberdruß bestraft wurde, glaube seiner Versicherung: daß nur im engen Kreise vertrauter Seelen wahre Freundschaft und wahrer Lebensgenuß möglich sey. Je ausgedehnter unsre Verbindungen sind, desto gehaltloser, desto lockerer werden sie. Der Weise ziehet den engsten Kreis um sich."

„Der gute Mensch hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als seine besseren Gefühle zu bewahren; aber wo werden sie leichter erstickt, als in dem Gewirre der großen, vornehmen Welt, das nur Leidenschaften weckt, das Herz in einen Taumel werthloser Bestrebungen hinreißt, und uns das Höchste raubt — uns selbst. Nirgends wird der edlere Mensch weniger verstanden, und nirgends versteht er sich selbst weniger, als in

dieser großen, vornehmen Welt. Er sieht sich entweder in derselben verlassen, und empfindet dies nicht ohne Schmerz, oder er gibt sich, um Theilnahme zu erregen, dem Tone, den Lockungen derselben hin, und opfert einem Trugbilde einen wahren Besitz, opfert der leichtfertigen, ausgearteten Sitte sein Bestes — sein Herz und das Gefühl fürs Bessere, Edlere."

„Drum, meine Fanny, bleibe dem stillen, eingezogenen Leben treu; trau dir selbst, deinem Herzen, deiner Tugend! In dir, in der Liebe der wenigen Edlen, die du mit Vertrauen umfassest, in den Schriften weiser Männer, und in den Wundern der Natur suche die reinere Freude, und genieße sie mit Dank gegen den unsichtbaren Geber alles Guten."

„Es wäre überflüßig, dich, liebe Tochter, aufzufordern, nach meinem Tode stets das

für zu ſorgen, daß die in den Plantagen arbeitenden Schwarzen immer mit Schonung und Billigkeit behandelt werden, daß man ihnen nie mehr Arbeit auflege, als ihre Kräfte ertragen, und ihr ohnehin mühſeliges Leben durch Unfreundlichkeit und liebloſe Härte noch mehr erſchwere. So lange du dein gutes Herz bewahrſt — und du wirſt dies bis an dein Ende — ſo lange wird ſich kein Sclave über Druck und Unrecht beklagen dürfen.“

„Kommt dein Bräutigam aus England hier an, ſo melde ihm, daß ich ihn in meiner letzten Lebensſtunde noch geſegnet habe, und lieſ ihm dieſen Brief vor. Er iſt ein rechtſchaffener Mann und hat — was mir ihn ſo achtungswerth macht — Charakter. Schaffe ihm das Glück des Lebens, das er verdient. Seyd Beide in Eurer Liebe und Treue glücklich.“

Mit unnennbarem Schmerze hatte Fanny diesen Brief gelesen. Ach, der, an dem sie mit ganzer Liebe hing, der edelste Mann, den sie auf Erden kannte, der beste, zärtlichste Vater sollte ihr entrissen werden. Dieser Gedanke hatte viel Schreckliches für sie. Doch ihr Herz wurde bald durch religiöse Gefühle, die in ihrer Kraft erwachten, besänftigt, und eine fromme Wehmuth, verbunden mit stiller Ergebung, trat an die Stelle des heftigen Schmerzes.

Noch an demselben Tage trat Fanny die Reise zu ihrem Vater an, begleitet von Vanilla, ihrem Bruder Jack und dem alten, treuen Dawes, einem gebornen Neger. Sie erreichten die Plantage zu N..y, wo Sir Henry Norres krank darnieder lag.

Mit bangem, pochendem Herzen näherte sich Fanny der Wohnung. Sie befürchtete,

Todesnachrichten zu hören. Aber der Himmel hatte ihr Freuden bestimmt.

Sir Henry Morres lebte nicht nur noch, sondern befand sich auch auf dem Wege der Besserung. Seine Krankheit hatte auf einmal, ganz gegen die Hoffnung des Arztes, eine erwünschtere Wendung genommen, die gefährlichste Krise war überstanden, Sir Henry Morres fühlte sich neu gestärkt, und war nahe daran, das Bett verlassen zu dürfen.

Die Tochter trat in das Krankenzimmer. Welche Wonne für sie, als sie den geliebten Vater, zwar blaß, aber heiter, erblickte! Der Vater empfing sie mit Freude und Zärtlichkeit. Die umstehenden Schwarzen wurden zu Thränen gerührt.

Die Erscheinung Fanny's wirkte vortheilhaft auf die Wiedergenesung des Vaters. Meine liebe Tochter, sprach dieser den Tag

nach ihrer Ankunft, ich war den Pforten des Todes sehr nahe, und zweifelte, dich auf dieser Welt noch einmahl zu sehen. Gerne hätte ich die besten, treusten Sclaven von unsern Plantagen vor meinem Tode noch um mich versammelt, um ihnen Gehorsam und Treue gegen dich anzuempfehlen; ich habe deßhalb nach allen Pflanzungen den Befehl geschickt, daß von jeder ein Paar der treusten Schwarzen hier erscheine, und meinen letzten Willen vernehme. Von der Plantage zu S. habe ich einen Neger und eine Negerinn hieher berufen, die vor kurzem erst getauft worden sind und die Namen Richard und Molly erhalten haben. Ich war Taufzeuge. Dies wackre Menschenpaar hat mich ungemein für sich eingenommen, und ich könnte dich lange über die guten Eigenschaften unterhalten, die ich an demselben während meines Aufenthalts zu

B. bemerkt habe. — Nun da ich wieder halb gesund bin, ist die Erscheinung jener Sclaven nicht mehr nöthig, und es müssen daher noch heute Eilboten nach den Plantagen ausgeschickt werden, die ihnen den Befehl bringen, ihre Reise hieher nicht anzutreten. Ordne du alles an, liebe Tochter! ich überlasse das Geschäft ganz dir.

Fanny versprach, die Sache aufs beste zu besorgen. Schon wollte sie die Eilboten absenden, als ihr ein Gedanke durch die Seele ging, der ihr viel Vergnügen machte. „Mein Vater hat alles mir überlassen, dachte sie, ich will die Sache so ordnen, daß er mir dafür danken wird. Sie schickte die Eilboten deßhalb — nicht ab; sie ließ vielmehr alles so, wie es stand.

Nach einiger Zeit befand sich Fanny mit Vanilla auf den Zuckerfeldern. Sie erblickte einen Reisewagen, der sich der Plantage

näherte. Neugierig, was es für ein Besuch sey, eilte sie nach dem Wohngebäude. Die Kutsche hielt still, und es stieg ein junger Engländer heraus. Wie groß war Fannys Freude, als sie in ihm Sir Burnes, ihren Bräutigam, erkannte. Sie empfing ihn mit Liebe und Herzlichkeit.

Sir Burnes wollte in das Zimmer des Schwiegervaters eilen; Fanny ließ es nicht zu. Ich trage mich, sprach sie, mit einem kleinen Plänchen, dessen Ausführung meinem Vater Freude machen soll. Sie sollen mir dabei behülflich seyn. Meinem Plane zu Folge, dürfen Sie meinen guten Vater erst in einigen Tagen sehen. Er ist bald ganz hergestellt, und vielleicht kann er schon übermorgen zum erstenmale wieder die freye Luft genießen. Dieser Tag soll ein froher Tag für ihn und seine Kinder seyn — wir wollen an demselben das Fest seiner Gene-

sung feyern, und dem Aesculap einen Hahn opfern. *)

Der Bräutigam machte Einwendungen, und wollte den Schwiegervater eher sprechen; aber Fanny gab nicht nach, bis er endlich in ihren Wunsch einwilligte. Er mußte es sich gefallen lassen, in einem Nebengebäude Quartier zu nehmen, seine Anwesenheit zu verheimlichen, und sich gleichsam wie einen Gefangenen behandelt zu sehen.

Endlich erschien der Tag, an welchem der Arzt es erlaubte, daß der Wiedergenesene freye Luft schöpfe.

Der Tag war sehr heiter und freundlich. Neben den Wohngebäuden lag nach Süden

*) Aesculap wird für den ersten unter den Griechen gehalten, der mit glücklichem Erfolge die Heilkunst übte. Nach seinem Tode erwiesen ihm die Griechen göttliche Ehre, und opferten ihm einen Hahn, wenn jemand gesund worden war.

zu ein schöner großer Garten, voll der herrlichsten Amerikanischen Bäume, Blumen und anderer Gewächse. In diesen Garten führte Fanny den geliebten Vater. O meine Tochter, sprach er, als er sich wieder unter freyem Himmel befand, lange habe ich dieses Anblicks entbehrt! Wie wohl thut es mir, daß ich das blaue Firmament wieder sehe, wieder die gesunde, reine Luft einathme, wieder die schöne, blühende Welt erblicke!

Bei diesen Worten trat die Tochter mit ihm in den Garten. Der Wiedergenesene sah vor sich hin, und erblickte in mäßiger Entfernung einen schönen, hohen Altar mit Kräutern geschmückt, und mit der Aufschrift versehen:

Dem Aesculap.

Dem Vater machte dieser Anblick Freude. Fanny führte ihn dem Altare näher. Es

ſtieg eine Rauchſäule empor; Muſik erſcholl, und mit ihr folgender Geſang:

Wir opfern hier am Hochaltare
Mit unſers Herzens wärmſten Dank;
Entriſſen iſt er den Gefahren!
Er lebe froh, er lebe lang!

Jetzt traten die Sänger hinter dem Altare hervor. Welche Ueberraſchung für den Geneſenen! Es waren diejenigen Sclaven, die er vor ſeinem Tode noch zu ſprechen gewünſcht hatte. Knieend vor ihm, boten ſie ihm, in zierlichen Körben, Blumen und Früchte an, und blickten nach ihrem Gebieter mit einer Liebe und Dankbarkeit, die ihn tief rührte.

Er ſah die Tochter an, gleich als wollte er ihr einen ſanften Verweis geben. Lieber Vater, ſprach ſie mit liebenswürdiger

Freundlichkeit, Sie haben mir ja alles überlaſſen. Ungehorſam bin ich nicht geweſen, daß ich die Eilboten nach den Plantagen zu ſchicken unterließ. Ich wollte Ihnen die Freude machen. —

Schon gut, liebe, freundliche Fanny! ſprach der gerührte Vater, zog die Tochter an ſein Herz, und dankte ihr für ihre Liebe. Ich habe dir, ſprach er, von einem Neger und einer Negerinn von der Plantage zu Z. erzählt. Hier ſind beide. Mache dich genauer mit Richard und Molly bekannt, und du wirſt dich, ſo wie ich, über ihr gutmüthiges, einnehmendes Weſen freuen.

Fanny trat zu Richard und Molly und unterhielt ſich einige Minuten lang mit ihnen. Dann führte ſie den Vater weiter auf einen entlegenen, einſamen Platz des Gartens. In einer kleinen, ſchönen Grotte erhob ſich ein Altar mit der Aufſchrift:

Dem Gott der Liebe.
Für die Genesung des Vaters.

An dieſem Altare blieb Fanny mit dem Vater ſtehen. Ihr Herz war bewegt. Thränen drängten ſich in ihr Auge. Lieber, guter Vater! ſtammelte ſie, Gott, der in das Innere ſieht, weiß, wie froh, wie glücklich ich mich fühle, daß Sie mir wieder gegeben ſind.

Der Vater, der bei Männern die Thränen eben nicht liebte, konnte jetzt dem Andrange derſelben doch nicht widerſtehen. Meine geliebte Tochter, ſprach er in gebrochenem Tone, Gott lohne deine Liebe zu mir, und erhalte dein Herz bis an dein Ende ſo dankbar und gut.

Jetzt trat aus einer nahen Laube Sir Burnes, Fannys Bräutigam, hervor. Der Geneſene war freudig beſtürzt bei ſeinem

Anblicke. Der Schwiegersohn fiel ihm an die Brust. Fanny ergriff des Bräutigams Hand und sprach: Lieber, guter Vater! wir bitten an dem heutigen, uns so wichtigen Tage um Ihren Segen!

Kinder! erwiederte jener, ihr macht, daß ich das Leben, welches mir Gott von neuem geschenkt hat, vielleicht zu sehr lieben werde. Er, von dem aller Segen kommt, segne euch! Wandelt auf seinen Wegen, und seyd in einander und durch einander glücklich! Heute noch ist Hochzeit. —

Jetzt kamen auch Jada und Vanilla herbei, und bezeigten ihre Freude über die Genesung ihres Gebieters.

Vater und Kinder, Jada und Vanilla begaben sich nun nach jener Gegend, wo der erste Altar, dem Aeskulap gewidmet, stand. Hier befanden sich noch die Sclaven von den verschiedenen Plantagen. Sie er-

warteten in ehrfurchtsvoller Stellung ihrem Gebieter.

Vanilla wurde betroffen, als sie die Reihe dieser Sclaven überblickte. Jada, sagte sie zu ihrem Bruder, sieh' hin, und sage mir, was du erblickst?

Jada that einen Schrei. Mutter! Vater! rief er, und stürzte mit Vanilla an Richards und Mollys Herz.

Freudig staunte Fanny und mit ihr der Vater. Der Auftritt blieb nicht lange ein Räthsel. Richard und Molly waren Vanilla's Aeltern, Limar und Kaska. Als Gefangene waren sie an der Küste von Guinea verkauft und nach Amerika gebracht worden, wo sie in Sir Henry Morres Dienste kamen.

Unbeschreiblich groß war die Freude der Aeltern und Kinder über ihr unverhofftes Zusammentreffen. Sir Henry Morres erklärte sie noch an demselben Tage für frei, und

gab ihnen eine eigene Wirthſchaft. Robert, der brave Sohn des edlen Capitains, heurathete Vanilla. Ihnen und ihren Aeltern ging es wohl. Nach einigen Jahren erfuhr man, daß Lador und Schandi ihre Mutter Andala gefunden hätten. Auf der Familie des edlen Henry Morres ruhte der Segen Gottes. Die redlichen Menſchen ſuchten den Himmel in ihrer Bruſt, und fanden ihn.

X.

Die Blume des Herzens.

An Doris.

Du preiſſeſt das Vergißmeinnicht,
Auch iſt das Blümchen ſchön,
Daß es der Freund für Freunde bricht
Mag ich traun gerne ſehn;
Doch dieſe Blume iſt es nicht,
Die mächtig mir an's Herze ſpricht.

Dem blauen Veilchen biſt du hold,
Der ſtillen Tugend Bild;
Auch mir gilt mehr als alles Gold
Ein Weſen ſtill und mild;

Doch dieſes Blümchen iſt es nicht,
Das mächtig mir an's Herze ſpricht.

Der zarten Lilie Schmuck und Pracht
Reißt dich zum Lobe hin;
Gern denk' ich, wenn ihr Weiß mir lacht,
An reinen, keuſchen Sinn;
Doch auch die Lilie iſt es nicht,
Die mächtig mir an's Herze ſpricht.

Willſt meines Herzens Blume ſehn,
Komm', Doris, ſieh' ſie an;
Sie iſt ſo heiter, iſt ſo ſchön,
Ziert meines Lebens Bahn:
Die Roſe — wen erfreut ſie nicht! —
Iſts, die mir ſanft an's Herze ſpricht.

XI.

In Fanny's Stammbuch.

Rein ſey immer dein Herz, es gleiche dem Weiße der Lilie,
Nie beflecke die Bruſt, Fanny, ein ſträflicher Trieb.
Gleich dem lieblichen Veilchen, geſucht vom Auge des Wandrers,
Sey beſcheiden und ſtill; — weibliche Demuth gefällt.
Nicht im Geräuſche der Welt, im ſtillen häuslichen Wirken
Und im engeren Kreiſ' ſuche und finde dein Glück.

Harmlos wandle durch's Leben, beglückt
durch edlere Liebe,
Und der Dankbarkeit Kranz ziere einst,
Fanny, dein Grab.

XII.

An eine Freundin.

Zum Neujahre.

Der Gattin, die durch Lieb' und Treu
Den beſten Mann beglücket,
Und ihn — als wär' der Bund noch neu —
Durch Zärtlichkeit entzücket;

Der holden Mutter, deren Herz
Stets bei den Kindern weilet,
Und ihre Freuden, ihren Schmerz
Mit zarter Liebe theilet;

Der Tochter, die das Aeltern-Paar,
Das edle, ehrt und liebet,
Und dankbar, wie ſie immer war,
Die Kindespflichten übet;

Der Freundin, die durch Freundlichkeit,
Von Sittsamkeit geleitet,
Nur Wohlbefinden, Heiterkeit
Stets um sich her verbreitet:

Ihr heute meinen wärmsten Dank
Und meinen Wunsch: Sie blühe lang!

XIII.

Emilie.

Emilie ſtand im vierten Jahre, als ihr Vater ſtarb; aber ihr blieb eine treffliche Mutter. Thereſe — ſo hieß dieſe — verband mit einer nicht gemeinen Geiſtesbildung viel weibliche Würde und das beſte Herz. Sie lebte in einer anſehnlichen Stadt, und fand ihr größtes Vergnügen in der Erziehung ihrer Tochter.

Thereſe war den mehreſten Müttern unſerer Zeit unähnlich, die aus mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe ihre Kinder liebloß behandeln, ſie durch Verzärtelung verderben, und dadurch oft ihr Unglück gründen.

Nicht so Thereſe. Sie behandelte die Tochter mit mütterlichem Ernſte, den viele mit dem Namen Strenge belegten. Es fehlte ihr nicht an einem guten Auskommen; deſſen ungeachtet war ſie immerfort thätig, und hielt auch Emilien ſtreng zur Geſchäftigkeit an. Dieſe mußte ſchon in ihren jüngern Jahren durch ihrer Hände Arbeit ſich ihren Unterhalt mit erwerben helfen. Manche tadelten dies, und behaupteten, Thereſe thäte das alles aus übertriebener Sparſamkeit. Solche Mißdeutungen ihrer Handlungsweiſe blieben ihr nicht unbekannt. Sie ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, und bewies durch ihre Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, wie ungegründet der Vorwurf von Geiz ſey, welchen man ihr machte. Nicht, um Capitalien zu ſammeln, ſprach ſie, arbeite ich und meine Tochter, ſondern darum, weil ich Thätigkeit für die Beſtim-

mung des Menſchen und für das beſte Mittel halte, manche Verirrungen des Verſtandes und Herzens unmöglich zu machen.

Meine liebe Emilie, ſagte Thereſe oft zu ihrer Tochter, laß dir vor allem andern ſtillen, häuslichen Sinn empfohlen ſeyn. Du ſiehſt viele deiner Mitſchweſtern Theil an öffentlichen Luſtbarkeiten nehmen, auf Bällen und in Geſellſchaften herumſchwärmen. Vielleicht fühlſt du dich dann und wann zu ſolchen Lebensgenüſſen auch hingezogen, und beneideſt das Glück jener Mädchen. Aber glaube es deiner Mutter, in jenem Herumſchwärmen liegt keine wahre Freude, ſondern vielmehr manche Veranlaſſung zu ſtillem Unmuth und Kummer, und — was noch mehr heißt — zu ſo mancher Abweichung vom Wege des Guten. O darum werde nur du, liebe Emilie, keine Freundin davon!

Emilie versicherte dann immer der Mutter, daß sie an den Lustbarkeiten, bei welchen sich andre Mädchen so gerne herumtrieben, keinen Geschmack fände, und daß es ihr zu Hause an der Seite der Mutter, bei ihren Arbeiten, bei einem nützlichen Buche und im Kreise ihrer wenigen Freundinnen am besten gefalle.

Viele in der Stadt machten der verständigen Mutter Vorwürfe, daß sie ihre Tochter zu Hause gleichsam einsperre, und ihre Jugend, die doch die Zeit des Genusses wäre, dadurch verleren mache. Ach, erwiederte Thereſe, als es noch Sitte war, das Mädchen an das älterliche Haus zu fesseln, als die Frauen es noch für einen Verstoß gegen die weibliche Sittsamkeit hielten, an öffentlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen, als es noch keine Lotterien, Gesellschafts-Clubbs, Redoutensäle und einseitige Vortheile

biger der weiblichen Rechte gab, damals war es noch gute Zeiten; da blühte noch häusliches und eheliches Glück, da ging alles in der Ordnung, welche von der Natur selbst festgesetzt war. Jetzt sind die Rechte des Weibes erkämpft, aber in dem hitzigen, nur besonnenen Kampfe fiel auch das schönste, höchste Glück des Lebens — das häusliche.

Von so einer Mutter wurde Emilie erzogen. Sie gedieh zu einer verständigen, trefflichen Jungfrau. Ein reicher Kaufmann aus einer etwas entfernten großen Stadt, Clarenhof mit Namen, wurde ihr Gatte. Er zeichnete sich durch Männlichkeit des Charakters, strenge Redlichkeit und Liebe für das einfache, häusliche Leben aus.

Getrennt von der Mutter, erinnerte sich Emilie oft an die weisen Lehren derselben. Doch die Lockungen der großen Stadt blieben

nicht ohne Einfluß auf sie. Ihre Bekanntschaften erweiterten sich bald, Clarenhof stand in großen Verbindungen, es kamen oft Einladungen zu Gastmählern und Festins, die nicht abgelehnt werden konnten; Emilie hielt es für nöthig, bisweilen auch große Tafel zu geben, das Benehmen ihrer Freundinnen — denn so nannten sich die Frauen, mit denen sie nach und nach bekannt wurde — war ungemein artig und verbindlich, Emilie wurde dadurch hingerissen, und es währte nicht lange, so fand sie an den Zerstreuungen und dem Treiben der großen Stadt viel Geschmack.

Mit banger Unruhe bemerkte dies Clarenhof. Er fing an für das Herz seiner Gattin besorgt zu werden. Doch bald verschwand diese Besorgniß.

Emilie war in eine glänzende Theegesellschaft eingeladen. Sie erschien etwas spät; die übrigen Damen waren bereits versammelt.

Es mußte ſich treffen, daß die Thüre des Zimmers, in welchem ſie ſich befanden, etwas offen ſtand. Sie hörte ein Gelächter, ſie hörte ihren Namen nennen, ſie vernahm einige ſpöttiſche Bemerkungen über das Gaſtmahl, das ſie vor kurzem gegeben hatte. Verlegen trat Emilie in das Zimmer. Alle hießen ſie willkommen, umarmten ſie, ſagten ihr viel Schmeichelhaftes, überhäuften ſpäterhin ihren Geſchmack, den ſie beſonders bei Anordnung des letzten Gaſtmahls bewieſen habe, mit dem größten Lobe, und fingen nun an, von mancher abweſenden würdigen Frau mit Tadel und Spott zu ſprechen. Da erwachte Emiliens beſſerer Geiſt, und ihre vorige Anhänglichkeit gegen ihre ſogenannten Freundinnen ging jetzt in Gleichgültigkeit und Verachtung über. Als ſie nach Hauſe kam, fiel ſie ihrem Manne mit den Worten um den Hals: Clarenhof! die Zerſtreuungen der Stadt ſind

mir zum Ekel geworden! laß uns sie meiden, und still und häuslich leben. Sie erzählte ihm das Vorgefallene. Clarenhof drückte Emilien an seine Brust und sagte: So höre ich dich gerne sprechen. Von nun an erst blühte Beiden das eheliche Glück; denn sie lebten still und häuslich.

XIV.

Die traurige Ueberraschung.

In dem Dorfe Linsenau — es lag in einer etwas unfruchtbaren Gegend — lebte der Landmann Herzing in dürftigen Umständen. Kärglich war sein Verdienst, und kaum hinreichend, seine kleine Familie zu ernähren.

Margarethe, Herzings Frau, besaß gesunden Menschenverstand und ein richtiges, sittliches Gefühl. Oft wenn der Mann, gedrückt von Sorgen der Nahrung, den Muth zu leben verlor, sprach das brave Weib ihm tröstende Worte ans Herz, belebte seine Hoffnung einer bessern Zukunft, und schützte

ihn gegen Verzweiflung, in die er sonst leicht versunken wäre.

Der Mutter glichen Herzings Kinder, Sophie und Johann. Beide waren verständig und gut. In Elend und Noth wuchsen sie auf, aber stets war ihre jugendliche Seele zufrieden und heiter. Die Noth zwang sie, schon in den ersten Jahren ihres Lebens den Aeltern im Erwerben des Unterhaltes beizustehen. Sophie und Johann thaten Verzicht auf die Belustigungen der Jugend, und benutzten die Zeit, die sie des Tages, ausser den Schulstunden, welche sie nie versäumten, frei hatten, zur Arbeit. Eine Stunde blos war der Erholung und körperlichen Bewegung gewidmet. Wären Sophie und Johann nicht von starkem festen Körperbaue und von anhaltender Gesundheit gewesen: so würden sie leicht durch ihre anhaltenden, oft sehr beschwerlichen Arbeiten

aufgerieben worden seyn. Aber eine frische, kräftige Natur erhielt sie gesund.

Sanft und biegsam, wie ihre Mutter, war Sophie; herzensgut, wie Beide, Johann; aber mit der Güte seiner Gesinnung verband er auch raschen Muth und ein hohes Gefühl für das Große, Heldenmäßige. Wenn die Schwester sich mit dem Vater über eingetretene Noth grämte, erhob Johann sein Gemüth durch die Geschichten großer Helden und Ritter, die ihm sein Schulmeister zu erzählen wußte. Er bedauerte nichts so sehr, als daß die alten Ritterzeiten dahin wären, und er an den oft abenteuerlichen, gewagten Zügen der alten Helden nicht Theil nehmen könne.

Herzing besaß ein kleines Haus und einige Aecker. Darin bestand sein ganzes Vermögen. Oft war er nahe daran, sich durch unrechte Mittel in bessere Umstände zu

verſtehen, allein Margarethe, die das Unrecht haßte, brachte ihn immer auf andere Gedanken. Ihre Vorſtellungen fanden bei ihm leichten Eingang, denn ſein Herz war empfänglich für das Gute, nur bisweilen zu ſchwach gegen die Lockungen der Sinnlichkeit und des äußerlichen Glückes.

Was wollteſt du wieder thun, lieber Mann? ſagte Margarethe oft, wenn ihr Mann ſich vergeſſen und von dem geraden Wege des Rechts abweichen wollte. Du haſt nicht alles genau überlegt, ſonſt könnteſt du dich nicht ſo leicht vergeſſen.

Aber es hilft uns auf die Beine! verſetzte Herzing bisweilen darauf.

O lieber Mann, ſprach dann gewöhnlich das brave Weib, laß uns lieber in Kummer als in Sünden leben, und Herzing unterließ das Unrecht.

Sophie wuchs zur blühenden Jungfrau, Johann zum raschen Jüngling empor. Das Wohl der Kinder lag dem Vater sehr am Herzen. Johann, sprach er zu dem Sohne, hätte ich mehr Aecker, du müßtest werden, was dein Vater ist — ein Bauer. Aber ich bin arm, meine Grundstücke bedeuten nicht viel, du könntest dich vom Anbau derselben nicht ernähren — drum wäre meine Meinung, du lerntest ein Handwerk.

Johann war damit wohl zufrieden, und trat bei einem geschickten Lehrmeister in die Lehre. Nach drei Jahren ging er auf die Wanderschaft. Als er sich von seinen Aeltern trennte, vergoß er viele Thränen. Der Vater schüttelte ihm die Hand und verließ ihn mit den Worten: Bleibe immer gesund, mein Sohn, sey sparsam, damit du etwas erübrigst, und kehre einmal glücklich wieder zu uns zurück. Die sanfte Mutter zog ihn

an ihr Herz, küßte ihn und sagte: Johann, mein lieber, guter Sohn! wer weiß, ob wir uns auf dieser Welt noch sehen! habe allezeit Gott vor Augen und im Herzen, und willige in nichts, was unrecht ist.

Schluchzend umarmte den Bruder Sophie; Johanns Herz war tief gerührt; weinend riß er sich aus den Armen derer los, die ihn liebten, und an denen er mit gleicher Liebe hing.

Nach einem halben Jahre traf von Johann ein Brief ein. Er befand sich vierzig Meilen von seinen Aeltern entfernt, und war mit seiner Lage zufrieden. Auch der Brief, der nach einem Jahre einlief, enthielt gute Nachrichten von seinem Befinden.

Von nun an aber kam kein Brief mehr an. Vater und Mutter konnten es sich nicht erklären, warum der Sohn nicht schreibe. Es verging ein Jahr nach dem andern, und

sie erfuhren nicht das Geringste von ihm. Oft erinnerten sie sich seiner mit Wehmuth. Er hat uns vergessen, sprach bisweilen der Vater, er ist undankbar. Wahrscheinlich gehet es ihm irgendwo gut, und er schämt sich nun seiner Aeltern. Ich glaubte, daß er einst unser Versorger werden sollte.

Lieber Mann, versetzte darauf gewöhnlich Margarethe, du thust dem Johann uns recht. Er hat ein gutes Herz; er kann auf uns unmöglich vergessen. Vielleicht hat er schon manchen Brief an uns geschrieben, den wir nicht bekommen haben. Da hat mir erst vorgestern noch der Hofadvokat in der Stadt gesagt, daß manchmal Briefe auf der Post verloren gehen. Ach — wenn Johann nur noch lebt! wenn er nur nicht irgendwo krank geworden und gestorben ist! Daver ist mir am meisten bange. Lebt er, o so kommt

er vielleicht bald zu uns zurück; dann erst wollen wir uns des Lebens recht freuen.

Die getäuschte Mutter! Sie sollte ihren Sohn nicht so bald wieder sehen! Johann, dessen Seele nach Heldenthaten dürstete, befand sich in einem Lande, dessen Fürst in einen Krieg verwickelt wurde. Die Rekrutirung war stark und scharf; Johann wurde aufgehoben und mußte Soldat werden. Von nun an begann ein neues Leben für ihn.

Zum Soldaten hatte Johann die beste Anlage. Das Exercitium war bald erlernt. Er zeichnete sich gleich zu seinem Vortheile aus, und gewann durch seine Geschicklichkeit und Pünktlichkeit das Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten. Schon nach einem halben Jahre wurde er Corporal, und nicht lange darauf avancirte er zum Feldwebel.

Gleich in dem ersten Treffen, an welchem Johann Theil nahm, gab er mehrere Beweise von Unerschrockenheit und Muth. Ihm hatte man vorzüglich die Einnahme einer feindlichen Schanze zu danken, die von Wichtigkeit war. Der General ließ ihn vor sich kommen und lobte seine Tapferkeit. Oeffentlich erhielt er im Angesichte des ganzen Regiments eine goldne Ehrenmedaille und die Charge eines Unterlieutenants.

Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Das Regiment, unter welchem sich Johann befand, zeichnete sich vor allen andern aus, und machte reichliche Beute. Johann wurde nach und nach ein reicher Mann, und da er bei jedem Gefechte sich neue Verdienste erwarb, so rückte er endlich zum Oberlieutenant vor. Um den Kriegs-Operationen einen neuen Schwung zu geben, wurde der Kronprinz zum Oberfeldherrn er-

nannt, und erſchien in Perſon bei der Armee. Mit Jubel empfing ſie ihn; ſeine Gegenwart belebte das Heer zur größten Tapferkeit.

Der Anblick des feurigen Heeres brachte Enthuſiasmus in die Seele des Kronprinzen. Er ordnete alles ſelbſt an, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und trotzte den größten Gefahren. Man war um ſein Leben beſorgt. Der Generalſtab bat ihn dringend, ſich zu ſchonen, ſich nicht in ſo große Gefahren zu begeben. Vergebens! überall war er der Erſte.

Was man allgemein und mit ſichtbarer Aengſtlichkeit beſorgte, traf beinahe ein. Eines Tages entfernte ſich der Kronprinz, ohne Begleitung, zu weit vom Lager, wurde von einigen feindlichen Dragonern umringt, und ſchwebte in der ſichtbarſten Gefahr, ſeine Freiheit oder ſein Leben zu verlieren.

Zum Glück war Johann Herzing gerade auf Recognoscirung ausgeritten. Der Zufall führte ihn in die Gegend, in welcher sich der Kronprinz, umringt von feindlichen Reitern, befand. Herzing erblickte ihn; sprengte herbei; drang durch die Dragoner; ließ sich mit ihnen in ein Handgemenge ein, und verschaffte dadurch dem Prinzen die Gelegenheit, eiligst zu entfliehen. Kaum sah er denselben in Freiheit, als er sich glücklich durch die Feinde durchschlug und ihnen gleichfalls entrann.

Groß und allgemein war die Freude im Lager, als man vernahm, in welchen Gefahren der geliebte Kronprinz geschwebt, und wer ihm Freiheit und Leben gerettet habe. Herzing wurde fast auf den Händen getragen. Laut pries man ihn als den Retter des Oberfeldherrn, laut erkannte man ihm ein höheres Avancement zu. Der Kron-

prinz dankte ihm öffentlich, und ernannte ihn zum Obriſten. So ſtieg Herzing von einer Stufe zur andern, und wurde am Ende einer der angeſehenſten und zugleich reichſten Officiere in der Armee.

Unterdeß darbten ſeine Eltern in groſſer Noth. Die Verhältniſſe, in welchem ſein Vaterland mit dem kriegführenden Lande ſtand, dem er diente, machten es ihm unmöglich, ſie mit Geld zu unterſtützen, und die Briefe, die er im Laufe des Krieges an ſie ſchrieb, gingen verloren.

Der alte Herzing, durch ein paar Miſsjahre ſehr gedrückt, ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, Geld zu bergen und Haus und Aecker zu verpfänden. Da ſeine äuſſerlichen Umſtände ſich mit jedem Jahre verſchlimmerten, ſo bemächtigte ſich ſeiner Seele eine finſtre Unzufriedenheit, die in Lebensüberdruß und beinahe in Verzweiflung über-

ging. Die gute Margarethe tröſtete, aber ihre Worte fanden immer weniger Eingang. Am Ende verlor auch ſie ihre vorige Heiterkeit, Noth und Alter ſchwächten ſie, und ihre Anſichten des Lebens wurden trübe.

Sophie, Herzings Tochter, war nicht mehr in Linſenau. Ein wackerer Landmann, in dem Dorfe Liebau, hatte ſie geheirathet. Sie lebte zufrieden, aber auch in dürftigen Umſtänden. Oft beſuchte ſie ihre Aeltern, und erinnerte ſich jedesmal mit ihnen an den Bruder Johann. Mit Liebe ſprach ſie von ihm, und alle wünſchten, daß er noch am Leben und glücklich wäre. Oft trockneten Mutter und Tochter die Thränen, wenn ſie von ihm ſprachen, und ihnen der Gedanke einfiel, daß er vielleicht ſchon todt ſey, und ſie ihn nie wieder ſehen würden.

Der Krieg, der eine Reihe von Jahren hindurch gedauert hatte, nahm ein Ende;

der Friede wurde geschlossen, und Johann Herzing beschloß, seine Aeltern jetzt zu besuchen. Dies geschah gerade zu der Zeit, in welcher des alten Herzings Noth aufs höchste gestiegen war. Seine Gläubiger forderten das vorgeschossene Geld zurück, und nahmen ihm, da er nicht zahlen konnte, seine Aecker weg. Nur seine Hütte blieb ihm noch übrig. Auch diese war verpfändet, auch sie sollte ihm genommen werden.

Weib, sprach der alte, niedergedrückte Herzing, wir sind jetzt die unglücklichsten Menschen. Wohin sollen wir uns wenden? Niemand wird sich unsrer annehmen! Ach, diese Hütte — sie ist klein, alt, baufällig, aber sie liegt mir sehr am Herzen! In ihr hat mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater gewohnt, o wenn ich nur diese erhalten könnte! Ich kann daran nicht denken, daß ich sie verlieren soll.

Dieſer Wunſch ſollte unerfüllt bleiben. Dem alten Herzing wurde vom Gerichte bedeutet, daß, wenn er binnen vier Wochen nicht zahlte, ſein Haus an den Meiſtbietenden verkauft, und mit der Kaufſumme ſeine Schuld getilgt werden ſollte. Margarethe jammerte, Herzing ſchlich mißmuthig herum, und wünſchte nicht länger zu leben. Er ſuchte hie und da Geld zu erhalten, wurde aber überall zurückgewieſen. Noch zwei Tage, und der Zahlungstermin war verfloſſen, die Hütte nicht mehr ſein.

Gerade in dieſer Zeit nahete ſich der brave Sohn Johann Herzing ſeinem Geburtsorte. Er reiſte als ein reicher Cavalier, und wurde überall mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Sein Herz war gut geblieben und zog ihn mächtig zu ſeinen armen Aeltern hin. Innigliche freute er ſich auf ihr Wiederſehen, und beſchloß, ſie zu überraſchen.

Er wollte als ein reisender Officier sich bei ihnen einquartieren, sie in Rücksicht ihrer Gesinnungen gegen den Sohn ausforschen, und sich ihnen dann zu erkennen geben.

Johann Herzing kam in das Dorf Liebau, und vernahm, da er sich schon hier um das Befinden seiner Aeltern erkundigte, daß seine Schwester hier verheirathet sey. Er eilte zu ihr. Sie erkannte ihn nicht. Welch' Entzücken, als er sich ihr zu erkennen gab. Sie vergoß Freudenthränen. Weinend erzählte sie ihm von den schlechten Umständen der Aeltern, und der großen Verlegenheit, in welcher sie in Rücksicht ihrer Wohnung schwebten. Der reiche Sohn freute sich herzlich, daß er im Stande sey, dem Elende seines Vaters ein Ende zu machen, und ihm aus aller Verlegenheit zu helfen. Sophie wollte den Bruder sogleich zu den Aeltern begleiten, er aber bat sie, dieses

nicht zu thun, weil dadurch sein Ueberraschungsplan leicht vereitelt werden könnte. Ich werde mich, sprach er zur Schwester, für die künftige Nacht bei den Aeltern einquartieren, und mich ihnen heute noch nicht zu erkennen geben; dies soll erst morgen geschehen; dann komme auch du, liebe Sophie, nach Linsenau; bei deinem Eintritte in die Stube sollen die Aeltern erfahren, daß ich ihr Sohn sey.

Sophie that nur ungern auf das Vergnügen Verzicht, ihren Bruder sogleich zu begleiten. Sie wußte sich, bei dem Gedanken an den kommenden Tag, vor Freude nicht zu fassen. Brüderlich drückte ihr Johann Herzing die Hand, und schied von ihr gerade als die Sonne sich zum Untergange neigte. Er näherte sich bei milder Abenddämmerung seinem Geburtsorte. Stille Freude senkte sich in sein Herz. Die ersten hier

zugebrachten Jahre des Lebens ſchwebten freundlich vor ſeiner Seele. Ach, ewig unvergeßlich ſind uns die Fluren der Heimath, auf welchen wir die erſte Luft einathmeten, und uns gleichſam in dieſe Welt der Prüfung und Vorbereitung einbürgerten! Wohl dem, der ſich der lange nicht geſehenen Heimath, ſo wie Herzing, mit dem Gedanken nähern kann, daß er die Zeit der Abweſenheit wohl angewandt, ſich Verdienſt, Liebe und Achtung erworben, und in fernen Landen ſeinem Geburtsorte Ehre gemacht habe!

Herzing erreichte Linſenau. Das Dorf hatte keinen Gaſthof; Herzing erſuchte daher den Dorfrichter, ihn in ein Privathaus einzuquartieren. Der Richter war hiezu gleich bereit, und ſchlug dem reiſenden Officiere Häuſer vor, in denen er noch die meiſte Bequemlichkeit finden könnte. Dieſer aber beſtand darauf, in des alten Herzings

Haus geführt zu werden, wo er übernachten wollte. Der Richter zuckte die Achseln, und stellte ihm vor, daß er bei Herzing übel wohnen und alle Bequemlichkeit vermissen werde, indem der Mann sehr arm sey, und übermorgen auch seine Wohnung verlieren dürfte. Doch Johann bestand darauf, daß man ihn bei Herzing einquartiere. Der Richter ließ ihn daher hinführen.

Der alte Herzing ward durch die Ankunft des angesehenen Gastes nicht wenig überrascht. Er wußte es sich nicht zu erklären, wie er zu der Ehre käme, einen solchen Cavalier bei sich zu beherbergen. Margarethe that sehr geschäftig, und räumte mit weiblicher Emsigkeit in der Stube auf. Johann wurde durch den Anblick seiner so lange nicht gesehenen Aeltern, auf deren Gesicht tiefer Gram zu lesen war, sehr gerührt. Kaum konnte er sich enthalten, ihs

nen zu sagen, wer er sey. Er bat sie mit aller Artigkeit, sich durch ihn nicht stören zu lassen, und erkundigte sich um ihr Befinden. Bei der Frage, ob sie keine Kinder hätten, erzählte ihm der alte Herzing die Geschichte seines Sohnes, und Margarethe drückte ihren Schmerz darüber, daß sie von ihm nichts erführen, mit einer so innigen mütterlichen Liebe aus, daß Johann sich umwandte und seine Augen trocknen mußte. Er tröstete sie mit der Hoffnung, daß ihr Sohn einmal unverhofft zu ihnen zurückkehren, und sie aus dem üblen Zustande reißen könne, in welchem sie sich gegenwärtig befänden.

Auf die Frage, ob Johann sich lange in Linsenau aufhalten werde, antwortete er, daß er morgen frühzeitig wieder abreisen wolle. Er packte seinen Coffre zum Theil aus, und legte mehrere gefüllte Geldbeutel,

die sich darin befanden, auf den Tisch. Der alte Herzing sah sie; das Gold, welches durchfunkelte, wirkte nicht nur auf sein Auge, sondern auch auf sein Herz. Der Gedanke, daß ihm mit einem Theile davon für immer geholfen wäre, ergriff seine Seele, und eine lasterhafte Lüsternheit bemächtigte sich seines Gemüthes. Schrecklich erschien ihm die Zukunft, als er daran dachte, daß er nach zwei Tagen ohne Wohnung und entblößt von allen Bedürfnissen des Lebens in der Welt herumirren werde, reizend waren dagegen die Bilder, die ein böser Geist ihm vergaukelte, wenn er sich in den Besitz eines jener Beutel setzte. Er schauderte bei einem Gedanken, der im Innersten seiner Seele heimlich aufstieg, und den das schwärzeste Laster ihm eingab. Aber bald war er mit demselben vertraut; ein schrecklicher, ruchloser Vorsatz beschäftigte seinen Geist.

Johann begab sich zur Ruhe. Ermüdet von der Reise, sank er bald in einen tiefen Schlaf. Auch Herzing und Margarethe legten sich nieder. Weib, sprach jener leise zu dieser, der Herr hat viel Gold. Ein Theil davon — Margarethe — wenn wir — wenn wir auch nur ein Drittheil davon hätten, uns wäre für immer damit geholfen.

Mann, versetzte darauf die tugendhafte Frau, woran denkst du wieder? Ich glaube, du hast Lust — doch still davon — so böse kannst du es nicht meinen.

Herzing schwieg. — Margarethe schlief ein. Er aber hatte einen harten Kampf. Lasterhafte Regungen des Herzens ließen ihn nicht einschlafen. Finster, wie die Nacht, war es in seinem Innern. Er schwankte zwischen Gefühlen der Tugend und den reizenden Lockungen des Lasters. Was er er-

greifen ſollte, wußt' er lange nicht. Von der einen Seite feſſelte ihn die Ausſicht auf eine glückliche, ſorgenloſe Zukunft, wenn er der böſen Regung folgte, von der andern ſchreckte ihn die Möglichkeit der Entdeckung. Den Ausſchlag gab der Gedanke: niemand im Dorfe kennt den Offizier; der Dorfrichter weiß wahrſcheinlich, daß derſelbe morgen abreiſen will; niemand wird ſich weiter um ihn bekümmern.

Herzing verließ leiſe das Bett, ſchlich ſich zum Lager des ungekannten Sohnes, und beging mit Haſtigkeit die ſchrecklichſte That — der Vater wurde des Sohnes Mörder. Ein kalter Schauer überfiel ihn, als der Gaſt ohne Leben vor ihm lag. Er ſtürzte zu Margarethen hin. Sie that einen Schrei des Schreckens, als ſie von der ruchloſen That hörte. Der Leichnam wurde in dem

Garten verscharrt, und der Koffer mit dem Gelde in einen verborgenen Winkel des Hauses geschafft.

Das Gewissen erwachte, und schrecklich tobte es in Herzings Brust. Margarethe war untröstlich. Der Morgen kam, Herzing wagte es kaum, seiner Frau ins Angesicht zu sehen. Er erblickte sich in dem Spiegel, und schauerte vor sich selbst zurück. Unruhig und gepeinigt von gräßlichen Vorwürfen schlich er herum. Da stürzte seine Tochter Sophie in die Stube. Wo ist er? rief sie freudig, indem sie forschend sich in dem Zimmer umsah.

Wer? meine Tochter? fragte Margarethe.

Sophieen fiel es auf, ihre Aeltern in Unruhe und Angst zu finden. Wie? rief sie aus, ist denn kein Offizier bei euch?

Herzing war [illegible]ört, und antwortete: ich weiß von nichts!

Sophie eilte zum Dorfschulzen, und erkundigte sich um ihren Bruder.

Der Richter versicherte, daß er den gestern angekommenen Offizier bei ihren Aeltern einquartiert habe, und begleitete sie sogleich zu ihrem Vater.

Mein Gott! rief Sophie, als sie mit dem Schulzen in die Stube trat; ihr wollt mich gewiß überraschen; ich weiß aber schon alles; schon gestern hab' ich ihn gesprochen; der Offizier ist Euer Sohn, ist Johann, mein Bruder!

Heiliger Gott! wir Unglücklichen! schrie Margarethe auf, und sank ohnmächtig zu Boden.

Schrecklich! schrecklich! rief Herzing, ich habe den Sohn ermordet!

Sophie und der Richter bebten bei dieſen Worten zurück. — Herzing überlieferte ſich den Händen der Gerechtigkeit. Auch Margarethe ward eingekerkert. Sie verlor den Verſtand, und ſtarb im Gefängniſſe. Herzing vernahm nach zwei Monaten ſein Todesurtheil.

XV.

Der Geburtstag.

Sanft erhob ſich die Sonn' am heitern öſtlichen Himmel,
Segnend mit lächelndem Blick Hügel und Wieſe und Thal,
Da ſaß einſam der ſtille, würdige Pfarrer zu Grünethal
In der duftenden Laub', ſinnend der Häuslichkeit Glück.
Leiſe hüpfte vorbei das Bild der goldenen Jugend,
Ach! der ſeligen Zeit, die noch im Alter uns hebt,
Und der Gegenwart Glück erwog der ſinnende Lehrer,

Dir, o Geber, dankt' er dafür mit kindlichem Sinn.
Walther feyerte heut den vierzigſten frohen Geburtstag,
Segnend ſein beſſeres Loos, Gattinn und Kinder und Haus,
Auch die Liebe der wackern Gemeinde, die Freundſchaft des Grundherrn,
Und das Gute, das er glücklich im Amte gewirkt.
Froh und zufrieden, ſo ſprach der ernſtgewordene Pfarrer,
Wall' ich zum höheren Ziel, wall' ich durchs Leben dahin.
Mag, umglänzt von Silber und Geld und Edelgeſteinen,
Jubeln der Reiche der Stadt, rühmen der Kaufmann ſein Glück.
Nein! ich beneide ſie nicht, vertauſchte aber auch wahrlich!

Mit dem blendenden Prunk niemahls das häusliche Glück,
Welches jeden erfreut, der fromm und immer genügsam,
Still und ohne Geräusch bessernd genießet die Welt,
Und in heiliger Eintracht, geliebt vom Weibe und Kindern,
Suchet den Himmel im Haus bei der Erfüllung der Pflicht.
Schlüpfrig sind die Pfade des Ruhms, gefährlich der Tugend,
In der ruhigen Hütt' hier nur gedeihet sie wohl;
Hier erhebet sich oft zum Ideale des Guten
Sanft das bessere Herz, liebend und wieder geliebt.
Was auf goldenem Thron' der edlere Herrscher vergebens

Sehnſuchtsvoll wünſchet, wird dir, ru-
higer Bürger, zu Theil.
Freud' umtanzet den ſpärlichen Herd und
ſtillerer Friede,
Gleich der milderen Flamm' lodert im In-
nern er auf;
Und im häuslichen Zirkel gebildet, gerathen
die Kinder,
Manche ſchlummernde Kraft wachet da
glücklicher auf.
Hieher flüchtet ſich leiſ' die tiefbeleidigte Un-
ſchuld,
Findet hier lindernden Troſt und des
Verluſtes Erſatz.
Vieles duldet der Menſch, er duldet es
männlich und willig,
Wenn der Häuslichkeit Kranz lohnend
die Stirne umflicht.
Muthig klimmet empor der Mann, ſich nä-
hernd dem Ziele,

Und das zärtliche Weib ebnet dem Pilger die Bahn,
Trocknet die triefende Stirn am schwülen Mittage des Sommers,
Und am Abende winkt freundlich ihr segnender Arm.
Er nicht allein, auch sie, die weichgeschaffene Seele,
Duldend wallet auch sie höher und höher zum Ziel.
Ach, der Lasten im Hauf', der kleinlichen Zwiste und Sorgen
Wachen viele mit ihr, mit der Geliebtesten, auf;
Ja, die männliche Kraft, kaum trüge sie jene Beschwerden,
Welche das häusliche Weib träget mit duldendem Sinn;
Doch der Liebe Gewalt, des Mannes zärtliche Großmuth

Mildert herberen Schmerz, wandelt Beschwerde in Glück.
Sieh das holde Geschöpf, den lächelnden Säugling im Arme,
Wie er mit kosender Hand streichelt der Mutter Gesicht;
Rein wie der Morgen im Lenz' und wie ein Engel unschuldig,
Liegt er ruhig, und lallt Liebe und Hoffnung ihr zu.
Ach, da sinket der Schmerz, es sinken bängliche Sorgen
In der Vergessenheit Meer tiefer und tiefer hinab;
Dann erhellt ein milderes Licht den Tempel der Zukunft,
Und die Gegenwart wiegt Indiens Reiche in ihnen nicht auf.
Glücklich, welchen der Herr mit solchen Freuden beschenkt hat

Und mit ehlichem Glück, denn o der Himmel iſt ſein!

Alſo dachte der Pfarrer, und leiſe nahte die Gattinn,
Leiſe nahte der Schwarm freundlicher Kinder heran.
Duftende Blumen des Mays, gewunden in Sträuſer und Kränze,
Brachten dem Vater ſie dar, ihm ein erfreulich' Geſchenk.
Vater! — ſo rief Lenore, des Pfarrers roſige Tochter,
Ihm bekränzend das Haupt — oft noch erlebe den Tag!
Sieh'! wie freuen wir uns, daß unſer Väterchen glücklich,
Voll Geſundheit und Kraft, heute begehet ſein Feſt!
Und es umarmten den Vater die Kinder, und Röschen, das kleinſte,

Weinte Thränen des Danks, hängend dem Vater im Arm.
O gesegnet seyd mir — so sprach der redliche Pfarrer —
Gott erhalte euch stets fröhlich und ehrlich und fromm!
Und es entrollten ihm Zähren der tiefsten Rührung und Liebe,
Und den dankenden Blick hob er zum Himmel empor.
Heiter flossen dahin die Stunden des festlichen Tages.
Selig, wer häusliches Glück pfleget mit liebendem Sinn!

XVI.

Das Leben in der Stadt.

Eine wahre Geschichte.

Lisette war von unbemittelten Aeltern geboren, die ihre Tochter aber treu zu allem Guten erzogen, und sie besonders in weiblichen Arbeiten unterrichten ließen.

Meine Tochter, sagte oft der Vater zu ihr, wir sind arm, und du hast von uns wenig zu erwarten. Aber der, welcher der Guten Vater ist, und sie nicht verläßt, wird auch dein Vater seyn, wird auch dich nicht verlassen. Wandle nur immer auf seinen Wegen und sey rechtschaffen und fromm.

Des Vaters gute Lehren und Ermahnungen fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Lisette faßte sie mit Liebe auf, und bewahrte sie in ihrem Herzen.

Die Aeltern starben, und Lisette stand nun auf Gottes Erde allein. Da sie als ein gutes, gelehriges Mädchen bekannt war, so beschloß eine reiche Frau ihres Geburtsortes, sie zu sich zu nehmen.

Lisette nahm froh und dankbar das Anerbieten dieser Dame an, und zog in das Haus derselben. Hier wurde ihr besonders die Aufsicht über ein kleines Mädchen anvertraut, das bald an Lisetten mit Liebe hing, und von ihr auf eine recht verständige Weise behandelt wurde.

Lisette war mit ihrer Lage sehr zufrieden. Ihre Geschäfte waren nicht zu zahlreich, und sie fand dabei Gelegenheit, ihren Verstand durch Lesen nützlicher Schrif-

ten mehr auszubilden, und auch in weiblichen Fertigkeiten sich mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit zu erwerben.

So lebte Lisette mehrere Jahre. Ihre Frau gewann sie ungemein lieb, unterhielt sich oft mit ihr, und erwies ihr viele Gefälligkeiten.

Bei den vielen guten Eigenschaften, die Lisette besaß, war sie doch nicht ganz frei von manchen fehlerhaften Eigenheiten ihres Geschlechts. Die Erbsünde dieses Geschlechtes — Eitelkeit genannt, bethörte zuweilen auch Lisettens Herz. Auf einen schönen Anzug legte sie einen großen Werth, und sah' es gerne, wenn ihr Aeußeres gefiel, und die Blicke Anderer auf sie zog.

Zu ihrem Leidwesen, das sie übrigens sehr verheimlichte, war sie in ihrer damaligen Lage nicht im Stande, die Wünsche ihrer Eitelkeit zu befriedigen. Um so em

wünschter kam ihr der Antrag einer vornehmen Dame in der Hauptstadt des Landes, bei ihr die Stelle einer Kammerjungfer anzunehmen.

Ihre jetzige Frau wünschte sie zu behalten, und versprach ihr, ihren äußerlichen Zustand mit jedem Jahre zu verbessern, und Lisette wäre geblieben, wenn sie mehr den Eingebungen des Herzens als den Einflüsterungen der erwachten Eitelkeit gefolgt hätte. Doch der Gedanke an die Hauptstadt und an die Kammerjungfer bethörte sie. Lisette kündigte ihrer bisherigen Herrschaft ihre Dienste auf, und wurde Kammerjungfer.

Auch in der Hauptstadt gefiel es Lisetten wohl, ja es kam ihr bald vor, als liefe es sich hier weit angenehmer und schöner leben als in der Provinz. Was sie noch nie gesehen hatte, sah sie jetzt — einen

Aufwand, eine Pracht, wie man beides nur in der reichen Hauptstadt sehen konnte.

Lisette wurde durch diese Herrlichkeiten der Residenz hingerissen. Ihre Frau gehörte zu den ersten Damen in derselben, und Lisetten schmeichelte es nicht wenig, in ihrem Dienste zu stehen. Ihre Eitelkeit bekam immer mehr Nahrung, und ihr Sinn für das Stille und Einfache ging bald zum Theil verloren. Das Flitterleben der großen Welt dünkte ihr ungemein reizend, und sie hätte alles darum gegeben, wenn sie nur einen Tag lang die Rolle ihrer Frau hätte spielen können.

Kaum zwei Monate lang befand sich Lisette in der Residenz, und schon war eine so merkliche Veränderung mit ihrer Denk- und Gesinnungsart vorgegangen. Sie hatte bereits selbst die Kraft verloren, es zu bemerken, wie sehr die bessern Gefühle ihres

Herzens nach und nach geschwächt und in Schlummer gewiegt wurden, wie stark das gegen die Sinnlichkeit erwachte und ihre reine Brust beschirmte.

Um diese Zeit wurde Lisette durch einen angenehmen Besuch überrascht. Madame von Clarenau, ihre vorige Frau, kam nach der Residenz, und konnte sich nicht enthalten, selbst nachzusehen, wie es ihrer lieben Lisette gehe. In ihrer Gesellschaft befand sich ein geschickter Wundarzt, Herr Linold, der Lisetten kannte, und ihr mit inniger Freundschaft zugethan war. Ihre guten Eigenschaften hatten ihn für sie so eingenommen, daß es bei ihm beschlossen war, Lisetten, sobald es seine äußern Umstände erlaubten, Herz und Hand anzubieten, und sich mit ihr ehelich zu verbinden.

Madam von Clarenau und Linold wurden von Lisette mit Freude empfangen.

Beide bemerkten aber bald, daß ihr das Leben in der großen Stadt nur zu wohl gefalle, und ihr Herz bereits unter den Zerstreuungen derselben gelitten habe.

Linold, der Lisetten aufrichtig und innig liebte, ihr aber, aus verschiedenen Gründen, seine Absichten auf sie nicht deutlich genug zu erkennen geben konnte, forderte sie mit Herzlichkeit auf, die Residenz zu verlassen, und in ihren Geburtsort zurückzukehren, wo sie in dem Clarenauschen Hause die alte Liebe und Anhänglichkeit wieder finden, und mehr nach ihrem Herzen und Verstande werde leben können, als in dem Tumulte der Residenz.

Allein Lisette wollte von solchen Vorschlägen nichts hören. Es gefiel ihr in ihrer gegenwärtigen Lage so wohl, versicherte sie, daß sie es für nichts anders, als für Thor-

heit ansehen könnte, wenn sie, ohne drin-
gende Noth, dieselbe veränderte.

Linold wiederholte seine Aufforderungen auf eine eindringliche Weise. Aber Lisette, die seinen Plan nicht ahndete, war nicht zu bewegen, sie einer nähern Erwägung zu würdigen. So schieden sie von einander.

Mit jedem Tage gewann das Leben der geräuschvollen Stadt für Lisette größeren Reiz. Ihre Bekanntschaften erweiterten sich, und mehrere artige junge Herren thaten so verbindlich gegen sie, daß das geräuschte Mädchen, dem so etwas bis dahin ganz fremd geblieben war, sich vor Freude nicht zu lassen wußte. Die Schmeicheleien dieser süßen Herren thaten ihr ungemein wohl, besonders nahm das Lob, daß sie ihrer Schönheit ertheilten, ihr Herz gefangen. Das gute Mädchen hielt ihre Worte für baare Münze, und ahndete nicht, daß es nur

Rechenpfennige waren. Auch das beste weibliche Wesen ist solchen Täuschungen ausgesetzt, wenn es nicht strenge über die Regungen der Eitelkeit wacht. Lisette hatte keinen erfahrnen Freund und Rathgeber, und je unbefangner und unschuldvoller sie in die Residenz kam, desto mißlicher mußte ihre Lage in derselben für ihre Tugend werden.

Anfangs benahmen sich die jungen Leute, die Lisetten ihre Besuche machten, mit sittsamer Artigkeit, aber nach und nach wurden ihre Reden freier und anstößiger. Vieles, was dem guten Mädchen bis dahin heilig gewesen war, wurde von ihnen zum Gegenstande ihrer faden Witzeleien gemacht. Lisette hörte sie Anfangs mit Unwillen an, gewöhnte sich aber allmählich daran. Die Reden und Scherze ihrer Schmeichler wurden immer zweideutiger und unanständiger. Oft mußte sie darüber hoch erröthen. Doch

bald würde vielleicht ihr Herz betäubt, der Tugend untreu geworden, und sie in die aufgestellten Netze des Lasters gefallen seyn, wenn nicht ein unangenehmes Ereigniß ihre äußere Lage und den Zustand ihres Innern mit Einemmahle geändert hätte.

Lisette beneidete ihre Gebieterinn besonders des köstlichen Schmuckes wegen, den dieselbe besaß. Eines Tages war Lisette ganz allein. Ihre Frau hatte ihr aufgetragen, ein paar neue köstliche Kleider zu untersuchen, ob sie bei den zwei letzten Bällen, auf welchen sie in denselben erschienen war, nicht gelitten hätten.

Lisette verspätete sich etwas mit diesem Geschäfte. Mit Wohlbehagen betrachtete sie die kostbaren Kleider, und ihre Eitelkeit that thörichte Wünsche.

Es fiel ihr ein, eines von diesen Kleidern anzulegen, und zu sehen, wie es ihr

ließe. Auch ein theures goldnes Halsgeschmeide nahm sie aus dem Garderobekasten, um sich damit zu schmücken.

Hatte Lisette eines von den einzelnen Kleidungsstücken angelegt, so hüpfte sie in das nächste Zimmer, um sich in den daselbst befindlichen großen Spiegeln zu besehen. Eben war sie fast ganz angekleidet, als ein Bürger der Stadt, Namens Martinet, der für dieses Haus arbeitete und in demselben oft aus- und einging, in das Garderobenzimmer trat, und darin niemanden, wohl aber prächtige Kleidungsstücke und das kostbare, glänzende Halsgeschmeide erblickte.

Durch die Thüre dieses Zimmers sah er, daß Lisette in einem andern vor dem Spiegel stehe, und sich mit Wohlgefallen besehe. Deutlich vernahm er die Worte:

„Das läßt nicht übel! das läßt recht ſchön!“

Martinet lächelte. Liſettes Mädchen! dachte er bei ſich, und wollte in das andere Zimmer treten, und Liſetten überraſchen. Doch in dieſem Augenblicke fuhr ihm ein Gedanke, den ihm der Geiſt des Laſters eingab, durch die Seele.

Martinet trat leiſe von der Thüre zurück, ſah nach dem Halsgeſchmeide, ergriff es, ſteckte es ein, ſchlich ſich zur Stube hinaus, und kam aus dem Hauſe, ohne von jemanden geſehen worden zu ſeyn.

Liſette ſtand noch immer vor dem Spiegel, und beſah ſich von allen Seiten. Oft wiederholte ſie die Worte, die ſich dem ehrloſen Martinet tief eingeprägt hatten: „Das läßt nicht übel! das läßt recht ſchön!“

Mit Einemmahle hörte ſie eine Kutſche anfahren. Ein Bedienter kam vorausgeſprungen, und kündigte Liſetten die Ankunft ihrer Gebieterinn an.

Sie fuhr ſehr beſtürzt zuſammen. Der Bediente lächelte. Sie ſehen in dieſem Gewande reizend aus! ich hätte Sie beinahe für unſre gnädige Frau angeſehen! ſprach er in etwas ſpottendem Tone.

Liſette eilte, ſich des Gewandes ihrer Gebieterinn zu entledigen. Doch dieſe trat in das Garderobenzimmer, als ihre Kammerjungfer mit dem Entkleiden kaum zur Hälfte fertig war. Was ſoll das ſagen, Liſette? ſprach ſie in dem Tone der Befremdung.

Liſette erröthete, und geſtand ihre Eitelkeit. Ihre Gebieterinn verwies ihr dieſelbe mit einem freundlichen Lächeln.

Der Bediente, der das eitle Mädchen in fremdem Schmucke gefunden hatte, war nicht so großmüthig. Er machte sichs zum Vergnügen, der sämmtlichen Dienerschaft des Hauses, die Lisetten, weil sie von der Frau sichtbar begünstigt wurde, eben nicht hold war, seine Entdeckung mitzutheilen.

Lisette merkte es bald an dem heimlichen Geflüster, an dem spottenden Lächeln und an dem häufigen Hinsehen nach ihr, daß das ganze Haus von dem Verfalle unterrichtet sey, und empfand dies sehr übel.

Das arme Mädchen! seiner warteten noch ganz andere Unannehmlichkeiten! Den Tag darauf besuchte sie ihre beste Freundinn in der Residenz. Sie fand ihr Wohnzimmer leer. Bald aber hörte sie auf den Treppen ein lautes Reden. Sie erkannte die Stimme ihrer Freundinn Manette, wollte ein Späßchen mit ihr machen, und

verſteckte ſich ſchnell in der anſtoßenden Kammer.

Nanette erſchien nicht allein, ſondern in Geſellſchaft ihrer verheuratheten Schweſter und dreier jungen Herren, die auch Liſetten faſt täglich ihren Beſuch machten, und ihr Herz bereits durch die übertriebenen Schmeicheleien beſtrickt hatten.

Die jungen Leute ſprachen laut, und lachten übermäßig. Ein ſpöttiſcher Einfall kam nach dem andern, und Liſette bedauerte denjenigen, den dieſe beißenden Spottreden träfen. Doch wie erſchrack ſie, als ſie bald erfuhr, daß ſie ſelbſt der Gegenſtand dieſer beleidigenden Witzeleien ſey. Ihr Herz empörte ſich, als ſie Menſchen über ſich ſpotten hörte, die ihr täglich die größten, ſchmeichelhafteſten Schönheiten zu ſagen gewohnt waren, und daß ſelbſt Nanette, die ſie bisher für ihre beſte, auf-

richtigste Freundinn gehalten hatte, in die Spöttereien von Herzen mit einstimmte.

Lisette, sprach der eine von den jungen Herren, ist im Grunde ein albernes, wenn gleich niedliches Ding!

O ich bitte dich, versetzte der andere, du urtheilst noch zu gelinde über sie. Ihre Niedlichkeit, es ist die Niedlichkeit eines Zieräffchens!

Dabei bildet sie sich denn doch große Dinge ein, sprach Nanette. Man sagt zwar, jedes Frauenzimmer sey eitel, aber eine so abgeschmackte, dumme Eitelkeit habe ich noch bei Keiner gefunden, als bei ihr.

Ich möchte, sagte der dritte junge Herr, das eitle Kammerkätzchen gesehen haben, als es, prangend mit gestohlnen Federn, vor dem Spiegel stand, und vorerst den Bedienten, dann die Frau vor sich sah. Diese soll dem eitlen Ding einen scharfen

Verweis gegeben, und die ſtolze Närrinn mit der Dohle verglichen haben, der die Vögel die Federn ausgerupft hätten.

Geben Sie acht, verſetzte Nanette, ſie bleibt nicht lang' in dieſem Hauſe, es iſt ihr alles gram, und die Frau ſeit geſtern auch ganz anders gegen ſie geſinnt als ſonſt. — Gelacht habe ich neulich, als das eitle Ding mir im Vertrauen verſicherte, daß Sie alle drei ihr die Heurath verſprochen hätten.

Die jungen Herren fingen hell laut an zu lachen, und riefen einmal nach dem andern aus: Das dumme Ding! Die Heurath verſprochen! Hahaha! ſie nimmt den offenbarſten Scherz und Spott für Ernſt und Wahrheit!

Liſetten brach bei dieſen Reden faſt das Herz. Was innerer Schmerz und Seelenangſt ſey, erfuhr ſie erſt in dieſer Stun-

de. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, und schrecklich schien ihr die Täuschung, in der sie so lange gelebt hatte.

Im Innersten beschämt und erschüttert, schlich sie sich leise zur Thüre der Kammer, öffnete sie vorsichtig, und entschlüpfte so ganz ungesehen. O Gott! rief sie aus, als sie in ihr Zimmer kam, ist es möglich, daß so viel Lug und Trug in einem menschlichen Herzen wohnen kann?

Sie weinte bitterlich. Am schmerzlichsten war für sie der Umstand, daß selbst Nanette, die sich immer als die redlichste, innigste Freundinn gegen sie benommen, und der sie daher ihr Herz ganz aufgeschlossen, alle ihre Geheimnisse treuherzig anvertraut hatte, eine elende Heuchlerinn war. Aber bei ihrem größten Schmerze erwachten mit neuer Kraft ihre bessern Gefühle, und brachten ihr lindernden Trost. Der Gedanke,

daß, so viele Schwächen sie auch habe, ihr Herz doch im Grunde gut und entfernt von jener teuflischen Heuchelei sey, die sie so eben bei Nanetten und den dreien jungen Herren entdeckt hatte, dieser Gedanke war Balsam für ihr verwundetes Gemüth.

Sie sank auf einen Stuhl, und stützte ihr Haupt. Gott, seufzte sie, vergib mir die Schwächen, an denen ich leide, vergib mir besonders die Eitelkeit, die mich schon zu mancher Thorheit hingerissen hat, und verleihe mir Kraft, die Fehler, die mir ankleben, abzulegen, und wieder so zu werden, als ich, entfernt von der großen Stadt, gewesen bin.

Der Wunsch, wieder in dem Geburtsorte zu leben, bemächtigte sich jetzt Lisettens Seele. Es schwebten so schöne, so reizende Bilder von den dort verlebten Tagen ihrem Herzen vor, daß jener Wunsch bald in heiße

Sehnsucht überging. Ach, seufzte sie, dort hatte ich mit Menschen zu thun, hier umschweben mich Masken.

Nach einer Stunde traten jene drei junge Herren in Lisettens Zimmer. Sie wurden von ihr mit Kälte empfangen. Schöne, liebenswürdige Lisette! sprach einer von ihnen, warum so unfreundlich?

O nennen Sie mich nicht schön, nicht liebenswürdig! versetzte sie, nennen Sie mich leichtgläubig, unbesonnen! nennen Sie mich eine Thörinn, die bisher an den faden Schmeicheleien maskirter junger Herren Gefallen fand, und in dem Wahne stand, als fühle ihr Herz das, was ihr Mund versicherte.

Die jungen Herren sahen Lisetten befremdet an, und sagten ihr in Einem Athem die unverschämtesten Schmeicheleien. Aber Lisette erwiederte sie mit Verachtung, wies

die ehrlosen Heuchler aus dem Zimmer, und verbat sich ihre fernern Besuche.

Durch all' diese Auftritte wurde Lisetten der Aufenthalt in der Residenzstadt sehr verleidet, und sie war fest entschlossen, ihren Aufenthaltsort so bald als möglich zu verändern, und sich in ihre Geburtsstadt zurückzuziehen. Doch der Ausführung dieses Vorsatzes legte sich ein bedeutendes Hinderniß in den Weg.

Nach einigen Tagen gab Lisettens Gebieterinn große Gesellschaft. Sie wünschte an diesem Tage den Halsschmuck anzulegen, den Martinet entwendet hatte. Lisette bekam den Auftrag, ihn aus dem Gardenrobenzimmer herbei zu holen. Sie öffnete den Schrank, in welchem derselbe aufbewahrt wurde; aber der Schmuck war nicht zu sehen, nicht zu finden.

Bestürzt eilte sie zu ihrer Frau, und meldete ihr dies. Diese begab sich selbst in das Garderobenzimmer; alles wurde durchsucht, aber das Halsgeschmeide fand sich durchaus nicht.

Lisette war über diesen Vorfall sehr betroffen; ihre Gebieterinn nicht minder. Unerklärbar war es beiden, wohin der Schmuck gekommen sey. So viel war gewiß, daß Lisette ihn vor ungefähr einer Woche zum Aufheben bekommen hatte.

Als sich das goldene Halsgeschmeide, das mit mehrern Brillanten besetzt war, auch den andern Tag nicht fand, so gerieth die Besitzerinn desselben auf die Vermuthung, daß ihre Kammerjungfer, vielleicht durch ihre Eitelkeit dazu verleitet, sich dasselbe zugeeignet habe. Der Vorfall vor einigen Tagen bestärkte sie noch mehr in dieser Vermuthung. Sie hatte ja Lisetten selbst über-

rascht, als das eitle Mädchen verwitzig genug war, sich in den Kleidern ihrer Gebieterinn zu bespiegeln.

Lisette wurde zu ihrer Frau gerufen. Diese redete sie merklich unfreundlich an, und gestand ihr offen, daß sie der Ueberzeugung sey, Lisette habe sich das Halsgeschmeide zugeeignet.

Schrecklich klangen für das unschuldige Mädchen diese Worte. So eine Demüthigung mußte ihr Herz, welches so viel Gefühl fürs Gute besaß, ganz darnieder drükken. Sie bebte an allen Gliedern, sie wollte sprechen, vermocht' es nicht, nur weinen konnte das tiefbeleidigte Mädchen.

Ihre Gebieterinn hielt Lisettens Beben, ihr Erröthen und Verstummen für offenbare Beweise ihrer Schuld, und ließ sie hart an. Sie wollte, sprach sie, Lisetten dem Gerich-

te übergeben, wenn sie nicht binnen dreyen Tagen das Halsgeschmeide schaffte.

Jetzt gelangte Lisette wieder zu einiger Fassung; sie betheuerte, daß sie unschuldig sey, und beklagte sich über die Kränkung, die ihr durch einen so entehrenden Argwohn zugefügt werden sey.

Ihre Gebieterinn wurde darüber unwillig, und was sie gedroht hatte, führte sie aus. Sie gab die Sache bei dem Polizeiminister an, und dieser ließ durch zwei Gerichtsdiener Lisetten vor sich fordern.

Als Lisette die Polizeidiener erblickte, erschrack sie heftig, und als sie vernahm, daß dieselben gekommen waren, um sie abzuholen, sank sie fast ohnmächtig hin. Ihre Gebieterinn kam in das Zimmer. Lisette fiel vor ihr nieder, und flehte sie bei allem, was ihr heilig sey, an, zu verhindern, daß sie nicht vor Gericht geführt wer-

de. Die Frau verſprach ihr dies, wenn ſie bekennen wolle, wohin das Geſchmeide gekommen ſey.

Liſette betheuerte, daß ſie davon nichts wiſſe, daß ſie es nicht entwendet habe, und dies mit einem Eide bekräftigen könne. Ihre Gebieterinn, damit nicht zufrieden, ließ ſie von den Gerichtsdienern abführen.

Der größte Schmerz durchwühlte Liſettens Bruſt. Mit zerriſſenem Herzen und niedergeſchlagenem Blicke folgte ſie den Polizeidienern. Um ihr Unglück zu vergrößern, mußte es ſich treffen, daß ihr auf der Straße — der Wundarzt Lindor begegnete. Er war in die Reſidenz gekommen, um Liſetten noch Einmahl aufzufordern, nach ihrem Geburtsorte zurückzukehren, und ihr ſeine Abſichten auf ſie, und ſeinen feſten Vorſatz, ihr ſobald als möglich Hand und Herz anzubieten, mitzutheilen.

Lisettens Schrecken war groß, als sie den ehrlichen Lindor erblickte. Sie wagte es kaum, ihn anzusehen. Lindor bemerkte mit Befremden die auffallende Verlegenheit seiner Freundinn. Er hielt und redete sie an. Ach, Lindor, seufzte sie, ich bin sehr, sehr unglücklich, aber, bei Gott! ganz unschuldig.

Lindor wollte sich um das Nähere ihres Zustandes erkundigen, aber die Gerichtsdiener befahlen Lisetten, sie nicht länger aufzuhalten. Er war nicht wenig bestürzt, da er sah, daß Lisette, die er so innig liebte, in den Händen der Gerechtigkeit sey. Sie schritt weiter, ohne sich ihm über ihre Lage entdecken zu können.

Lindor war fast betäubt. Nichts lag ihm jetzt mehr am Herzen, als Aufschlüsse über das Gesehene zu erhalten. Er eilte in das Haus, in welchem Lisette als Kammerjung-

ser lebte. Hier erfuhr er die Ursache von Liſettens Verhaftung. Er gerieth darüber in Beſtürzung; aber ſo wie er ruhiger über die Sache nachdachte, war er auch von der Unſchuld Liſettens überzeugt, und keinen Augenblick zweifelhaft, was er nun zu thun habe.

Liſette erſchien vor dem Polizeiminiſter. Er empfing ſie nicht unfreundlich, that aber ſo verfängliche Fragen an ſie, daß ſich das unſchuldige Mädchen nur durch Thränen Erleichterung ihres innern Schmerzes verſchaffen konnte. Der Schein zeugte gegen ſie, aber ſie fuhr fort, ihre Schuldloſigkeit zu betheuern.

Die Unterſuchung zog ſich in die Länge, und Liſette wurde als Arreſtantinn behandelt. Sie litt unbeſchreiblich; der Gedanke, daß ihre Schmach auch in ihrem Ge-

kurtsorte bekannt werden könne, peinigte sie am meisten.

Da Lisette den ihr aufgebürdeten Diebstahl nicht bekennen wollte und nicht bekennen konnte, so wurde ihr von ihren Richtern die Folter angedroht. Das Gerücht sagt, daß sie wirklich in die Torturkammer geführt und gemißhandelt worden sey. Sie selbst sprach nie davon.

Länger als zwei Monate wurde die Unglückliche durch Verhöre und harte Ermahnungen geplagt. Man versuchte alles, um sie zum Geständnisse zu bringen. Endlich, da man sie durchaus dazu nicht bewegen konnte, entließ man sie. Es schien, als wäre jemand ins Mittel getreten, und habe durch seine kräftige Verwendung für sie ihre Freilassung bewirkt.

In das Haus ihrer Gebieterinn zurückzukehren, dagegen lehnte sich ihr Herz;

die Residenz zu verlassen, und ihre Zuflucht zu ihrer ersten Herrschaft zu nehmen, schien ihr auch nicht rathsam. Sie blieb in der Hauptstadt, miethete sich bei einer alten Frau ein, und war entschlossen, sich durch ihrer Hände Arbeit, durch Nähen, Stricken und Sticken zu ernähren.

In dieser Lage befand sich Lisette mehrere Wochen lang. Lindor gab sich Mühe, sie ausfindig zu machen, doch ohne Erfolg. Dieser brave, edle Mann hatte, überzeugt von Lisettens Unschuld, sich an Frau von Clarenau gewandt, und sie gebeten, sich für das unglückliche Mädchen zu verwenden. Diese treffliche Dame fühlte sich dazu verpflichtet, und that alles, um Lisettens Lage zu mildern. Ihren Bemühungen größtentheils verdankte diese ihre Freylassung.

Eines Tages ging Lisette in die Vorstadt. Es begegnete ihr Martinet, ser

ner ehrlose Entwender des goldenen Halsgeschmeides, redete sie freundlich an, und lud sie für morgen zu sich zu Tische. Lisette versprach zu kommen. Kaum hatte sie sich von ihm getrennt, als sie, mehr zu ihrer Bestürzung als Freude, auf Lindor stieß, der sich abermahls in der Residenz befand, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Sie erröthete bei seinem Anblicke und vermochte kaum einige verwirrte Worte zu stammeln.

Um so größer war Lindors Freude. Mit Herzlichkeit redete er sie an, und wünschte, mit ihr allein zu sprechen. Sie kehrte mit ihm nach ihrer Wohnung zurück. Hier ergoß sie sich in Klagen über das ihr widerfahrne Unglück, betheuerte unter Thränen ihre Unschuld, und fragte mit der ängstlichsten Besorglichkeit, ob man in ihrem Geburtsorte von ihren Unfällen unterrichtet sey.

Lindor suchte sie zu trösten, versicherte ihr, daß außer ihm und Frau von Clarenau niemand um die Sache wisse, und daß er und ihre vorige Herrschaft fest überzeugt wären, daß sie unschuldig sey.

O wenn sie davon wirklich überzeugt sind, sprach sie, so ist mein Kummer um vieles gemildert.

Lindor faßte sie traulich bei der Hand und sagte: Ich sah es voraus, daß es Ihnen, liebe Lisette, in der großen Stadt nicht so gehen werde, wie es ihr gutes Herz verdient. Ach, das Innere der Residenz ist nur für Menschen, die sich mit dem angenehmen Scheine der Dinge begnügen, kein Herz zu verlieren haben, oder so viel Kraft des Charakters besitzen, daß nichts mehr ihre gute Gesinnung zu ändern im Stande ist! Ihrer Erziehung, liebe Lisette, den Bedürfnissen Ihres Herzens, kurz Ihrem ganzen

Wesen ist das Leben einer kleinern Stadt weit angemessener. O darum eilen Sie zu uns zurück, Frau von Clarenau wird Sie mit Vergnügen wieder aufnehmen.

Wird sie dies? rief Lisette, wird sie dies wirklich?

Das wird sie gewiß! antwortete Lindor, und auch für mich wird es eine besondere Freude seyn, wenn ich Ihnen wieder nahe seyn kann.

Ich komme, Lindor, ich komme! versetzte das erfreute Mädchen. O nun bin ich nicht mehr verlassen und verkannt. Ich kann wieder in die Arme der Natur, der stillen häuslichen Freuden und der Freundschaft zurückkehren. O weg mit den lockenden Truggestalten der Residenzstadt, nur fern von ihr werden die Wunden heilen, die sie mir geschlagen hat.

Lindor war über diesen Entschluß Liset-tens nicht wenig erfreut, und gab ihr dieß deutlich zu erkennen. Er ging noch weiter, und gestand ihr mit einnehmender Offenheit, daß er für sie die aufrichtigste Zuneigung fühle, und gekommen sey, ihr Hand und Herz anzubieten; sie möchte sich nun offen erklären, ob sie mit freier Entschließung seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, und seine Gattinn werden könne. Für Lisette konnte nichts Ueberraschenderes kommen. Sie wurde durch Lindors Antrag ganz aus der Fassung gebracht. Als sie sich von der Verwirrung, in die sie gerieth, wieder etwas erholt hatte, sprach sie mit gesenktem Blikke: Lindor, ich habe Sie von jeher hochgeschätzt, und Ihre Tugenden haben mich immer sehr zu Ihnen hingezogen. — Aber das ahndete ich nie, daß Sie mir mit so viel Zuneigung zugethan wären. Sie haben mich

so überrascht, daß ich heute unmöglich mit Ruhe und Unbefangenheit auf Ihre Anfrage antworten kann. O Lindor, bedenken Sie wohl, daß auf mir ein schmählicher Verdacht ruhet, bedenken Sie wohl, was mit mir vorgefallen ist.

Ich habe alles bedacht, versetzte Lindor, und immer gefunden, daß mein Glück gegründet würde, wenn Sie meinen an Sie gethanen Wunsch zu erfüllen geneigt wären.

Lisettens Herz war tief gerührt. Sie hatte sich noch eine Stunde vorher elend geglaubt, jetzt fühlte sie sich durch Lindors Vertrauen über alle Maßen beglückt. Er schied von ihr mit der Bitte, daß sie alles wohl überlegen, und ihm morgen eine bestimmte Antwort geben möchte.

Den Tag darauf speiste Lisette bei Martinet. Er that gegen sie sehr verbindlich. Da er den Wein liebte, so trank

er auch jetzt so viel, daß seine Munterkeit bald in Lustigkeit überging. Er fing an, mit Lisetten zu schäkern. Bei diesen Scherzen wiederholte er mehrmahls die Worte: „Das läßt nicht übel! das läßt recht schön!“

Lisetten fiel dies auf; denn sie wußte es noch wohl, daß sie diese Worte gesprochen hatte, als sie sich in dem Spiegel betrachtete.

Sie verließ Martinet; aber die Worte: „Das läßt nicht übel! das läßt recht schön!“ wollten ihr nicht aus dem Sinne. Sie überlegte die Sache ruhiger, und kam auf die Vermuthung, daß vielleicht Martinet der Entwender des Halsgeschmeides sey.

Als Lindor sie bald darauf besuchte, theilte sie ihm im Vertrauen ihre Vermuthung mit, und fragte ihn um Rath, was

sie in dieser Sache mit gutem Gewissen thun könne.

Lindern, der sich von allen Umständen unterrichten ließ, kam die Sache auch ernsthaft vor, und er rieth Liseten, sie dem Polizeiminister anzuzeigen, und die nähere Untersuchung derselben dessen Klugheit zu überlassen.

Lindor verlangte hierauf zu erfahren, ob Lisette geneigt sey, seinen gestern ihr mitgetheilten Wunsch zu erfüllen und seine Gattinn zu werden. Lisette bat ihn, einige Wochen Geduld zu haben, wo sie ihm gewiß eine ganz bestimmte Antwort geben würde. Jetzt mache sie die Geschichte mit Martinet so unruhig und verwirrt, daß sie unmöglich mit der nöthigen Besonnenheit über einen Gegenstand nachdenken könne, der für sie und Lindor selbst von einer viel zu großen Wichtigkeit sey, als daß er übereilt werden könnte.

Linder war mit dieſer Erklärung zufrie-
den, und verließ die Reſidenz.

Liſette beſuchte den Polizeiminiſter, und theilte ihm ihre Vermuthung über Martinet mit. Der nicht nur kluge, ſondern auch edeldenkende Mann fand dieſe Vermuthung nicht leichtſinnig und ungegründet, und verſicherte Liſetten, daß er alles, was in ſeinen Kräften ſtände, thun werde, um die Sache ins Reine, und wenn möglich ihre Unſchuld an das Tageslicht zu bringen.

Mit erleichtertem Herzen verließ ſie den Polizeiminiſter, und flehte zu Gott, daß er ſie vor der Welt rechtfertigen und ihre Schuldloſigkeit offenbar machen möchte.

Der Polizeiminiſter traf ſogleich Anſtalten, Licht über Liſettens Angelegenheit zu verbreiten. Martinets Lebensweiſe, ſein Umgang, ſein Charakter, kurz ſeine ganze innere und äußere Lage ward der Gegenſtand

geheimer Nachforschungen der Polizei. Diese erfuhr, daß vor einigen Wochen mehrere polnische Juden bei ihm gewesen wären, die auch mit Juwelen handelten, daß er ihnen manches zum Kaufe angeboten habe, mit ihnen aber des Handels nicht einig geworden sey.

Jetzt glaubte der Polizeiminister sich berechtigt, den verdächtigen Martinet vor sich zu fordern. Der Polizeidiener, der ihn abholte, bemerkte, daß Martinet darüber in große Bestürzung gerieth, verwirrt sprach, und beim Abgehen seiner Frau etwas heimlich ins Ohr flüsterte.

Martinet erschien bei dem Polizeiminister; sein verworrenes Innere spiegelte sich nicht undeutlich auf seinem Gesichte ab, und der Minister, der sich auf die Schriftzeichen eines bösen Gewissens vollkommen verstand, zweifelte keinen Augenblick weiter an Mar-

einer Schuld, besonders nachdem ihm der Polizeidiener, mit dem er deßhalb insgeheim sprach, erzählte, welchen Eindruck die Einladung vor die Polizei auf Martinet und seine Frau gemacht habe.

Mein lieber Meister Martinet, sprach jetzt der Polizeiminister zu ihm, ich bin gezwungen, einige ernsthafte Worte mit euch zu sprechen, die euch vielleicht nicht gefallen werden. (Martinet veränderte die Farbe, und wurde blaß.) Es wird mich freuen, wenn eure Rechtfertigung mich zu der Ueberzeugung bringt, daß euch Unrecht geschehen sey. Ich will ohne Umstände und offen zu euch reden. Man hat euch im Verdacht, daß ihr ein goldenes Halsgeschmeide entwendet habt.

Was? rief Martinet, wer hat die Frechheit —

Nicht so hitzig, Meister Martinet! unterbrach ihn der Minister; ich liebe den Zorn

und das aufbrausende Wesen nicht. Die Sache kann ganz ruhig besprochen und ausgemacht werden. — Ihr werdet euch noch zu erinnern wissen, daß vor einigen Wochen polnische Juden zu euch gekommen sind, daß ihr ihnen verschiedenes zum Kaufe angetragen habt, des Handels aber nicht einig geworden seyd.

Martinet war, als er diese Worte vernahm, sichtbar bestürzt. Doch faßte er sich augenblicklich wieder. Ich erinnere mich, sprach er, ich habe ihnen goldene Spitzen und Tressen zum Kaufe angeboten, die noch ein Erbtheil von meinen Aeltern sind.

Der Polizeiminister schien einen Augenblick nachzudenken, dann griff er nach dem auf einem Tische liegenden Papier und dem Schreibzeuge. Ihr müßt mir vergeben, Meister Martinet, sprach er, daß ich so neu-

gierig bin, und dieſe Treſſen und Spitzen zu ſehen wünſche.

Martinet verſetzte, daß er ſogleich nach Hauſe eilen, und ſie ihm bringen wolle. Nicht doch! ſprach der Polizeiminiſter, dieſe Mühe will ich euch nicht machen. Auch haben wir noch mancherlei zu ſprechen. Eure Frau — — doch ſetzt euch hier an den Tiſch, Meiſter Martinet, und ſchreibt einige Zeilen an eure Frau, die wird uns wohl die Spitzen und Treſſen ſchicken.

Martinet ſetzte ſich hin, und wollte ſchreiben. Haltet inne, ſprach der Miniſter, ich werde euch vorſagen, was ihr ſchreiben ſollt.

Dieſe Worte brachten den unedlichen Martinet in die größte Verlegenheit. Er bat, der Miniſter möchte ſich um ihn nicht ſo viel bemühen, er werde die Zuſchrift an ſeine Frau ſchon ſelbſt abfaſſen. Ueberdem würde dieſe den Brief nicht verſtehen, wenn

ihn der Minister dictirte, weil er dann gewiß zu hoch und zu gelehrt für sie ausfallen würde.

Besorget das nicht, erwiederte der Minister, der Brief soll so verständlich seyn, daß ihn jedermann wird fassen können.

Martinet mußte sich nach vielen Weigerungen doch endlich dazu bequemen, zu schreiben, was ihm der Minister in die Feder dictirte. Die Zuschrift lautete so:

Liebe Frau.

Ich habe mit dem Polizeiminister über die fatale Geschichte offen gesprochen, und ihm alles anvertraut. Schicke mir sogleich die bewußten Sachen, die mir den polnischen Juden zum Kauf angeboten haben. Packe alles wohl ein, damit nichts verloren gehe.

Mit diesen Zeilen wurde ein Polizeidiener an Martinets Frau abgeschickt. Der Polizeiminister ging in ein Nebencabinett. Martinet, der vor ängstlicher Unruhe außer sich war, benutzte die Entfernung desselben, verließ das Zimmer und wollte dem abgeschickten Polizeidiener nacheilen. Doch nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, und beklagte sich gegen den Minister über die Rohheit und Härte seiner Leute, die ihm durchaus nicht hätten gestatten wollen, das Haus zu verlassen.

Der Polizeiminister lächelte und sprach: Werden sie nicht unwillig über den Eigensinn meiner Leute. Sie haben nur ihre Pflicht gethan. Sie lassen wohl jeden frei zu mir hinein, aus dem Hause aber nur denjenigen, der ein Billet von mir vorweisen kann.

Martinet befand sich wie auf feurigen Kohlen. Bald kehrte der Polizeidiener zu-

rück, meldete dem Miniſter, daß die Frau, an welche er den Brief gebracht habe, beim Leſen deſſelben blaß und faſt ohnmächtig geworden ſey, daß ſie die Hände gerungen, geweint und gejammert, und ihm dann dieſe Schachtel hier übergeben habe.

Als Martinet die Schachtel erblickte, ſank er dem Miniſter zu Füßen. Was ſoll das, Meiſter Martinet? ſprach dieſer; ſtehet auf, es erniedrigt den Mann, vor einem Menſchen zu knieen.

Verzeihung! Gnade! rief Martinet, dies iſt es, warum ich flehe.

Stehet auf! verſetzte der Miniſter; die Spitzen und Treſſen habt ihr doch wohl nicht entwendet; ſie ſind ja ein Erbtheil von den Aeltern.

Der Miniſter öffnete die Schachtel. Ernſthaft ſah er den Böſewicht an, der noch immer vor ihm auf den Knieen lag, und

beschämt, gleich einem Missethäter zur Erde niederblickte, und sagte: Martinet! Eure Frau hat sich vergriffen! sie hat nicht die rechte Schachtel geschickt. Ich finde hier keine Spitzen und Tressen, wohl aber ein goldnes Halsgeschmeide.

Ach, ich Unglücklicher! rief Martinet, der Satan hat mit mir sein Spiel getrieben, und mir den unseligen Gedanken eingegeben, diesen Schmuck zu entwenden.

Der Minister zog die Schelle. Martinet, sprach er, meine Pflicht gebietet mir, euch wehe zu thun. So schwer dies meinem Herzen fällt, so wenig kann ich unterlassen, wozu mich die Gerechtigkeit und mein Eid, sie zu handhaben, verbindet.

Es traten zwei Polizeidiener mit Gewehr in das Zimmer. Der Minister befahl, Martinet in das bürgerliche Gefängniß zu führen.

Noch in dieser Stunde ließ der Polizeiminister Liseten holen. Ich freue mich herzlich, sprach er zu ihr, daß ich Ihnen, Mamsel, eine frohe Nachricht mittheilen kann. Ihre Unschuld liegt am Tage. Martinet hat das Halsgeschmeide wirklich entwendet. Hier liegt es. Sie sind auf das vollkommenste gerechtfertigt. Verzeihen Sie, daß ich vor einigen Wochen mit Strenge gegen Sie verfuhr. Mein Amt machte es mir zur Pflicht. Ausgeübte Verbrechen zu entdecken, lasse ich mir stets angelegen seyn, wiewohl dieß Geschäft oft sehr unangenehm für mich ist; desto mehr freue ich mich, wenn ich eine Anklage ungegründet, und den Angeklagten unschuldig finde.

Liserte zitterte vor Freude. Thränen glänzten in ihrem Auge, und ihr Angesicht verklärte sich. Mit einem gen Himmel gerichteten Blicke sprach sie: Diese Stunde gibt

mir meine Ruhe wieder! Gott, wie danke ich dir dafür!

Der Polizeiminiſter meldete den Vorfall dem Gerichte, welches Liſettens Sache unterſucht hatte, und der Beſitzerinn des Halsgeſchmeides. Dieſe ließ Liſetten noch an dieſem Tage zu ſich einladen, und da ſie nicht bald erſchien, fuhr ſie ſelbſt zu ihr, und ſuchte durch ein verbindliches Benehmen wieder gut zu machen, was ſie durch ihre Anklage ſchlimm gemacht hatte. Sie lud ſie ein, wieder zu ihr zu kommen, und verſprach ihr, als Entſchädigung für die unſchuldig erlittene Schmach, eine nahmhafte Summe.

Dies letztere verbat ſich Liſette; aber in das Haus ihrer ehemahligen Gebieterinn auf einige Zeit zurückzukehren, verſprach ſie ſchon deßhalb, weil ſie mit Grund glaubte, daß dadurch diejenigen, die um ihre Unfälle wuß-

ten, am besten von ihrer Schuldlosigkeit überführt werden würden.

Das Gericht, von welchem Lisettens Sache untersucht worden war, that ihr eine Ehrenerklärung; ihre Frau behandelte sie mit ungemeiner Güte, und Alle, die von ihren ausgestandenen Ungerechtigkeiten und ihrer Unschuld hörten, beeiferten sich, ihr Beweise von Theilnahme, Achtung und Vertrauen zu geben.

Lisette schrieb jetzt an Linder, meldete ihm die glückliche Veränderung ihrer Lage, und ihren Entschluß, mit ihm in die gewünschte eheliche Verbindung zu treten.

Dieser Brief versetzte den redlichen Linder und das Clarenausche Haus in große Freude. Jener erschien bald in der Hauptstadt, und holte Lisetten als Braut nach seinem Geburtsorte, wo sie von Frau v. Clarenau,

ihren Kindern und allen Freunden und Bekannten aufs herzlichste empfangen wurde.

Martinets Vergehen ward strenge nach den Gesetzen bestraft. Jedermann freute sich, daß Lisettens Unschuld ans Tageslicht gekommen sey, und rühmte die Klugheit und Geschicklichkeit des Polizeiministers.

Lisette vergaß an der Seite eines rechtschaffenen Gatten, in dem Kreise redlicher Freunde und in dem Schooße der Natur sehr bald die Reize der großen Stadt, und lebte, entfernt von derselben, froh und glücklich.

XVII.

Nina an den Mond.

O wie freundlich blickst du nieder,
Lieber, stiller Mond, auf mich!
Du nur höreſt meine Lieder;
Holder Mond, wie lieb' ich dich!

In beſcheidenem Gewande
Gehſt du deine lange Bahn;
Sanfter Mond, in jedem Lande
Sieht man dich mit Liebe an!

Leucht' als Bild der Lieb' und Milde
Mir in dieſem Leben vor;
Freundlich hebt zu ſolchem Bilde
Sich mein Auge oft empor.

Da, wo Nacht und Schatten grauten,
Hellst du liebreich mir den Pfad;
Bild der innigsten Vertrauten,
Die mein Herz gefunden hat!

O drum blicke freundlich nieder,
Lieber, stiller Mond, auf mich;
Höre meine heitern Lieder;
Holder Mond, wie lieb' ich dich!

XVIII.

Das neue Jahr.

Sey getroſten Muthes, Charlotte, der, welcher über das Leben der Menſchen wacht, der alte Gott lebt noch immer, und verläßt die Seinen nicht. Was kommen ſoll, wird kommen, und alles wird gut ſeyn. Trockne dein Auge, liebe Frau, und erſchwere dir und mir die Leiden nicht.

So ſprach der Regierungsrath Herrmann zu ſeiner Gattinn, Charlotte, mit der er bereits ſechszehn Jahre in der glücklichſten Ehe gelebt hatte. Gegenſeitige Achtung, Vertrauen und innige Freundſchaft beglückte ihren Bund, und nie war der eheliche Friede unter ihnen geſtört worden.

Ihr Leben floß meist ruhig und harmlos dahin. Bei Unfällen und Leiden fanden sie in dem Glauben an eine Vorsehung die heilsamste Quelle des Trostes und der Beruhigung. Ihre Einkünfte waren mäßig; Genügsamkeit und Charlottens haushälterisches Talent schützten sie indeß gegen bange Nahrungssorgen; und konnten sie gleich nichts zurücklegen, so reichten sie doch mit ihrer Einnahme aus, und waren dabei mit Gott, der Welt und sich selbst zufrieden.

Zur Erheiterung ihres Lebens trug sehr viel Sophie, ihre Tochter, bei. Mütterlich von der Natur mit geistigen Anlagen ausgestattet, nahm Sophie durch ihr sanftes, freundliches, liebreiches Wesen alle Herzen für sich ein. Ihr widmete der Vater die meisten Stunden, in welchen er frei von Amtsgeschäften war, und bildete mit aller Sorgfalt ihren Geist. Die Mutter unter-

wieß sie in weiblichen Arbeiten, und leuchtete ihr mit einem Beispiele weiblicher Tugend vor, welches von großem Einflusse auf Sophieen war. So mußte es kommen, daß Sophie das liebenswürdigste, beste Mädchen wurde.

Leider wurde das häusliche Glück dieser kleinen edlen Familie mit einemmahle gestört, und die Tage stiller Heiterkeit in Tage banger Traurigkeit verwandelt. Herrmann, der trefliche Gatte und Vater, fing an zu kränkeln. So sehr er bisher die Hülfe des Arztes zu vermeiden gesucht hatte, so sah er sich doch jetzt in der Nothwendigkeit, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen.

Die Arzneien, die ihm verschrieben wurden, brachten nicht die gewünschte Wirkung hervor; sein Uebel verschlimmerte sich, und der Arzt bemerkte bald, daß es mit Herrmann zu Ende gehe, und verhehlte es dem-

selben nicht, daß er an der Lungensucht leide, die unheilbar schiene.

Herrmann, ein Mann von festem Charakter, ergab sich mit Entschlossenheit in sein Schicksal, nur der Gedanke an seine Gattinn und Sophie störte ihn bisweilen in seinem Gleichmuthe; denn sobald uns Bande der Freundschaft und Liebe an diese nichtige Erde fesseln, wird uns das Scheiden von ihr schwer, das uns unter andern Umständen vielleicht willkommen gewesen wäre. Aber auch Herrmann fürchtete es nicht; vorübergehend waren seine bangen Gefühle; bald wirkte sein fester Glaube an eine weise, väterliche Weltregierung auf sein Herz, und flößte ihm Muth ein, dieses Land der Prüfung zu verlassen, flößte ihm die tröstliche Hoffnung ein, daß der, welcher der Guten Vater ist, seine Frau und Tochter

nicht vergessen, sondern väterlich für sie sorgen werde.

Es war am letzten Tage eines dahin geschwundenen Jahres, als Charlotte ihren Gatten bei der Hand faßte, und ihn mit Blicken voll Wehmuth ansah. Ihm fiel dieser Blick auf. Liebes Weib, sprach er mit schwacher Stimme, dir liegt etwas auf dem Herzen.

Charlotte brach in Thränen aus. O Herrmann! erwiederte sie, und verbarg ihr Gesicht an seinem Herzen: vielleicht ist, dies das letzte Jahr, das wir mit einander leben. Meine Seele ist gerührt, wenn ich die Freuden überdenke, die ich auch in diesem Jahre an deiner Seite genossen habe, und voll Angst und Betrübnis mein Herz, wenn ich mir vorstelle — doch — o Herrmann, bester Gatte, bester Vater! — was soll aus mir — was soll aus Sophien werden? —

Sie konnte nicht weiter sprechen; Thränen eines zerrissenen Herzens hinderten sie daran —

Herrmanns Seele wurde durch den Anblick der leidenden Gattinn erschüttert. Mein Weib, mein liebes, redliches Weib, sprach er gerührt, warum so ängstlich und traurig? Scheiden müssen wir alle; einige Jahre früher oder später! Charlotte, liebe, treue Gattinn, weine nicht — erschwere mir nicht das Herz. Im Grab' ist Ruh — o laß mich in Frieden zu dieser Ruhe eingehen.

Herrmann? schluchzte Charlotte, du gehst zur Ruhe ein, aber dein Weib, deine Tochter bleiben in Unruhe zurück.

Sey getrosten Muthes, Charlotte, sprach jetzt Herrmann die schon angeführten Worte: der, welcher über das Leben der Menschen wacht, der alte Gott lebt noch im-

mer, und verläßt die Seinen nicht. Was kommen soll, wird kommen, und alles wird gut seyn. Trockne dein Auge, liebe Frau, und erschwere dir und mir die Leiden nicht.

Charlotte wurde ruhiger. Der morgende Tag, sprach sie, wird mich an so manches frohe Neujahrsfest erinnern. Ach, fast immer traten wir das neue Jahr mit fröhlichem Sinn und tröstlicher Hoffnung an; morgen wird meine Seele nur Schmerz empfinden.

Warum nur Schmerz? versetzte der Gatte. Der gute Mensch soll seinen Glauben und seine Hoffnung nie verlieren, und auch in Stunden der Widerwärtigkeit mit freier Seele, mit ruhigem Sinn auf Gott sehen und ihm ganz vertrauen. — Wie manche süße Hoffnung kannst du morgen fassen, liebe, gute Mutter! — Sophie, ist sie nicht eine gute, liebe Tochter? Kannst du nicht

ven ihr das Beste erwarten? Wird sie nicht immer deiner Erziehung Ehre machen? Wird sie nicht einst Andre beglücken, und das Gute verbreiten, das sie ihrer treuen Mutter verdankt?

Das arme Mädchen! erwiederte Charlotte, ach, wenn ihr einst der Vater fehlt, der sie so liebreich und weise geleitet hat, wird ihr dann nicht alles, alles fehlen?

So lange sie, sprach Herrmann, eine so verständige, rechtschaffene Mutter zur Seite hat, wird ihr nichts mangeln. — Das liebe Mädchen! könnten wir ihr nur morgen einen frohen Tag machen! Jedes neue Jahr brachte ihr bisher ein Kleid: diesmahl — ach die Summe, die für ihr Neujahrsgeschenk bestimmt war, muß der Apotheker und Arzt erhalten.

Bei diesen Worten trat Sophie in das Zimmer. Das fünfzehnjährige Mädchen blüh-

te gleich einer Rose. Bescheiden trat sie zu ihren Aeltern, und erkundigte sich mit sanfter Theilnahme um das Befinden des Vaters. Herrmann reichte ihr die Hand und sagte: Wenn ich dich, liebe Sophie, sehe, so regen sich in meinem Innern immer die schönsten Hoffnungen, und ich denke: Sophie wird immer edel und liebenswürdig seyn; dann fühl' ich mich wohl, und vergesse es ganz, daß ich krank bin.

Die Tochter beugte sich nach der Hand des Vaters, und küßte sie. Lieber Vater, sprach sie, möchte Sie Gott noch recht lange erhalten! dann werde ich glücklich seyn.

Die Nacht verging. Herrmann konnte nur wenig schlafen. Er verließ das Bett, setzte sich an seinen Schreibetisch und schrieb. Charlotte erwachte, und fand ihn schreibend. Sie trat zu ihm, und wünschte ihm Glück zum neuen Jahre. Er zog sie an

sein Herz, und sagte: Gutes Weib, auch in diesem Jahre soll deine innere Ruhe nicht gestört werden. Habe Dank für die vielen reinen Freuden, die du mir in so reichlichem Maaße gewährt hast. Erst seitdem ich mit dir verbunden bin, hat die Welt Reiz, und das Leben Bedeutung für mich erhalten.

Charlotte verließ den Gatten, um einige häusliche Geschäfte zu ordnen. — Sophie war angekleidet. Sie wünschte, Vater und Mutter zu sprechen, aber der erste ließ niemanden vor sich. Er schrieb mit Eifer fort, und erst gegen neun Uhr Vormittags durften Charlotte und Sophie vor ihm erscheinen.

Sophie trat vor den Vater, an dessen Seite die geliebte Mutter saß. Mit thränendem Auge wünschte sie ihren Aeltern Glück zum neuen Jahre, dankte ihnen so

innig für die ihr bisher erwiesenen Wohlthaten, daß Vater und Mutter tief gerührt wurden, und überreichte jenem ein Papier, das folgende Ergießungen ihres Herzens enthielt:

Heut' am frohen Jahrestage
Nah' ich mich voll Lieb' und Dankbarkeit!
Sorglos war bis heute meine Lage,
Froh verschwand mir meine Lebenszeit.

Daß mir, frei von Druck und Leiden,
Meiner Jugend Zeit verfloß,
Dies und alle, alle meine Freuden
Dank' ich Ihnen, theure Aeltern, blos.

O für alles, alles, was mit Liebe,
Was mit Treue Sie an mir gethan,
Nehmen Sie, erzeugt vom reinsten Triebe,
Meines wärmsten Dankes Opfer an.

Möcht' doch auch in diesem neuen Jahre
Ihre Lieb' und Güte mich erfreun!
Dafür will ich dankbar bis zur Bahre
Ihnen, Theure, Herz und Leben weihn.

Herrmann las diese Strophen laut vor. Sie bewegten ihn und seine Gattinn. Beide zogen Sophieen an ihr Herz. Es war eine rührende Scene. Alle vergossen Thränen der Liebe, Hoffnung und Wehmuth.

Meine Tochter, sprach der gerührte Vater, möge in diesem und in allen folgenden Jahren des Himmels Seegen auf dir ruhen! Sey immer thätig, freundlich und gut, damit Gott und Menschen dich lieben. — Es hat deinen Aeltern sonst Freude gemacht, dich beim Eintritt in ein neues Jahr mit einem Kleide zu beschenken. Wie gerne thäten wir es auch heute! — Aber, liebe Tochter, unsre Umstände lassen es für jetzt nicht zu.

O lieber, guter Vater! sprach Sophie, und küßte beiden Aeltern die Hand. Nur Ihre Liebe und Güte schenken Sie mir auch in diesem Jahre, dann bin ich reichlich beschenkt, dann bleibt mir nichts zu wünschen übrig.

Gute Tochter! versetzte der Vater, bleibe allezeit so gut. — Er zog jetzt ein versiegeltes Papier hervor. Ohne Neujahrsgeschenk kann ich dich nicht lassen, sprach er; hier, Sophie, nimm dieses Papier, es ist das Köstlichste, was dir dein Vater heute zu reichen vermag. Er übergibt es dir mit dem liebevollsten, gerührtesten Herzen. Er wird die Welt mit der tröstlichen Ueberzeugung verlassen, daß Sophie den Inhalt beherzigen und den Erwartungen entsprechen wird, die sie durch ihr bisheriges Leben von sich erregt hat.

Mit kindlichem Danke nahm Sophie das Papier an. Noch eins, liebe Tochter, sprach der Vater. Dies Papier entsiegelst du nicht gleich. Erbrich und lies es — wann dein Vater nicht mehr ist. —

Sophieen traten die Thränen ins Auge. Weinend bog sie sich über den Vater. Die Worte erstarben ihr auf der Zunge. Tief gerührt zog sie die Mutter von des Vaters Herzen an das ihrige. Zwischen Wehmuth und Hoffnung getheilt, verlebten diese edle Seelen den ersten Tag im neuen Jahr.

XIX.

Der erste May.

Fortsetzung.

Der redliche Herrmann glaubte nicht, daß er noch viel von dem neu angetretnen Jahre genießen würde; zu deutlich schien der Tod sich ihm anzukündigen, und er sah diesem letzten, aufrichtigsten Freunde mit gefaßtem Geiste entgegen.

So beschwerlich ihm auch das Reden wurde, so sprach er doch jetzt, gegen seine sonstige Gewohnheit, gerne viel. Mit Freude und Dank erzählte er den Seinigen manches aus seiner Lebensgeschichte.

Einst Tages erinnerte er sich mit lebhaftem Vergnügen an einen seiner redlichsten ältesten Freunde, Wilhelm Tellinger. Er gehört unter diejenigen, sprach er, denen ich mein größtes Vertrauen geschenkt, und dessen Tugenden ich immerfort aufrichtig verehrt habe.

Der Sohn vortreflicher Aeltern, genoß Tellinger die sorgfältigste Erziehung, und wurde, da sich schon in seiner frühsten Jugend nicht gemeine Talente bei ihm entwikkelten, zum Studieren bestimmt. Ich machte seine Bekanntschaft auf der Universität Göttingen. Hier genossen wir die reinsten Freuden, welche Künste und Wissenschaften, Natur und Freundschaft dem Menschen gewähren. Sein geläuterter Sinn fürs Schöne, sein Eifer für alles Gute und Edle, und die liebenswürdige Bescheidenheit, durch die er Aller Herzen für sich gewann, zogen mich

mächtig zu ihm hin. Wir verſtanden uns bald, und wurden die innigſten Freunde. Durch ſeinen Umgang wurde ich für manche Entbehrungen ſchadlos gehalten; ſeine Freundſchaft gab meinem akademiſchen Leben Reiz, den es ſonſt für mich nicht hatte; und die Stunden, die ich an ſeiner Seite verlebte, ſind mir noch in der Rückerinnerung ſüß. Seitdem wir uns in Göttingen trennten, haben wir einander nicht geſehen. Eine Reihe von Jahren hindurch unterhielten wir einen freundſchaftlichen Briefwechſel, der aber auch eingegangen iſt. Mein Freund ſtieg zum Juſtizrathe, und hat als ſolcher gewiß viel Gutes um ſich verbreitet. Wie wohl thäte es meinem Herzen, wenn ich vor meinem Tode noch etwas von ihm erführe. Dir, liebe Sophie, trage ich es auf, ihm, wenn ich nicht mehr bin, meinen Tod zu melden, und dem redlichen Freunde

zu versichern, daß ich als sein wärmster, aufrichtigster Freund gestorben sey.

Der Winter verging, und noch lebte Herrmann, zur Freude der Seinigen. Mit seiner belebenden Kraft und Freundlichkeit erschien der Frühling. Heiter kündigte sich der May an. Am ersten Tage dieses Monats trat Sophie mit einem Rosenstocke in des Vaters Stube. Er war ein großer Freund von Blumen, besonders von Rosen. Freundlich näherte sich ihm die Tochter. Lieber Vater, sprach sie, hier bringe ich Ihnen zum ersten May ein paar aufgeblühte Röschen. Sie sind von meiner Hand gepflegt worden; ein dankbares Herz reicht sie Ihnen.

Herrmann sah die Tochter mit einem Blick voll väterlicher Liebe an, reichte ihr die Hand, und sagte: Sophie, meinen herzlichen Dank! Sinnbild weiblicher Anmuth

und Sittſamkeit war mir von jeher die Roſe. O ſey ihr gleich, meine Sophie! ſey ſtets, was deine gute Mutter immer war, ſtill, heiter, beſcheiden, edel in deinen Sitten.

Sophie küßte dem Vater die Hand. Sie ſprach kein Wort, aber ihr Blick und die Thräne, die ihr von der Wange perlte, verrieth deutlich genug die fromme Empfindung des Herzens. Herrmann ſah freundlich den Roſenſtock an. Sophie ſagte er, den pflanzet auf mein Grab; lange wird es nicht währen, ſo bin ich nicht mehr unter Euch.

O Vater, lieber, guter Vater! verſetzte Sophie, und vergoß Thränen, noch lange ſoll Sie der Himmel uns erhalten! Sie ſind ja zu unſerm Glücke ſo unentbehrlich — ohne Sie kann weder die Mutter, noch ich recht glücklich ſeyn.

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft, und es trat ein ehrwürdiger Mann ins Zimmer.

Sophie und Herrmann bewillkommten den Unbekannten aufs liebreichste. Er setzte sich an Herrmanns Bett, und erkundigte sich mit sichtbar inniger Theilnahme um sein Befinden. Es kam auch Charlotte herbei. Der Fremde benahm sich gegen sie auf die verbindlichste Weise.

Dem kranken Herrmann kamen manche Züge in des Unbekannten Gesichte nicht fremd vor; doch wußte er sich nicht deutlich zu erinnern, denselben jemahls gesehen zu haben. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung reichte der Fremde Herrmannen die Hand, und sagte: Kennst du mich noch immer nicht, alter, redlicher Freund?

Herrmann sah ihn forschend an, und wußte nicht, was er auf diese unerwartete Anrede antworten sollte.

Du kennſt alſo deinen Freund Wilhelm Tellinger nicht? fragte der Unbekannte, und breitete ſeine Arme nach Herrmann aus.

Jetzt erwachte Herrmann wie aus einem Traume. O Gott! rief er, mein alter, treflicher Freund! mein guter, edler Tellinger!

Es war rührend, die innige Freude dieſer braven Männer mit anzuſehen. Eine männliche Zähre trat in Beider Auge; der Geiſt der innigſten, aufrichtigſten Freundſchaft umſchwebte ſie, und machte ihnen den Augenblick des unverhofften Wiederſehens zu einem der ſchönſten, freundlichſten Augenblicke ihres Lebens. Herzlichen Antheil nahmen Charlotte und Sophie.

Wilhelm Tellinger erzählte ſeinem Freunde, daß ihm vor kurzem ſeine Gattinn geſtorben ſey, daß er ſich durch eine Reiſe

über ihren Verluſt zu zerſtreuen ſuche, und geglaubt habe, daß er nirgends mehr Troſt und Beruhigung finden würde, als bei ſeinem alten, treuen Freunde Herrmann.

Meine Glücksumſtände, erzählte Tellinger weiter, veranlaſſen mich, zufrieden und dankbar gegen die Vorſehung zu ſeyn. Aber was helfen uns alle Schätze der Welt, wenn uns Seelen entriſſen werden, die wir mit Innigkeit lieben, und derer Anhänglichkeit und Freundſchaft unſer größtes Erdenglück ausmacht. O meine geliebte Gattinn — du hätteſt ſie kennen ſollen, lieber Herrmann! ſie war die weibliche Sanftmuth und Güte ſelbſt! Unvergeßlich wird mir ihr Verluſt ſeyn, und meine Liebe und Verehrung zu ihr nur mit meinem Leben endigen.

Herrmann ſah gerührt ſeinen Freund an; Charlotte und Sophie konnten nur mit Mühe die Thränen zurückhalten, die ſich in

ihr Auge drängten. Herrmann reichte Tellingern die Hand, und sagte: Mein treuer Freund, die Pflicht des frommen Menschen ist, auch den schmerzhaftesten Verlust mit stiller Ergebung und Fassung des Gemüthes zu ertragen.

Wohl wahr! versetzte Tellinger, und der Gedanke, daß über unser ganzes Leben eine weise, heilige Vorsehung waltet, gewährt mir immer den größten Trost. Könnte sich auch unser Herz in trüben Stunden nicht durch den Glauben an einen Gott erheben und erheitern, o dann wäre das Leben voll Ungemach und Unbeständigkeit, oft schwer zu ertragen, und es wäre für den fühlenden Menschen besser, wenn er nie geboren worden wäre.

Tellinger erzählte nun vieles von seiner gestorbenen Gattinn. Der Himmel, sprach er, hat uns nur ein einziges Kind, einen

Sohn, geſchenkt. Obgleich meine Amalie ſchwach und durch manches körperliche Leiden gedrückt war, ſo ſtillte ſie doch ihren geliebten Säugling ſelbſt. Ich wollte ſie ſchonen, und ſchlug ihr vor, eine Amme aufzunehmen. Sie war dazu nicht zu bewegen. Es iſt meine Pflicht, ſprach ſie, das Kind, das mir Gott geſchenkt hat, ſelbſt zu ſtillen. Wie könnte ich es auch einer fremden Perſon überlaſſen? Bin ich nicht ſeine Mutter? habe ich nicht als ſolche das Recht zu der hohen Freude, die ein holder Säugling einer liebenden Mutter gewährt? Nein, dieſe ſelige Freude will ich nicht leichtſinnig einer Fremden überlaſſen.

Amalie ſtillte alſo ihr Kind durchaus ſelbſt. Eines Morgens, da der lächelnde Säugling an ihrer Bruſt lag, rief ſie mich zu ſich. Lieber Mann, ſagte ſie, blicke doch deinen kleinen Sohn an. Freut es dich

nicht, ihn an der Bruſt ſeiner Mutter zu ſehen? Hätteſt du eine ſo große Freude an ihm, wenn er in den Armen einer beſoldeten Amme läge, die nichts für ihn fühlte, nichts weiter für ihn thäte, als wozu ſie ihre Beſoldung ſchlechterdings verpflichtete?

Freunde! dieſer Anblick rührte mich zu Thränen. Gute, liebe Amalie! war alles, was ich auf ihre Frage antworten konnte. So reizend und ehrwürdig zugleich war ſie mir noch nie vorgekommen.

Ein andermahl las ſie in Allwills Briefſammlung von Friedrich Jacobi, welcher ihr Lieblingsſchriftſteller war, den ſie über alles verehrte. Mann, rief ſie mir mit der Miene einer Triumphirenden zu, komm ſchnell her zu mir, und höre an, was mein lieber treflicher Jacobi mir tief aus der Seele geſchrieben hat.

Ich trat zu ihr, und sie las mir in dem Tone einer Hocherfreuten eine Stelle aus einem Briefe Amaliens an ihre Freundinn Sylli vor.

Charlotte öffnete ihres Mannes Bibliothek, und reichte Tellingern Allwills Briefsammlung.

Ich sehe das holde, treffliche Weib vor mir, sprach Tellinger, wie sie mit Engelsfreundlichkeit mir folgende Stelle vorlas:

„Du hast selbst dein Kind gestillt, wie ich auch thue. Darüber geht auch nichts. Wenn so ein kleines Wesen ausgeschlafen hat, und nun gestillt ist, und liegt einem da im Schooße, und fängt an zu girren vor Lust, und sich zu regen vor Lust, und fängt an zu lachen und zu scherzen mit der Mutter, die ihm alles, alles ist: ach, Sylli! weiß es, was die Mutter, weiß es, was es selbst ist? Nichts weiß es. Aber

es hängt an der Mutter, und hat so Recht, so unaussprechlich Recht, an ihr zu hängen! Sage, liebe Sylli, wenn das süße, holde Wesen so vor dir lag unter deinen Augen, und hinauf schaute, und hinaufreichte mit allen seinen Gliedern; dich hatte und dich suchte; unbegreiflich dir dankte, unbegreiflich dich liebte; wenn du es dann an dich drücktest, und an dich herztest, fal teten beim Umfassen sich deine Hände nicht von selbst; deine Augen, hatten sie einen andern offenen Weg als nach dem Himmel, und konntest du das Beten lassen? Mir däucht, wenn das Vater Unser nicht schon da gewesen wäre, ich hätte es hundert und hundertmahl erfunden!“

Dem redlichen Tellinger traten beim Vorlesen dieser schönen Stelle Thränen ins Auge.

Mehrere von Jacobis Schriften, erzählte er weiter, Einiges von Göthe, Klopstock, Schiller, Wieland, Herder, Matthisson, Voß und Tiedge, machten ihre Bibliothek aus, zu der sie in solchen Stunden ihre Zuflucht nahm, wo keine häuslichen Arbeiten sie beschäftigten, und ihr Geist sich nach Nahrung, ihr Herz nach Erhebung und Erheiterung sehnte. Bei dem Lesen lagen immer Feder und Papier vor ihr. Gefiel ihr irgend eine Stelle besonders, so schrieb sie dieselbe aus, und so entstand nach und nach eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften der edelsten Geister Deutschlands.

Als Hausfrau verdiente meine Amal die größte Achtung. Ihr häuslicher, stiller Sinn billigte es nie, daß so viele ihres Geschlechtes und Standes sich den Zerstreuun-

gen außer ihrem Hause leichtsinnig hingaben, und das Glück da suchten, wo es nicht zu finden ist. Sie hielt es nicht unter ihrer Würde, sich das Ganze des Hauswesens angelegen seyn zu lassen, und sich Geschäften zu unterziehen, die andere Frauen gern dem Gesinde überlassen. Dabei wußte sie Einfachheit mit Geschmack, und Geschäftigkeit mit Anstand und Würde auf das schönste zu verbinden. Freunde! so eine Gattinn habe ich verloren. —

Einer ihrer sehnlichsten Wünsche war, dich, lieber Herrmann, mit deiner Familie persönlich kennen zu lernen, und ihren einzigen Sohn, der jetzt in Hamburg in einem Handelshause lebt, versorgt zu sehen. Keiner dieser Wünsche wurde erfüllt. Sie ahndete es kurz vor ihrem Ende, und las mir noch zwei Tage vor ihrem Hinscheiden mit

Rührung und sichtbarer Beziehung auf dieſe zwei Herzenswünſche die Worte Klopſtocks vor:

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmſten Wunſch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will.

Noch vieles erzählte Tellinger von ſeiner treflichen, ihm zu früh entriſſenen Amalie. Die Freunde betrauerten mit ihm von Herzen ihren Verluſt. Sophiens Innres wurde mit Ehrfurcht gegen Amalien erfüllt, und mit ſtiller, frommer Beſcheidenheit betete ſie zu Gott, daß er ſie werden laſſen möge, was Tellingers Gattinn geweſen, und was ihre geliebte Mutter ſey. Heiliger Friede ſenkte ſich nach dieſem Gebete in ihre Bruſt;

gen außer ihrem Hause leichtsinnig hingaben, und das Glück da suchten, wo es nicht zu finden ist. Sie hielt es nicht unter ihrer Würde, sich das Ganze des Hauswesens angelegen seyn zu lassen, und sich Geschäften zu unterziehen, die andere Frauen gern dem Gesinde überlassen. Dabei wußte sie Einfachheit mit Geschmack, und Geschäftigkeit mit Anstand und Würde auf das schönste zu verbinden. Freunde! so eine Gattinn habe ich verloren. —

Einer ihrer sehnlichsten Wünsche war, dich, lieber Herrmann, mit deiner Familie persönlich kennen zu lernen, und ihren einzigen Sohn, der jetzt in Hamburg in einem Handelshause lebt, versorgt zu sehen. Keiner dieser Wünsche wurde erfüllt. Sie ahndete es kurz vor ihrem Ende, und las mir noch zwei Tage vor ihrem Hinscheiden mit

Rührung und sichtbarer Beziehung auf diese zwei Herzenswünsche die Worte Klopstocks vor:

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will.

Noch vieles erzählte Tellinger von seiner treflichen, ihm zu früh entrissenen Amalie. Die Freunde betrauerten mit ihm von Herzen ihren Verlust. Sophiens Innres wurde mit Ehrfurcht gegen Amalien erfüllt, und mit stiller, frommer Bescheidenheit betete sie zu Gott, daß er sie werden lassen möge, was Tellingers Gattinn gewesen, und was ihre geliebte Mutter sey. Heiliger Friede senkte sich nach diesem Gebete in ihre Brust;

ihr Herz ſagte ihr, daß der Himmel es erhören, und daß ſie einſt der Liebe und Achtung guter, edler Menſchen würdig ſeyn werde.

Lieber, treuer Tellinger, ſprach Herrmann in gerührtem Tone: du findeſt mich nahe an den Pforten des Todes. Aber ſey überzeugt, daß ich nun mit leichterem Herzen ſcheiden werde, da ich dich noch einmahl geſehen habe. Der erſte May war mir ſeit meinem zwanzigſten Jahre her ein ſchöner, feyerlicher Tag. Am erſten May erblickte unſer redliche A.. in Schleſien das Licht der Welt, und du weißt, wie ſehr ich dieſen biedern Freund von ächt deutſchem, gediegenen Charakter ehre und liebe, und wie ſehr er der Hochachtung aller Guten würdig iſt. Aber nie hat der erſte May mich ſo froh und glücklich gemacht als dieß

mahl. Gedankt sey es dem Himmel, der es dir eingab, mich heute zum Glücklichen zu machen!

Herrmann vergaß seine Krankheit. Heiter war den ganzen Tag über seine Seele, und Charlotte wünschte, daß noch viele Tage so wären, wie dieser erste May.

XX.

Die letzte Stunde.

Fortsetzung.

Wilhelm Tellinger beschloß, sich einige Tage bei seinem kranken Freunde aufzuhalten. Er lernte Charlotten und Sophieen näher kennen, und die Folge davon war, daß er für Beide die größte Achtung fühlte. Herrmann, sprach er einmahl zu seinem Freunde, mit dem er sich allein befand, es muß dir schwer werden, von der Erde zu scheiden. Wer eine so liebe, treffliche Gattinn und eine Tochter hat, wie deine Sophie, dem kann der Tod nicht willkommen seyn.

Du hast Recht, lieber Freund, versetzte Herrmann, der Gedanke an Charlotte und

Sophie beunruhigt bisweilen mein Herz; ungern, mit Schmerz verlasse ich sie, die das Glück meines Lebens ausmachten. Nur mein Glaube, daß Gott nach meinem Tode sie nicht verlassen, sondern väterlich für sie sorgen werde, gibt mir Trost und Beruhigung.

Die Gegenwart Tellingers hatte auf Herrmanns Befinden den wohlthätigsten Einfluß. Er fühlte seine körperlichen Uebel weniger, sprach viel, und mit guter Laune, war fast immer heiter, und erregte dadurch bei den Seinigen die Hoffnung, daß er ihnen noch lange leben werde.

Doch mit einemmahle änderte es sich mit dem Kranken. Er wurde ungewöhnlich matt, verlor den Appetit, empfand ein inneres Brennen, und vermochte nicht mehr viel zu sprechen.

Charlotte und Sophie erschracken über diese plötzliche Veränderung. Der Arzt, der herbeieilte, fand den Zustand des Kranken gefährlich, und verrieth durch seine unbestimmten, zweideutigen Antworten deutlich genug, daß er Herrmanns Ende nahe glaube.

Sophie jammerte an dem Krankenbette des geliebten Vaters, Charlotte schien in dumpfer Betäubung; innigen Antheil nahm Tellinger.

Herrmann fühlte, daß seine letzte Stunde sich nahe. Mit einem Blick voll Rührung und frommer Ergebung sah er Gattinn und Tochter an. Meine Lieben, stammelte er leise, Gott ruft mich bald zu sich. Reicht mir noch zum letztenmahle die Hand.

Charlotte bog sich über ihren Gatten hin, und ihre Thränen flossen. O du, dem

ich die schönsten Freuden des Lebens verdanke, lieber, edler Mann! jammerte sie; nimm meinen herzlichsten Dank dafür. O könnt' ich mit dir von dieser Erde scheiden! Ohne dich, was wird mir nun das Leben seyn?

Charlotte, versetzte Herrmann, dir bleibt noch viel auf Erden übrig, dir bleibt Sophie und die Sorge für sie. Sey ihr stets die zärtliche, liebevolle Mutter, die du ihr bisher gewesen bist. Doch verzeihe, daß ich dich um etwas bitte, wozu dich ohnehin dein Herz mächtig genug antreibe. Charlotte, bestes, edelstes Weib, das ich kenne — o wie soll ich dir für deine Liebe und Treue danken, durch welche du mir mein Leben versüßt hast? Gottes Segen über dich, liebes, treues Weib!

Sophie hatte des Vaters Hand ergriffen, und sie mit Thränen der kindlichsten

Liebe benetzt. Ihr Schmerz benahm ihr fast ganz die Sprache. Lieber, beſter Vater! war alles, was die erſchütterte Tochter vorbringen konnte.

Sophie, ſprach Herrmann, und legte ſeine Hand auf ihr Haupt, nimm meinen väterlichen Segen. Sey immer edel und fromm, lebe heitre Tage, und beglücke Alle, mit denen du in nähere Verbindung kommſt.

Mit einem Blick der Liebe und des Danks ſah er Tellinger an, reichte ihm die Hand, und verſchied noch in dieſer Stunde. Charlotte und Sophie beweinten ihren großen Verluſt; auch Tellinger vergoß Thränen um den entſchlummerten Freund, und Alle, die den redlichen Herrmann kannten, nahmen innigen Antheil an ſeinem Tode. Seinem Leichenbegängniſſe wohnten mehrere hundert Menſchen bei; mit eindringen-

der Beredsamkeit und Wahrheit schilderte der geistliche Redner die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen, und rührte viele Zuhörer zu Thränen; Tellinger blieb noch einige Tage bei den Zurückgelassenen seines Freundes, und trennte sich dann von ihnen nicht ohne sichtbare Wehmuth.

XXI.

Das Neujahrsgeschenk.

Fortsetzung.

Ungern vermißt der Mensch alles, woran er sich einmahl gewöhnt hat, so sehr auch das Streben nach Veränderung und Neuheit seiner Natur eigen zu seyn scheint. Am schwersten fällt ihm immer der Verlust derjenigen, mit denen er vielleicht eine längere Reihe von Jahren in Liebe und Vertrauen gelebt, gewirkt, geduldet hat. Natürlich war es daher, daß Charlotte und Sophie lange Zeit hindurch den Verlust des redlichen Gatten und Vaters nicht vergessen,

und nie ohne Schmerz und tiefe Wehmuth an ihn denken konnten.

Sophie wußte ſich lange nicht zu tröſten. Ach, ſie hatte ihrem Vater ihre ganze Bildung, ihren innern Frieden, ihren Glauben an Gott und Unſterblichkeit, kurz ſie hatte ihm unendlich viel, ſie hatte ihm alles, was ſie war, glaubte und hoffte, zu verdanken! Um ihn floſſen ihre Thränen, ihm galten die Seufzer der Wehmuth, die ihrer Bruſt entfuhren, ihm die Klagen einer dankbaren, gefühlvollen Tochter.

Als ein Heiligthum bewahrte Sophie das Papier auf, welches ſie von dem entſchlummerten Vater am letzten Neujahrsfeſte ſtatt des gewöhnlichen Neujahrsgeſchenkes erhalten hatte. Nur nach ſeinem Tode ſollte ſie es — ſo war ſein Wille — öffnen.

Sophie wußte, daß ihr Vater viel auf Ruhe des Gemüths hielt, und oft die Worte

fallen ließ: der Mensch sollte allezeit gefaßten Gemüthes seyn, besonders sollte er seine wichtigeren Geschäfte mit gesammeltem, besonnenem Geiste vornehmen.

Sie würde das ihr so heilige Papier gleich am Tage seines Dahinscheidens oder seines Begräbnisses geöffnet haben, hätte nicht die Erinnerung an diese Worte des Vaters sie davon abgehalten. Fassen wollte sie sich vorerst und ihren Geist sammeln, ehe sie die Schrift läse.

An einem der schönsten Morgen des Mays fühlte Sophie in ihrem Innern eine sanfte, fromme Wehmuth; ihr Herz war zu religiösen Betrachtungen gestimmt, und bewegt durch Ahndungen einer alles leitenden Vorsicht. Diese Stimmung schien ihr zum Oeffnen und Lesen des väterlichen Vermächtnisses die beste.

Sophie nahm das Papier des Vaters und den schönsten ihrer Rosenstöcke, den sie auf das Grab des Entschlafenen pflanzen wollte. Sie trat in den Garten, der an das Wohnhaus grenzte. Hier ergriff sie der Anblick einer Laube, in welcher der Vater oft mit ihr gesessen, sie unterrichtet und zum Guten ermuntert hatte, mit Macht und tiefer Wehmuth. Sophie wankte nach dem Lieblingsplätzchen des Verewigten, an dem so viele süße Erinnerungen hingen. Vor sich stellte sie den Rosenstock hin, trocknete ihr Auge, und erbrach das versiegelte Papier des Vaters. Es enthielt Folgendes:

An meine Tochter Sophie.

Ich fühle es, meine herzlich geliebte Tochter, daß ich zwar den Anfang dieses Jahres erlebt habe, das Ende desselben aber

nicht erreichen werde. Ehe ich von dieser Erde scheide, muß ich noch einige Worte zu Dir, meine Sophie, sprechen, deren Wohl mir so sehr am Herzen liegt. Wie tröstlich und erfreuend ist es für mich, daß ich mit Zuversicht von Dir erwarten darf, du werdest mich mit Theilnahme hören, und die Lehren, die ich Dir ans Herz lege, nicht vergessen und unbefolgt lassen.

Manche Freude ist mir auf Erden zu Theil geworden, aber keine glich der, die ich empfand, wenn Du, meine geliebte Tochter, deinen Aeltern Beweise von Liebe, Folgsamkeit und Dankbarkeit gabst. Ach, für einen redlichen Vater gibt es keine reinere und größere Wonne, als ein gutes, liebenswürdiges Kind, und keine schönere, süßere Hoffnung, als die, daß dieses Kind einmahl der Welt nützen und nach Kräften Glück um sich verbreiten werde. Sophie! Dein Grabe

nah, dankt Dir dein Vater mit Rührung, daß Du ihn oft jene Wonne fühlen, diese Hoffnung fassen ließest.

Bald werde ich diese Welt verlassen. Bliebe nicht deine edle Mutter, bliebest Du, meine Tochter, nicht zurück — dann schiede ich nicht ungern, dann schiede ich mit heiterer Seele. Euch verlassen zu müssen, stimmt in manchen Augenblicken mein Herz zur Wehmuth. Nur der Gedanke, daß Du, liebe Sophie, die Tage deiner guten Mutter erheitern werdest, und mein fester Glaube, daß der, der die Schickungen lenkt, stets Euer Vater seyn werde, tröstet und beruhiget mich. Ich nehme von dieser Erde die Hoffnung, daß Du allezeit fromm und tugendhaft leben werdest, und den Wunsch, daß Du immer glücklich seyn mögest! in ein anderes, besseres Leben mit.

Ich lasse deine Mutter und Dich, liebe Tochter, in keinen blühenden Glücksumständen zurück; aber darben werdet ihr darum nie. Wer Geschicklichkeit und Lust zur Arbeit besitzt, hat ein einträgliches Capital, das ihn nicht leicht Noth leiden lassen wird. So wenig ich einen gewissen Wohlstand verschmähe, und so gut ich weiß, daß äußerliches Vermögen in den Händen des Guten eine wünschenswerthe Sache, drückende Armuth hingegen eine Feindinn des Wohlbefindens und bisweilen der Tugend selbst sey: so bin ich doch überzeugt, und weiß es aus eigener Erfahrung, daß zum Glücklichseyn eben nicht Reichthum erfordert werde, und daß man auch bei mäßigen Einkünften, wenn nur Herz und Seele gesund sind, recht zufrieden und froh leben könne.

Aber der Umstand, daß ich kein Vermögen zurücklasse, müsse Dich, meine Tochter

besonders, zu zwei Tugenden ermuntern: zur Arbeitsamkeit und zur Genügsamkeit. Bilde alle deine Kräfte mit allem Eifer aus, und suche besonders in weiblichen Fertigkeiten Fortschritte zu machen. Hast du dir diese erworben, so nütze damit der menschlichen Gesellschaft, und unterstütze deine redliche Mutter im Erwerben des Unterhaltes. Auch wenn ich dir die größten Reichthümer zurückließe, müßte ich dich als gewissenhafter Vater zu all' diesem ermuntern, müßte ich dich dringend auffordern, dich allseitig auszubilden, und immer thätig zu seyn. Nur der thörichte, verzogene Mensch schämt sich der Arbeit; dem Vernünftigen und Guten ist sie so unentbehrlich wie dem Fische das Wasser. Sie stärkt Körper und Geist, und nie befinden wir uns wohler, als wenn wir ein tüchtiges Tagewerk vollendet haben. In der Jugend sey

lends iſt roſche, ſtete Thätigkeit von unendlich hohem Werthe; ſie iſt die Vorbereiterinn eines frohen Alters und der beſte Schutzengel der Tugend.

Viele Menſchen, die ſo manche Urſache zur Zufriedenheit hätten, wiſſen von keinem Erdenglück, und klagen nur über das Ungemach, die Sorgen und Leiden dieſes Lebens. Forſcht man nach dem Grunde davon, ſo findet man oft, daß ſolche Menſchen blos darum nicht glücklich ſind, weil ihnen die Tugend der Genügſamkeit eine unbekannte Sache iſt. Sie wollen nur genießen; ſie wollen immer mehr als ſie bereits beſitzen; ſie können bei Andern nichts ſehen, ohne lüſtern darnach zu werden; ſie ſtreben nach dem, was ihnen fehlt, und verſchmähen das, was ſie wirklich haben: ſie ſind, mit einem Worte, ungenügſam und darum nicht glücklich. Gleiche Du ihnen nicht, meine Tochter! Zu-

frieden mit dem, was Dir der Himmel schenkt, sey es auch nicht viel, genieße die Freuden des Lebens mit ungetrübter Brust, begnüge dich mit deiner Lage, und preise Andere nicht glücklich, weil sie mehr haben als Du, Dich nicht unglücklich, weil dir weniger beschieden ist. Ach, das weibliche Herz ist diesem Fehler so sehr unterworfen! Verführt durch die Regungen der Eitelkeit, strebt es gewöhnlich nach immer mehr Genuß, nach immer mehr Gütern, nach Prunk und Glanz; selten ist es genügsam, selten bescheiden in seinen Wünschen, selten ohne geheime Mißgunst gegen diejenigen, die mehr besitzen und einen größern Aufwand machen. Es weiß nicht, daß gerade unter diesen scheinbaren Glücklichen, wahres Glück am wenigsten anzutreffen sey. Genügsamkeit ist eine Hauptquelle reiner Lebensfreuden; sie sey, meine Tochter, stets dein Eigenthum. Sollte dich der Himmel

vielleicht einſt in beſſere äußerliche Umſtände verſetzen, ſo ändre dies deine Denkungsart nicht, mache Dich nie ſtolz und übermüthig, nie einer einfachen, vernünftigen Lebensweiſe untreu.

Bei der Mühe, die Du Dir in weiblichen Arbeiten gibſt, vernachläßige deinen Geiſt nie. In deinen Erholungsſtunden wirſt Du Muße genug finden, Dich durch Geſpräche mit verſtändigen Menſchen und das Leſen nützlicher Schriften mehr auszubilden. Treibe aber, liebe Tochter, das Leſen nicht ſo, wie es von ſo vielen deiner Mitſchweſtern getrieben wird. Lies nicht, um die Zeit zu tödten, und deine Einbildungskraft vielleicht auf Koſten des Verſtandes und Herzens zu beſchäftigen und in phantaſtiſchen Bildern herumzuwiegen, ſondern um die Anzahl deiner Kenntniſſe und Einſichten zu vermehren, deine Pflichten vollſtändiger kennen zu lernen, und dein Herz zu

heitern Ansichten der Welt zu erheben und zu guten Vorsätzen und Handlungen zu ermuntern. Lies mit Bedacht, nicht viel und mit Auswahl. Sehr nützlich wäre es, wenn du das Gelesene immer kurz niederschriebest. Bei deiner Lectüre ziehe immer, wenn möglich, einen gesetzten, vernünftigen Mann zu Rathe, und lies nur das, was er dir vorzüglich empfiehlt. Die meisten Romane enthalten ein gefährliches, schleichendes Gift; ich warne dich väterlich vor denselben; die wenigen guten, die wir besitzen, wirst du zum Theil in meiner Büchersammlung finden. Es wird dein Nutzen seyn, wenn du die Schriften eines Gellert, Zollikofer, Weiße, Campe Salzmann, Ewald, Marezoll, Matthisson, Tiedge, Schiller, einer la Roche und ähnlicher Schriftsteller und Schriftstellerinnen lieb gewinnst, und in denselben Unterhal-

tung, Belehrung und Erheiterung des Herzens ſuchteſt.

Gegen deine Nebenmenſchen betrage dich, meine Tochter, ſtets freundlich, gefällig und edel. Du weißt, ich habe, durch mein Amt dazu veranlaßt, mit Menſchen aus den verſchiedenſten Claſſen Umgang gehabt; ich habe dadurch die Menſchen, und, durch Beobachtung meiner ſelbſt, den Menſchen ziemlich genau kennen gelernt. Willſt du meine Meinung über unſer Geſchlecht erfahren, ſo vernimm ſie in den wenigen Worten: „Die Menſchen ſind in der Regel beſſer, als wir ſie uns gewöhnlich vorſtellen, und ſelten ſo gut, als ſie ſcheinen wollen. Nicht Bosheit iſt ihre Erbſünde, wohl aber Unzuverläßigkeit, Unbeſtändigkeit und ein leidiges Streben nach kleinlichen Dingen, ein unruhi-

ges Hinsehen nach dem Irdischen und Hinfälligen, und Vernachläßigung des Höhern, Ueberirdischen und Unsichtbaren.“ Es liegt in dem Menschen — tief in seiner Brust — sehr viel, unendlich viel, mehr als er selbst ahndet und glaubt, es liegt in ihm die Anlage zu dem edelsten, erhabensten Wesen. Aber sie bleibt gewöhnlich in ihm verborgen, wie der Feuerfunke im Steine, den kein Stahl berührt. Nichtswürdige Dinge fesseln ihn; an ihnen stumpft er die edlern Kräfte ab, die nur eine Gottheit in seine Brust senken konnte. Dieser Klippe ist besonders das weibliche Geschlecht ausgesezt, das von dem Himmel himmlische Gaben erhalten hat, die es jedoch nicht gehörig zu benutzen versteht.

Viel Edles liegt in dem weiblichen Herzen, aber dicht an dasselbe grenzt ein Labyrinth von Leidenschaften und kleinlichen

Beſtrebungen, die dem Manne von geſetztem Charakter mißfällig werden, und ſeine Achtung gegen ein Geſchlecht ſchmälern müſſen, das er vielleicht ſo gerne ehren möchte. Wohl, Achtung, Ehre dem Weibe, das eine rühmliche Ausnahme macht, und ſich den kleinlichen Beſtrebungen ſeines Geſchlechtes nicht hingibt. O meine Tochter! höre die Bitte deines dich zärtlich liebenden Vaters: fliehe nichtswürdige Klätſchereien, fliehe die Unart, aus Eitelkeit oder Neid Andere zu verkleinern, dein Herz durch Mißgunſt zu erniedrigen, und in Geſellſchaft in fades Geſchwätz über fade Gegenſtände mit einzuſtimmen. Liebe ein verſtändiges, beſonnenes, menſchenfreundliches Weſen, und da, wo du nicht vernünftig über bedeutendere Dinge ſprechen darfſt, da bleibe weg. Freilich wirſt du dann ſehr oft wegbleiben müſſen; aber ich wiederhole noch Einmahl die

Bitte: bleibe weg! Es ist besser, einsam zu leben, als in geschmacklosen, kleinlichdenkenden Zirkeln die kostbare Zeit zu verschwenden, und aus denselben Leerheit des Herzens, Mißmuth, oder eine verderbte Gesinnung mit nach Hause zu bringen. Lasse dich nie von kleinlichen Dingen fesseln — ein Fehler, von welchem wenige deines Geschlechtes ganz frei sind. Wer auf solche Dinge seine Blicke wirft, dessen Geist sinkt tief in Nichtswürdigkeiten herab, und verliert das Gefühl seiner Anlagen und Kräfte. Das beste Mittel, sich gegen dergleichen Verirrungen zu schützen, ist ein thätiges, arbeitvolles Leben, das der Seele nicht Zeit läßt, auf Kleinigkeiten zu verfallen.

Noch muß ich dir, meine Tochter, einige Worte über den Umgang mit Personen vom männlichen Geschlechte sagen, und dich mit väterlicher Herzlichkeit bitten, sie

wohl zu erwägen, und nie zu vergeſſen. Der Umgang mit geſetzten, gebildeten Männern hat für ein Mädchen den größten Vortheil; er ſtärkt den Geiſt deſſelben, und flößt ihm Sinn für das Ernſthaftere, Beſſere ein, ſo wie der alleinige Umgang mit Frauenzimmern es leicht für jene Nichtswürdigkeiten ſtimmt, vor welchen ich dich eben gewarnt habe. Man frage die Lebensgeſchichte aller ausgezeichneten, vorzüglich gebildeten Damen, und man wird vernehmen, daß der Umgang mit treflichen Männern den größten Einfluß auf ihre Ausbildung, und daß ſie größtentheils ihm alles, was ſie wußten, einſahen und waren, zu verdanken hatten. Biſt du einſt ſo glücklich, meine Tochter, des Umgangs weiſer Männer gewürdigt zu werden, ſo benutze denſelben mit Eifer und Dank zu deiner Ausbildung und Veredlung.

Aber fliehe die Gesellschaft jener jungen Männer, die es sich zum angelegentlichen Geschäfte machen, dem weiblichen Geschlechte süße Artigkeiten und Schönheiten zu sagen, um sich in die Gunst desselben einzuschmeicheln. Wie viele deiner Mitschwestern unterliegen den Lockungen solcher jungen Herren, und beweinen am Ende die leichtsinnig vertändelte Zeit, oft wohl gar die verlorne Reinheit des Herzens. O sey auf deiner Huth, meine Tochter! und vermeide die Netze, die von fesselnden Schmeichlern dem weiblichen Geschlechte gestellt werden. Der Mann von Charakter und edler Gesinnung ist bescheiden, und will, daß auch Andere bescheiden seyen. Er wird daher mit dem Lobe, das er Andern in ihrer Gegenwart ertheilt, nicht verschwenderisch umgehen, und ihnen oft nur durch einen Blick, einen Händedruck, ein hingeworfenes Wort die

Hochachtung zu erkennen geben, die er im Innern für sie fühlt. Ein Mensch, der, ohne selbst zu erröthen, und in einem Athem, ohne Bedenken, ohne Zurückhaltung Schmeicheleien vorsagt, ist in der Regel eine gemeine Seele, ehrt uns im Grunde nicht, sondern ist entweder innerlich gleichgültig gegen uns, oder hat eigennützige, unredliche Absichten mit uns. Diese Heuchler halten Mädchen und Weiber für Puppen, geschaffen, damit die Männer mit ihnen spielen. Den Umgang mit solchen Menschen fliehe sorgfältig, meine Tochter! Er entnervt den Geist, und tödtet die bessern Gefühle des Herzens. Verstopfe deine Ohren gegen ihre Schmeicheleien, sie enthalten ein gefährliches Gift, und wahre dein Herz vor dem Einflusse ihrer Artigkeiten. Wer dir ohne Anstand übertriebene Schönheiten versagt, und sich bestrebt, dich dahin zu bringen,

daß sie dich bethören, gegen den fasse Mißtrauen. Er meint es nicht redlich mit dir.

Erlaubt sich jemand in deiner Gegenwart Reden und Handlungen, die dem Wohlstande und der weiblichen Sittsamkeit zuwider sind, so fliehe ihn als deinen Feind. Er hält dich für nichtswürdig genug, daß du an seinen Sittenlosigkeiten Gefallen finden, wenigstens keinen Anstoß daran nehmen werdest — die größte Beleidigung, die einem feinfühlenden, ehrliebenden Mädchen widerfahren kann. Nur der, welcher sich dir mit Bescheidenheit naht, und in seinem ganzen Betragen, in seiner ganzen Handlungsweise eine edle Gesinnung und Charakter verräth, nur der genieße deine Achtung. Ungescheut dürfe es niemand wagen, in deiner Gegenwart die Gesetze des Wohlstandes und der Sittsamkeit zu übertreten.

Wenn du, liebe Sophie, die Reinheit deines Herzens sorgfältig als dein größtes Kleinod bewahrst, deine Pflichten treu erfüllst, gegen deine gute Mutter und deine Wohlthäter dankbar bist, und Andere durch liebenswürdige Sitten für dich gewinnst, dann wird des Himmels Segen über dir ruhen. Ja das Leben hat viel Ungemach, Sorgen und Leiden, und die Erfüllung der Pflicht fällt oft beschwerlich; aber der, dessen Herz einen Gott glaubt, eine Fortdauer nach diesem Leben ahndet, und dem vertraut, der unsichtbar über alles waltet, wird nie verzagen, sondern still und heiter dem Grabe zuwandeln. Fällt dir irgend eine auszuübende Pflicht schwer, meine Tochter! so denke daran, daß sie ein göttliches Gebot sey; bist du mit deiner Lage nicht zufrieden, so erinnere dich, daß Gott dich in dieselbe versetzt habe; drücke

dich ein Kummer, ein Leiden, ſo zweifle nicht, daß es dir von der Vorſehung zugeſchickt ſey, die dich prüfen und deine Tugend läutern will; umgibt ein trübes Dunkel deine Tage, öffnet ſich dir nicht die kleinſte freundliche Ausſicht, leuchtet dir kein Stern der Hoffnung: o ſo thue nur das deine, und gib dich ganz der Leitung deſſen hin, der alles zum Beſten wendet, vertraue ſeiner Vaterhuld, und tröſte dich mit der Ausſicht auf ein beſſeres Land, das die ſehen ſollen, die in den Prüfungstagen dieſes Lebens bewährt gefunden worden ſind.

Und nun leb' wohl, meine geliebte Tochter! Ehre deine Mutter, ehre auch das Andenken deines Vaters durch treue Befolgung ſeiner Lehren und Bitten. Sey allezeit gut und glücklich. Gott mit dir, meine Tochter!

Mit gerührter Seele und hoher Andacht las Sophie dies theure Vermächtniß des geliebten Vaters. Bei mancher Stelle floſſen ihre Thränen, erhob ſich ihr Blick gen Himmel. Des Verewigten Lehren, ſeine Aufforderungen und Bitten drangen tief in das Herz der verſtändigen, dankbaren Tochter. Sie nahm den Roſenſtock, ging nach dem Gottesacker, und pflanzte ihn auf das Grab des Vaters. Die frömmſten Gefühle erfüllten ihre Bruſt, die beſten Vorſätze begleiteten ſie.

XXII.

Sophie.

Beſchluß.

Es war nicht viel, was Herrmann den Seinigen hinterlaſſen hatte. Charlotte, ſeine verwittwete Gattinn, fand es für nöthig, ſich noch mehr als bisher einzuſchränken. Sie verkaufte ihre Wohnung, und zog in ein kleineres Haus. Hier lebte ſie mit ihrer Tochter ſtill und eingezogen, vermied allen Aufwand, und erwarb durch weibliche Arbeiten ſo viel, als zu ihrem Auskommen nöthig war.

Mit treuer Sorgfalt ſuchte ſie Sophiens Geiſt auszubilden, und ihr Herz immer mehr

zu veredeln. Sophie belohnte die Bemühungen der Mutter durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, durch Gefälligkeit und Dankbarkeit.

Weibliche Arbeiten, Lesen nützlicher Schriften, mündliche Unterhaltungen über Gegenstände des Lebens, tägliche Spaziergänge in der schönen Natur, und zuweilen ein freundschaftlicher Besuch — dies war es, womit Charlotte und Sophie ihre Zeit füllten. Nie hatten sie über Langeweile, nie über Mangel an angenehmer Unterhaltung zu klagen.

In der Stadt, in welcher sie wohnten, wurden häufig Bälle gegeben. Charlotte ließ ihre Tochter dieselben nicht besuchen, und Sophie fühlte auch keinen Drang dazu, ob sie gleich eine Freundinn vom Tanzen war. Mehrere Freunde machten Charlotten Vorwürfe darüber, und meinten, sie sorge für

das Beſte ihrer Tochter auf keine vernünftige Weiſe. Es wäre durchaus nöthig, Sophieen mit der Welt bekannt zu machen, und ſie daher an öffentlichen Luſtbarkeiten Theil nehmen zu laſſen.

Charlotte erwiederte auf ſolche Vorſtellungen: daß ſie ihre guten Gründe habe, warum ſie ihre Tochter an ein ſtilles, eingezogenes Leben gewöhne; es ſey für ſie das Zuträglichſte; Sophie müſſe jetzt nicht die rauſchenden Vergnügungen der Stadt, nicht den Leichtſinn und die Eitelkeit der Jugend, ſondern ihr Herz und ihre Pflichten kennen lernen; wüßte man ihr, der Mutter, Geſellſchaften vorzuſchlagen, in welchen ihre Tochter Nahrung für Geiſt und Herz fände, und Gelegenheit bekäme, im Guten Fortſchritte zu machen, ſo wolle ſie keinen Augenblick Bedenken tragen, ſie in ſolche Geſellſchaften einzuführen. So lange ſie aber

überzeugt ſey, daß bei öffentlichen Luſtbarkeiten, ſo wie ſie zur Zeit beſchaffen wären, das Herz ihrer Tochter leicht Schaden nehmen konne, ſo lange werde ſie ſie von denſelben zurückhalten, und ihr mit mütterlicher Treue oft wiederholen: daß die ſtillen, häuslichen Freuden die ſchönſten, ſüßeſten und reinſten Freuden auf Erden ſeyen, und daß man nur im engen Kreiſe edler Seelen wahres Vergnügen genießen könne.

Indeß führte Charlotte Sophieen jedes Jahr zweimahl auf den Ball. Sie hielt es für ihre Pflicht, die Tochter ſelbſt dahin zu begleiten, und auf ihr Benehmen und das Betragen Anderer gegen ſie ein wachſames Auge zu führen. So wie die Mitternachtsſtunde ſchlug, verließen Mutter und Tochter den Tanzſaal, und begaben ſich zur Ruhe, ſo wie den Tag darauf an ihre beſtimmten Geſchäfte.

So wuchs Sophie zum verſtändigſten, beſten Mädchen der Stadt heran. Man klagte mit Recht über böſe Zeiten. Alle Lebensmittel ſtiegen im Preiſe, und des baaren Geldes wurde immer weniger. Auch Charlotte fühlte den Druck der Zeit, und konnte nur mit Mühe die nöthigen Ausgaben beſtreiten.

In dieſer Zeit lernte die Gräfinn von Braunfels, eine Dame von vielen weiblichen Tugenden und eine Freundinn des ſtillen Lebens, Sophieen kennen, und gewann ſie lieb. Da ſie ſich ſchon längſt eine Geſellſchafterinn und für ihre zwei kleinen Töchter eine Gehülfinn bei der Erziehung wünſchte: ſo that ſie Sophieen das Anerbieten, ſie nach der Hauptſtadt, wo ſie wohnte, zu begleiten, und bei ihr zu leben.

Sophieen war der Gedanke, ſich von der Mutter zu trennen, unangenehm; da

aber Charlotte selbst jenes Anerbieten für annehmbar hielt, und für die Gräfinn schon deshalb ein gutes Vorurtheil faßte, weil sie eine innige Verehrerinn der Religion, und eine Freundinn der Evangelischen oder Mährischen Brüder war, so beschloß Sophie, dem Winke der Vorsehung zu folgen und die Einladung der Gräfinn anzunehmen.

Sophie kam vier Jahre nach des Vaters Tode in das Haus der Gräfinn. Hier wurde sie mit Liebe und Vertrauen empfangen. Der Graf von Braunfels, ein würdiger, gut gebildeter Mann, theilte die Freude seiner treflichen Gattinn über Sophieens Ankunft, und behandelte diese stets mit feiner Delicatesse.

Die Kinder des Grafen hingen bald mit aller Liebe an Sophieen, und die Gräfinn schenkte ihr nach wenigen Monaten ihr ganzes Vertrauen.

Sophie fühlte sich glücklich. Was sie zu hoffen nie gewagt hatte, wurde ihr zu Theil, ein angenehmes, freudenreiches Leben. Mit Dank gegen die Vorsehung und ihre Wohlthäter genoß sie ihr Glück, zu dessen Vollendung ihr nur die Gegenwart und unmittelbare Theilnahme der Mutter fehlte.

Ein Jahr lang hatte Sophie in dem gräflichen Hause gelebt, als der Sohn des Justizrathes Tellinger, ein fein gebildeter, treflicher junger Mann, in der Hauptstadt ankam, um sich daselbst eine Zeitlang, der Erfahrung halber, in dem Hause eines berühmten Banquiers aufzuhalten. Sein Vater hatte vor Jahren dem Grafen von Braunfels wichtige Dienste geleistet, und dieser suchte sich dafür auch dadurch erkenntlich zu beweisen, daß er den Sohn Eduard mit viel Wohlwollen empfing, und ihn ein-

lud, sein Haus zu besuchen, so oft es ihm beliebe.

Eduard Tellinger nahm diese Einladung mit Dank an, und erschien jeden Sonntag bei dem Grafen zur Tafel. Da an derselben an diesem Tage immer viele Fremde und Freunde des Hauses Theil nahmen, so ist es erklärbar, wie Sophie diesen jungen Mann öfters sehen konnte, ohne etwas Näheres über ihn, ohne selbst seinen Namen zu erfahren. Aber seine verständigen Reden, sein gefälliges, bescheidnes, edles Wesen machten auf ihr Herz den tiefsten Eindruck. Sie gestand sich heimlich, daß ihr noch kein junger Mann so wohl gefallen habe — sie fühlte sich zu ihm hingezogen, und hatte doch nicht den Muth, die Gräfinn über seinen Namen, seinen Stand und seine Verhältnisse zu befragen.

Sie erfuhr auf dieſe Weiſe nicht, daß Eduards Vater ihr perſönlich bekannt, und der vertrauteſte Freund ihres Vaters geweſen ſey.

Auch Eduard Tellinger blieb gegen Sophieens Vorzüge nicht gleichgültig. Mit Wohlgefallen beobachtete er ſie, und geſtand ſich endlich, daß nie ein Mädchen auf Erden den Bedürfniſſen ſeines Herzens ſo vollkommen entſprechen, und ſich zu einer Lebensgefährtinn für ihn eignen werde, als Sophie.

Charlotte, Sophieens Mutter, wurde krank. Kaum erfuhr dies die Tochter, als ſie ſogleich zu ihr eilte. Wenige Tage nach ihrer Abreiſe zur Mutter erhielt Eduard Tellinger die traurige Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, und einige Zeilen von dem Verewigten, die er kurz vor ſeinem

Dahinscheiden an den Sohn niedergeschrieben hatte.

Eduards Herz wurde durch die erhaltene Nachricht sehr angegriffen. Die Zeilen des Vaters setzten ihn in nicht geringere Unruhe. Er forderte ihn durch dieselben auf, die Wittwe seines Freundes Herrmann zu besuchen, ihr seinen Tod zu melden und die Bekanntschaft der Tochter Sophie zu machen. „Du wirst; schrieb er, in Sophieen ein verständiges, liebenswürdiges und rechtschaffenes Mädchen finden. Es scheint mir, als wenn sie sich vor allen andern zu deiner Gattinn eignete. Findest du sie so, o so lege ich dir die letzte Bitte in diesem Leben ans Herz: Suche Sophieens Liebe zu gewinnen, und tritt mit ihr in eheliche Verbindung.“

Eduard, der gewohnt war, sich nach jedem Winke des würdigen Vaters zu richten, und dem diese letzte Bitte desselben für ei-

ne heilige Aufforderung galt, kam mit sich selbst in Widerspruch. Es schien ihm Pflicht, des Vaters letzten Wunsch zu erfüllen; aber sein Herz war nicht mehr frei; es schlug mit Verehrung und Liebe für die liebenswürdige Gesellschafterinn der Gräfinn von Braunfels. Zwar kannte er weder den Stand noch die innere und äußerliche Lage derselben näher; selbst ihren Namen hatte er nie nennen hören; aber wohl bekannt war ihm ihr holdes einnehmendes, edles Wesen, und sein Herz rief ihm mit mächtiger Stimme zu: Nur mit ihr kannst du glücklich seyn!

So mit sich im Streite, wußte er lange nicht, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Endlich faßte er den Entschluß, nach dem Wohnorte der verwittweten Herrmann zu reisen, was ihm schon die Nothwendigkeit einer Zerstreuung anrieth.

Eduard erreichte die Stadt, in welcher Charlotte Herrmann lebte, und ſtieg in ihrem Hauſe ab. Sophie war bei einer Freundinn. Charlotten ſelbſt fand er kränkelnd; jedoch befand ſie ſich bereits auf dem Wege der Beſſerung, und hatte ſchon das Bett verlaſſen können.

Eduard meldete ihr den Tod ſeines Vaters, und freute ſich über die herzliche Theilnahme, die ſie ihm auf eine ungeheuchelte Art bewies. Ihr freundliches, ſanftes, ächt weibliches Weſen nahm ihn bald für ſie ein, und er konnte ſich nicht verhehlen, daß, wenn die Tochter der Mutter gleiche, ſein Gefühl für ſie beſtochen werden würde.

Endlich erſchien Sophie. Eduard erblickte ſie, und erſtaunte nicht wenig. Er traute ſeinem Auge kaum, als er in ihr die Geſellſchafterinn der Gräfinn erkannte. Sophie war nicht minder betroffen. Unerklär-

bar schien ihr Eduards Erscheinung. Er näherte sich ihr bescheiden, und versicherte, daß es ihn ungemein freue, sie hier unvermuthet anzutreffen. Ein gleiches versicherte auch Sophie in Rücksicht seiner.

Eduard erzählte ihr kurz die Veranlassung seiner Reise nach dieser Stadt. Sie war freudig überrascht, als sie vernahm, er sey der Sohn des würdigen Justizrathes Tellinger, und bezeigte ihm die herzlichste Theilnahme an dem Verluste eines so trefflichen Vaters.

Sie sind, fragte Eduard, wahrscheinlich mit der Tochter des Hauses bekannt? Es soll ein liebenswürdiges Mädchen seyn. Mein Vater war ihr sehr zugethan.

Das Rosenroth der Bescheidenheit färbte bei diesen Worten Sophieens Wange. Mit sichtbarer Verwirrung deutete sie ihm an, daß sie selbst die Tochter des Hauses sey.

Sophie Herrmann? rief Eduard überrascht aus, und war voll Freude, als seine Frage bejaht wurde. — Eduard verweilte einige Tage bei Charlotten und Sophieen, und trug dieser Herz und Hand an. Sophie war bald für ihn ganz entschieden; in der festen Ueberzeugung, daß sie an seiner Seite glücklich leben werde, gab sie ihm nach einem Monate das Jawort.

Nach Verlauf eines halben Jahres war die Trauung. Eduard ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, und nahm seine Schwiegermutter zu sich. Sie leben nun in schönem Verein glückliche Tage, und wirken auf Erden viel Gutes.

XXIII.

Das Glück des Lebens.

Freundlich lächelte an das Chor der Göt-
ter Leandern,
Als er, ein liebliches Kind! leise zu
athmen begann.
Fröhlich wuchs er heran, der Säugling zum
raſcheren Knaben,
Und zum Jüngling' der Knab', muthig
ſich nähernd dem Mann.
Mächtig ſchlug ihm das Herz, geſchaffen für
Freundſchaft und Treue;
Kühn zu umfaſſen die Welt ſtrebte der
feurige Geiſt.
Tief im Innern dämmerte auf des höheren
Lebens

Und des reineren Glücks seelenerhebendes Bild.
Da beschlossen im unerforschlichen Rathe die Götter,
Ihm zu entziehen die Hand; daß er mit eigener Kraft
Seines Daseyns hehre Bestimmung fühl' und ergründe,
Und er selber sich sey Schöpfer des bleibenden Glücks.
Dieses zu haschen, entbrannte Leanders männliche Seele;
Voll erhabner Begier rang er als Jüngling und Mann.
Aber nicht bald ward ihm des Sieges stärkende Freude,
Oft war fruchtlos der Kampf, gänzlich verfehlet das Ziel.
Zweimahl kehrt er bekränzt vom Platz der olympischen Spiele,

Laut als Sieger gerühmt; aber dies
macht nicht sein Glück.
Rastlos strebet der Geist Leanders nach höherem Ruhm,
Und den Musen weiht er und dem Apollo die Kraft.
Seht! es rinnet ihm jetzt die nimmer versiegende Quelle
Ewiger Jugend; es flicht Phöbos dem Sänger den Kranz;
Und von Munde zu Munde ertönen die lieblichen Lieder,
Die, begeistert, er sang; aber das
macht nicht sein Glück.
Zwar gewähret ihm Wonne noch immer die himmlische Dichtkunst;
Doch nach Höherem sehnt sich des Gepriesenen Herz;
Endlich das Glück zu haschen, vertraut des Oceans Fluthen

Sich der Feurige an, ſuchet, und findet es nicht.
Dreimal begrüßt er mit neuer Hoffnung Afrika's Küſte,
Und mit Würden und Ehr' krönt ihn das fernere Land.
Unbefriedigt jedoch, mit immer ſteigenden Wünſchen,
Kehret der Wanderer heim, zürnend dem böſen Geſchick.
Was iſt (fragt er voll Zweifel) das Glück? wo iſt es zu finden?
Ueberall ſucht' ichs und fand: Nichtigkeit, Träume und Schein!
Tobendes Herz! wann wird dein heiliges Sehnen geſtillet?
Ach! wann ſteigt vom Olymp ſeliger Friede auf dich?
Während Leander im Innern dergleichen Gedanken bewegte,

Irrt er mit raſcherem Schritt tiefer und tiefer im Hain.
Schon mit mattrerem Schein ſieht er die Sonne ſich ſenken,
Und ihr milderer Strahl leuchtet ihm Ruhe ins Herz.
Da erblickt er auf Einmahl ein wohlumzäuntes Gärtchen
Und den Gärtner darin, welcher ihn freundlich empfängt.
Heiterer Sinn glänzt dieſem und innige Ruhe der Seele
Aus dem freundlichen Aug', faltenlos hebt ſich die Stirn.
Finden ſich edlere Seelen, gleich iſt die Freundſchaft geſchloſſen;
Und ſo war es auch hier; traulich ergoß man ſich bald.
Auf die Freuden der Welt lenkt ernſthaft Leander die Rede,

Läugnet ein reineres Glück, läugnet ein höheres Seyn.
Freundlich erwiederte drauf der ruhig heitre Cleanthes:
Zürne, traut er doch nicht Göttern und Menschen und dir!
Freilich suchen wir oft vergebens ein edleres Wohlseyn;
Aber wir suchen es da, wo es doch nimmermehr ist.
Rastlos strebet der Mensch nur immer nach Vielem und Großem;
Will umfassen die Welt, und er umfasset dann Nichts;
Will erfliegen die Sterne, und zu den Göttern sich schwingen,
Aber es hält ihn die Erd', und er ergrimmet darob.
Sieh'! wir spähen und rennen, wir streben, zittern und ringen;

Doch gewöhnlich gilt dies nichtigem Glanze und Prunk.
Unbefriedigt bleibt dann der Wünsche frömmster und höchster,
Unmuth, Sorge und Gram herrschen, statt Freude und Ruh.
Aber o glücklich der Mann, der still und unbemerkt hauset,
Seine Wünsche begrenzt, ferne nicht suchet das Glück;
Welcher den Himmel in sich und in der Seinigen Kreise
Findet, wahrlich! nur hier winkt ihm ein höheres Seyn!
Während sie sprachen, war still die lächelnde Sonne verschwunden,
Und mit dem traulichen Freund kehret Cleanthes nun heim.
Seine Hütte war klein; doch zierten sie Reinheit und Ordnung,

Und ein tugendhaft Weib, wahrlich! der köſtlichſte Schmuck.
Freundlich umarmte die Frau den wiederkehrenden Gatten,
Drückt mit der Liebe Gewalt ihn an die weibliche Bruſt.
Drauf umringet ihn laut ein Trupp rothbäckiger Kinder.
„Vater! Vater!“ ertönt's; ha! ſie umhalſen ihn froh;
Und den Schooß des umſchlungenen Vaters erkrabbelt das Kleinſte,
Und mit freudiger Kraft zauſt es ſein lockiges Haar.
Auch tritt lächelnd herein die achtzehnjährige Tochter,
Grüßet beſcheiden den Freund, grüßet den Vater dann auch.
Siehe, da füllet das Herz Leanders die ſüßeſte Wonne,

Mancher selige Traum — Wirklichkeit
scheint er ihm hier.
Freundlich umschwebet den Gast der Genius
häuslicher Freuden,
Und mit göttlicher Macht dringet die
Liebe ans Herz.
Sie belebet ihn ganz; zum Himmel wird
ihm die Erde,
Und er umarmet den Freund, bittet das
Mägdchen zur Frau.
Willig gibt ihm Eleanthes die Tochter,
das Mägdchen sein Herz ihm,
Und nun fühlt er sich froh, fühlt sich
gestärkt und beglückt.
Ihm verflossen die Jahre des Lebens wie
fliehende Stunden;
Denn, gnügsam und still, pflegt' er
des häuslichen Glücks.

XXIV.

Alfred von Willingen

oder

der Grabeshügel.

Gleich einer Rose, die sich so eben entfaltet, blühte Alfred, der einzige Sohn eines Reichsritters, eines Mannes, dem Freund und Feind das Zeugniß des offensten, aufrichtigsten Charakters gab. Emanuel von Willingen war sein Name. Kaum zehn Jahre mit Emilien, dem besten weiblichen Wesen der ganzen Gegend, ehelich verbunden, starb ihm die geliebte, treue Gefährtinn des Lebens, und versetzte seine Seele in

eine Stimmung, die ihm bis dahin unbekannt war.

Mit Emiliens Schicksale hatte Emanuel von Willingen das seinige verwebt, in ihrem Glücke sein eigenes, in ihrer Liebe die größte Wonne der Erde, in ihrem Beifall den schönsten Lohn seiner edlen Bestrebungen gefunden. Sie war ihm alles, alles! Düster hatte er die Jahre des Jünglingalters verlebt, hatte nach Liebe gerungen, und keine Seele gefunden, die ihn verstehen, an die er sich mit Innigkeit, mit vertrauensvoller Hingebung anschließen konnte. Da begegnete er auf seiner einsamen Lebensbahn Emilien, erkannte ihre schöne Seele, fand sich in ihr wieder, und sah sich nach zwei Jahren durch Priesters Hand mit ihr auf ewig verbunden.

Emanuel von Willingen lebte jetzt von neuem auf; er ward geselliger, nachgiebiger

und thätiger. Emilie ebnete ihm ja den Pfad des Lebens, gab seinen Ansichten von der Welt eine lichtere, freundlichere Farbe, seinen Wünschen und Hoffnungen neue Nahrung.

Alfred wurde geboren, und das häusliche Glück des treflichen Ehepaares erhielt einen bedeutenden Zuwachs. Die Freunde und Unterthanen des Ritters bezeigten laut ihre Freude darüber. Der Tugend und Weisheit ward der Erstgeborne von den entzückten Aeltern geweiht.

Munter und gesund wuchs Alfred empor, fröhlich anzusehen dem redlichen Vater, der liebevollen Mutter. Jede neue Entfaltung seines Körpers und Geistes war für die glücklichen Aeltern ein festlicher Anblick. Genießt doch jeder Vater, jede Mutter kein köstlicheres Vergnügen, als das, welches ein hoffnungsvolles Kind ihnen gewährt.

— 3 —

Acht Jahre hatte Alfred zurück gelegt, als seine von ihm innig geliebte Mutter in eine Krankheit verfiel, die einen übeln Ausgang drohte, und den Zusammentritt mehrerer geschickten Aerzte zu einer Berathschlagung nöthig machte.

Mit der innigsten Liebe hing Alfred an der Mutter; sein Schmerz über ihre gefährliche Krankheit war ohne Grenzen. Nichts zog ihn während derselben an, mit Gleichgültigkeit blickte er nach den Sachen, die ihm sonst die liebsten waren, mit Unwillen wies er die Einladungen seiner Cameraden zu Lustspielen zurück. Sein zartes Herz hatte nur Raum für traurige Empfindungen. Von dem Bette der geliebten Kranken wollte er durchaus nicht weichen; Erleichterung seiner Schmerzen fand er nur an ihrer Seite, in ihrem sanften Lächeln, ihren leisen, aber zärtlichen Händedrücken. Auch des Nachts

wollte er bei der leidenden Mutter seyn. Alle Aufforderungen, sich in seiner Schlafkammer niederzulegen, und von den Ermattungen des Tags zu erholen, blieben ohne Erfolg. Gewöhnlich saß er neben dem Krankenbette so lange auf einem Stuhl, bis der Schlaf ihn überwältigte. Sanft wurde er dann in sein Bette getragen.

Rührend war für die gefühlvolle Mutter diese seltene Liebe des Sohnes. Tief wurde sie bisweilen durch dieselbe erschüttert. Sie fühlte, daß sich ihr Ende nahte. Fest war ihr Glaube an Gott und Unsterblichkeit, und der Tod hatte nichts Schreckliches für sie. Eine süße Wehmuth durchdrang ihr Herz, wenn sie daran dachte, daß sie nun bald scheiden werde von dieser Erde voll Sorge und Unbestand, um in einer andern, bessern Welt sich ihrer Bestimmung mit raschen Schritten zu nähern; aber fiel

ihr Blick auf ihren traurenden Gatten und auf ihren innig geliebten, blaß neben ihr ſitzenden Sohn, o dann fuhr es ihr durch die Seele wie ein electriſcher Schlag, ihr Auge ward feucht, und ſie blickte mit Schmerzen gen Himmel, gleich als wollte ſie ſagen: Gern folge ich deinem Willen, o du, der alles lenkt, aber wo bleibt mein Gatte, wo bleibt mein Alfred!

Die Aerzte ließen kein Mittel unverſucht, Emilien zu retten. Im Rathe Gottes war es anders beſchloſſen. Ihre Krankheit verſchlimmerte ſich mit jedem Tage, und die Aerzte fingen an, alle Hoffnung aufzugeben.

Der erſte May erſchien. Es war ein heller, freundlicher Tag. Emilie ließ ſich von Alfred ein Lied auf den May vorleſen, und ſchien ſich der Schönheit des Tages zu freuen. Mein lieber, lieber Alfred, ſtammelte ſie,

und griff nach seiner Hand, wie dieser schöne, helle Tag sey dein ganzes Leben.

Alfred bebte; Thränen drängten sich in sein Auge; er schluchzte.

Alfred, fuhr die gerührte Mutter fort, du warst immer meine einzige Hoffnung — ach, daß ich es nicht mit ansehen kann, wie diese Hoffnung in Erfüllung geht. Mein guter, lieber Sohn! werde — o werde so brav wie dein Vater, und denke bisweilen, wenn ich schon längst nicht mehr bin, mit Liebe an deine Mutter.

Mehr konnte Emilie nicht sagen; ihr Herz war erschüttert. Mit einem Strome von Thränen sank Alfred über sie hin. Mutter! liebe, theure Mutter! schluchzte er, du gehst nicht von dieser Erde, du bleibst bei uns, was sollen wir auf der Welt ohne dich!

Alfred! versetzte Emilie nach einer Pause, Alfred, mein geliebter Sohn! nicht uns

ser, Gottes Wille geschehe. Höre meine letzte Bitte, und vergiß sie nie. Mache deinem Vater immer Freude, wandle auf Gottes Wegen, und betrübe dich nicht zu sehr, wenn ich sterbe.

Die letzten Worte sprach Emilie mit gebrochener Stimme aus. „Wenn ich sterbe“ diese wenigen Worte erschütterten Alfreden so stark, daß er halb ohnmächtig an das Krankenbette der Mutter sank. In diesem Augenblicke trat leise der Vater herein. Die Scene rührte ihn zu Thränen. Sanft blickte die gute, treffliche Gattinn nach dem Manne hin. Ich gehe bald von dir, sprach sie leise, aber dir bleibt Alfred, dir bleibt ein großes Kleinod zurück.

Bestes Weib, stammelte Emanuel von Willingen, und wollte sich über Emilien hinbeugen, als sie in einen Zustand von Zuk-

kungen verfiel, und mit dem Tode zu ringen anfing. Mit gebrochenem Auge blickte sie noch einmal, nicht ohne sichtbare Anstrengung, nach Mann und Sohn hin, und verschied.

Alfred erwachte aus seinem ohnmächtigen Zustande. Mein Sohn, sprach der Vater, und Thränen unterbrachen seine Rede, deine gute Mutter ist nun bei Gott.

Der Anblick der entseelten Mutter preßte Alfreden einen Schrei aus; er warf sich auf den geliebten Leichnam, und konnte nur mit Mühe von demselben losgerissen werden. Laut waren seine Klagen, unbeschreiblich seine Schmerzen.

In dem Orte und der ganzen Gegend brachte die Nachricht von Emiliens Tode die größte Wirkung hervor. Sie hatte vielen wohl gethan, alles ehrte, alles liebte sie. Arme Familien eilten herbei, und beweinten

ten ihre Wohlthäterinn mit den aufrichtigsten Thränen.

Nach zwei Tagen war das Begräbniß. Die Verstorbene hatte in einem ihrer Gärten einen Platz liebgewonnen, auf welchem eine schöne Linde stand. Mehrmahls hatte sie, wenn sie im Kreise der Ihrigen unter dem Baume saß, scherzweise gesagt: Hier müßt ihr mich begraben, wenn ich sterbe. Eingedenk dieses Wunsches, beschloß ihr Gatte, sie unter der Linde der Mutter Erde wieder zu geben. Viele Tausende wohnten dem Begräbnisse bei. Als der Redner mit ungeschminkter Wahrheit, einfach aber eindringend, das Gute der Verewigten schilderte, war auch nicht Eine Seele unter den vielen Tausenden, die nicht durch Thränen zu erkennen gegeben hätte, wie schmerzlich ihr der Tod Emiliens sey. Der Grabeshügel wurde ganz mit Veilchenkränzen bedeckt, und lan-

ge Zeit hindurch von guten Menschen be-
sucht.

Mehrere Wochen vergingen, bis Emanuel von Willingen und Alfred, tief niedergebeugt durch ihren großen Verlust, sich von ihren Schmerzen erholten, und ihr Inneres ruhiger wurde. Bei dem Vater währte die dumpfe, melancholische Stimmung, in die sich sein innerer Schmerz auflöste, lange fort; Alfred, so zärtlich er auch seine Mutter geliebt hatte, und so oft und aufrichtig er auch ihren Verlust betrauerte, fing früher an, wieder auf die angenehmen Seiten des Lebens hinzusehen, und sich der Erde von neuem zu freuen. Das jugendliche Herz vergißt leichter das Ungemach und die Leiden des Lebens. Dieß war auch bei Alfred der Fall. Sein Körper, der während der Krankheit Emiliens ange-

griffen worden war, erholte sich bald wieder; seine verlornen Kräfte kehrten zurück; die Wangen rötheten sich von neuem, und Alfred stand da, gleich einer frisch aufgeblühten Rose.

Der Anblick des blühenden Sohnes, die Wahrnehmung der schönen Entwickelung seines Geistes, war für den alten von Willingen, der seine geliebte Gattinn nie vergessen konnte, Balsam für die verwundete Seele, der wirksamste Trost in seinen bangen Stunden. Da er die Erziehung Alfreds unmöglich selbst besorgen konnte, so verband er sich mit einem jungen geschickten Gelehrten, der vorzüglich die wissenschaftliche Bildung des Sohnes übernahm, und von Willingen als ein Hausfreund, auf die ehrenvollste Art, behandelt wurde.

Alfred stand in seinem sechszehnten Jahre. Der Vater beschloß, ihn auf ein etwas ent-

ferntes Gymnaſium zu ſchicken, das in großem, Rufe ſtand. Hier ſollte er ſich zur Univerſität zweckmäßig vorbereiten. Wohlbekannt waren dem wackern von Willingen die vielen Irrgänge, in die beſonders der Jüngling leicht geräth, die Seitenwege, die er oft einſchlägt, um ein Ziel zu erreichen, das nicht zum Heile, ſondern faſt immer zum Untergange führt. Er vertraute aber dem Herzen Alfreds, das bis dahin mit aller Sorgfalt rein und unſchuldig und für alles Gute und Schöne rege erhalten worden war, und hoffte von der Macht der guten Geſinnung, durch welche derſelbe ſich ſtets ausgezeichnet hatte, daß er nie vom Pfade der Tugend auf die ſchlüpfrige Bahn des Laſters verirren werde. Um ſich deſſen noch mehr zu verſichern, nahm er ihn des Abends vor ſeiner Abreiſe an den Arm, und beſuchte mit ihm alle Plätze, auf welchen er

sich oft mit ihm über die Bestimmung des Menschen, und seine Pflichten als väterlicher Lehrer, unterhalten hatte.

Es war Alfreden, als gingen in dieser feierlichen Stunde alle bisher an ihn gerichteten Belehrungen, Erinnerungen und Aufforderungen des Vaters noch einmahl vor der Seele vorüber. Hinter einem östlichen Berge stieg der Mond majestätisch empor, und erhöhte die ernste Stimmung des Jünglings zu einer religiösen Rührung, wie er sie bis dahin noch nie bei sich bemerkt hatte.

Der Vater lenkte nach dem Garten zu, in welchem seine unvergeßliche Emilie ruhte. Sie näherten sich der Linde, und bald standen sie an dem Grabeshügel. Feierliche Stille umschwebte sie. Ein heiliges Dunkel umschattete die Ruhestätte der besten Gattinn, der liebevollsten Mutter. Höher stieg die goldene Scheibe des Mondes hervor;

bald ſtand er rein über dem Horizonte, wie in Silberglanz gehüllt. In einiger Entfernung ſchlug eine einſame Nachtigall; ihre melancholiſchen Töne drangen tief in des Vaters und in Alfreds Herz.

Mein Sohn, hub jetzt der Vater an dem Grabeshügel Emiliens mit bewegtem Herzen an, mein Sohn! es ſtehet mir und dir eine Stunde bevor, die uns auf einige Jahre von einander entfernt. Es wird mir wehe thun, dich zu vermiſſen, es wird Augenblicke geben, wo ich mich nach dir mit väterlicher Liebe ſehnen werde; ich werde mich dann immer mit dem Gedanken tröſten, daß unſere Trennung zu deiner vollkommnern Ausbildung nothwendig war. Aber in manchen Stunden wird es mir, mein Sohn, auch bange um dein Herz ſeyn — ich werde für die Güte, Reinheit und Unſchuld deſſelben zittern, zittern davor, daß du auf Abwege

geräthst, dich der Sinnlichkeit oder schlauen Verführern in die Arme wirfst, und am Ende nicht so gut und edel zu deinem Vater zurückkehrst, der dich innig liebt, und der in deinem Wohle seinen größten Trost, sein größtes Glück findet.

Schon zu Anfange der väterlichen Worte drängten sich Thränen in Alfreds Auge. Er fiel weinend dem Vater ans Herz, und vermochte kein Wort zu sprechen.

Mein geliebter, einziger Sohn, fuhr der Vater fort, deine Thränen sind mir Beweise eines guten gefühlvollen Herzens. Sohn einer treflichen Mutter! denke daran, auf welchem Platze wir jetzt stehen; dieser Hügel deckt die Hülle eines edlen Wesens, das dich über alles — das dich mehr, warlich! mehr liebte als sich selbst. O bei der Tugend deiner Mutter, bei ihrer grenzenlosen Liebe für dich, bitte, beschwöre ich dich,

ihr Andenken durch einen tugendhaften Lebenswandel zu ehren, und nie von dem zu weichen, was recht und gut ist.

Vater, geliebter Vater! stammelte Alfred: erwarten sie von mir das Beste!

Der Segen Gottes ruhe auf deinem Versprechen, mein Sohn! sprach Emanuel von Willingen, und drückte den Sohn der Hoffnung und Liebe an das gerührte väterliche Herz. Diesem war so, als befände er sich in der Gegenwart des Heiligsten, als schwebe der selige Geist der längst entschlummerten Mutter um ihn, als riefe sie ihm mit Engelstönen zu: Vergiß dein Versprechen nicht!

Voll ernster Gefühle und Gedanken verließen Vater und Sohn die heilige Stätte. Als die Sonne am folgenden Morgen emporstieg, waren die größten Schmerzen der Trennung überstanden, und Alfred sah sich

noch einmahl von einem entfernten Hügel nach den heimischen Flurenauen um, auf welchen ihm die glücklichsten Jahre des Lebens verschwunden waren.

Alfred erreichte mit den besten Vorsätzen das Gymnasium zu Niederfels, und wurde besonders von den Professoren, denen er empfohlen war, auf das freundlichste aufgenommen. Sein eiserner Fleiß, die merklichen schnellen Fortschritte, die er in allen Wissenschaften machte, in denen er unterrichtet wurde, und seine musterhafte Aufführung gewannen ihm bald die Liebe seiner Lehrer und das Vertrauen seiner Mitschüler. Oft erfreute er den Vater durch herzliche Zuschriften, und wuchs empor zu einem liebenswürdigen, treflichen jungen Manne.

Zwei Jahre lang hatte der alte von Willingen lauter frohe Nachrichten von seinem

Sohne erhalten. Noch ein Jahr lang ſollte dieſer in Niederfels zubringen, und dann in die Arme ſeines Vaters zurückkehren, der ihn hierauf ſelbſt nach Göttingen auf die Univerſität begleiten wollte.

In dieſem letzten Jahre machte Alfred einige Bekanntſchaften, die ihm ungemein vortheilhaft dünkten. Edmund von Böller und Max von Hoch wurden ſeine vertrautesten Freunde. Da ſie mit den feinſten äuſſern Sitten eine einnehmende Art von Gutmüthigkeit verbanden, warf er ſich mit grenzenloſem Vertrauen in ihre Arme, uneingedenk der oft wiederholten Lehre des Vaters: daß man ohne vorhergegangene ſtrenge Prüfung ſeiner Freunde ſich ihnen nicht ſogleich ganz hingeben müſſe. Alfreds gutes Herz ahndete keine Täuſchung.

Böller und Hoch gehörten in die Klaſſe von Menſchen, welche die Kunſt verſte-

hen, durch einen glänzenden äußern Schein für ſich einzunehmen, und den Schalk, den ſie heimlich in ſich tragen, den Augen Anderer zu verbergen. Beurtheilte man ſie nach ihren gefälligen Manieren, nach den ſchönen, ſchmeichelhaften Worten, die ſie jedem zu ſagen wußten, an deſſen guter Meinung ihnen gelegen war, und nach der Bereitwilligkeit, jedem etwas Angenehmes zu erweiſen; ſo konnte man nicht umhin, ſie für die liebenswürdigſten, beſten Jünglinge der Schule zu halten. Sah man aber tiefer in ihr Herz, ſo bemerkte man Seiten an ihrem Charakter, die zu keiner günſtigen Beurtheilung ihres ſittlichen Werthes einluden, ſondern ſie vielmehr in den gegründeten Verdacht der Heuchelei brachten. So tief blickte aber Alfred nicht in ihr Innres, daß er Veranlaſſung erhalten hätte, in die Redlichkeit ihres Charakters Mißtrauen zu ſetzen. Es ſchien ihm

vielmehr ausgemacht, daß an der Güte und Gediegenheit derselben nicht zu zweifeln sey, und vertraute sich ihnen ganz an.

Böller und Hoch, geübt in den Künsten des Scheins, waren fein genug, die Maske so lange zu tragen, bis Alfred ganz der Ihrige war. Jetzt erst zeigten sie sich von Seiten, die Alfred bis dahin an ihnen nicht bemerkt hatte, doch auch dabei gingen sie so planmäßig und stufenweise zu Werke, daß er unbemerkt in das Netz fiel, das sie nach ihm ausgeworfen hatten, und es erst dann wahrnahm, als es schon zu spät war.

Täglich wurde Alfred von seinen Freunden zu Spaziergängen eingeladen, auf welchen über wissenschaftliche Gegenstände gesprochen, und zuweilen auch aus einem guten Dichter vorgelesen wurde. Diese nützlichen Unterhaltungen wurden aber allmählich eingeschränkt. An die Stelle bildender Ge-

spräche traten leichtsinnige Scherze, an die Stelle edler Dichter verbotene Schriften, deren Verfasser sich über das Heiligste im menschlichen Leben, über Reinheit des Herzens, Tugend und Religion auf die tadelhafteste Weise ausließen, und in die Gemüther ihrer Leser den Samen der Unzufriedenheit, des Zweifels und Unglaubens streuten.

So mißfällig dies alles Alfreden anfänglich war, so bald gewöhnte er sich daran, und fing an, über Gegenstände, die dem besseren Menschen von Wichtigkeit sind, leichtsinnig zu urtheilen, und über die strengen sittlichen Grundsätze zu lächeln, nach welchen er bisher gehandelt hatte.

Böller und Hoch bemerkten nicht ohne Vergnügen die Fortschritte, welche Alfred in einer Gesinnungsart machte, die ihm sonst fremde gewesen war. Wer ein-

mahl, dachten sie ganz richtig, über seine bisherigen Grundsätze lächelt, von dem ist nicht zu zweifeln, daß er bald entgegengesetzte Grundsätze ergreift und durch sie seine Handlungsweise bestimmt.

Die schlauen Freunde irrten sich in ihren Erwartungen nicht. Alfred, der sonst in seinen Urtheilen sehr vorsichtig und ein Feind aller Spöttelei war, fing an, bisweilen der heiligsten Gegenstände zu spotten, und gefiel sich darin so wohl, daß er von nun an glaubte, immer witzig seyn zu müssen. Alle, die ihn kannten, und ihn bisher aufrichtig geschätzt und geliebt hatten, wurden in ihm irre, und bedauerten, daß er auf einen der gefährlichsten Abwege, auf den der Spottsucht, gerathen sey.

Böller und Hoch benutzten jede Freistunde, Alfreden zu besuchen. Dieser, dadurch in seinem Privatfleiße gestört, äußerte

mehrmahls, daß man die Besuche werde einschränken müssen, erhielt aber immer zur Antwort: dies dürfe nicht geschehen; die Schulstunden strengten den Geist hinlänglich an; er habe Erholung nöthig; die Jahre der Jugend kämen nicht wieder, man müsse sie nicht ungenossen entfliehen lassen, sondern den Augenblick benützen. Durch solche Vorstellungen gelang es den Freunden, Alfreden vom Privatfleiße, der bei dem Studieren von so großer Wichtigkeit ist, abzuziehen, und ihm Liebe zu Zerstreuungen einzuflößen. Von nun an wurde nicht leicht eine Lustbarkeit der Stadt und der umliegenden Gegend versäumt; den größten Theil des Tages brachte man in öffentlichen Gärten an der Kegelbahn oder am Spieltische zu, man unternahm Landpartheien, besuchte fleißig das Theater, und schwelgte in sinnlichen Genüssen.

Mit Bedauern bemerkten die Lehrer der Schule Alfreds Verirrungen, und machten ihn von Zeit zu Zeit auf seine Fehltritte aufmerksam. Ihre Vorstellungen würden nicht ohne Wirkung geblieben seyn, wenn nicht Böller und Hoch ihren Freund anders zu stimmen gewußt hätten. Du bist kein kleines Kind mehr, sprachen sie wiederholt zu Alfreden, du weißt, was du thust; was willst du dir von den Professoren vorschreiben lassen! Sind sie etwa deine Herren, denen du blinden Gehorsam schuldig bist? Was geht sie dein Thun und Lassen außer der Schule an? Nein, unterdrücken, gängeln als ein Kind sollen sie dich nicht!

Alfreds Denkungsart war bereits so verschroben, daß er das Schiefe und Erbärmliche solcher Vorstellungen nicht einsah, und sich, getröstet durch dieselben, um die wohl-

gemeinten Erinnerungen ſeiner Lehrer nicht bekümmerte.

Nicht leicht iſt etwas ſo verführeriſch, als das Spiel. Alfred wurde nach und nach dafür ſo ſehr eingenommen, daß er ſich demſelben mit ganzer Seele hingab, und im Punkte der Spielſucht ſeine Freunde bald übertraf, obgleich das Glück ihm faſt immer den Rücken wandte. Seine ganze Lebensart war nicht nur ſeiner Ausbildung ungemein hinderlich, ſondern auch überaus koſtſpielig, und der gute Vater, der von dem entfernten Sohne immer das Beſte hoffte, und täglich mit Liebe und Sehnſucht an ihn dachte, mußte ihm eine beträchtliche Summe nach der andern zuſchicken. Zu Alfreds Ehre kann es nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß er bei dem Gedanken an ſeinen Vater immer im Innerſten ſeines Herzens erbebte, und dann oft dar-

an war, seine Sinnesart zu ändern, und auf den Weg des Guten zurückzukehren; allein seine Verführer wußten die guten Regungen solcher Augenblicke zu unterdrücken, und Alfred, zu schwach, ihren Reizungen zu widerstehen, ließ sich betäuben.

Dem alten von Willingen fielen am Ende Alfreds wiederholte Bitten um Geld und die Nachläßigkeiten seiner Briefe auf; allein sein Vertrauen zu des Sohnes Tugend war so stark, daß er lange darüber hinweg sah, und sie auf alle mögliche Weise bei sich selbst entschuldigte. Alfred hingegen sank immer tiefer. Da die Summen, die er von seinem Vater erhielt, nicht ausreichten — so machte er beträchtliche Schulden. Seine Gläubiger drängten ihn. In seiner größten Verlegenheit wandte er sich an seine Freunde, Böller und Hoch, und forderte sie auf, ihn aus seiner unangeneh-

men Lage zu retten. Umsonst! sie waren taub für seine Bitten, und gaben ihm den Rath, heimlich aus der Stadt zu fliehen, wenn er durchaus nicht bezahlen könnte. Diese Zumuthung empörte ihn; er machte ihnen Vorwürfe, er nannte sie Verführer — aber sie lächelten hämisch, und öffneten ihm dadurch die geblendeten Augen. Nun erst erkannte er in ihnen bösartige, falsche Freunde, und erblickte vor sich den Abgrund, an den sie ihn geführt hatten. Mit Abscheu verließ er sie, und beweinte die erlittene Täuschung. Thränen, über Verirrungen des Herzens, sind eine himmlische Erscheinung, sind tröstliche Vorboten der Besserung, der zurückkehrenden Tugend. Wohl dem Verirrten, der sie weinen kann!

Niedergedrückt von beträchtlichen Schulden, verlassen von den Freunden, auf die Alfred so viel gebaut hatte, zur Verzweif-

lung gebracht von dem Gefühle seines sittlichen Unwerths und dem Gedanken an seinen Vater, dessen Ermahnungen er so leichtsinnig vergessen konnte, wußte der Unglückliche lange nicht, wozu er sich entschließen sollte. In einer glücklichen Stunde rieth ihm zwar sein Herz, dem getäuschten Vater offen seine Verirrungen zu bekennen, um Verzeihung zu bitten, und seinen Beistand zu erflehen. Aber das Gefühl einer unzeitigen Schaam hielt ihn davon zurück. Er schrieb an den Vater, versicherte, daß er sich wohl befinde, und bat um eine große Summe Geldes, unter dem Vorwande, daß er sie zu Anschaffung von Büchern und Kleidern nöthig habe.

Dem alten von Willingen kam diese neue Geldforderung unerwartet. Er fing an, die Verirrungen des Sohnes zu ahnden, und erschrack bei dem Gedanken, daß seine Vermuthung vielleicht gegründet seyn

könnte. Um sich darüber Aufschlüsse zu verschaffen, schrieb er an den Rector der Schule zu Niederfels, und bat ihn um einen offenherzigen Bericht über den sittlichen Zustand seines Sohnes.

Alfred harrte mit jedem Posttage auf das verlangte Geld. Es traf nicht ein. Seine Schulden vermehrten sich und mit ihnen die zudringlichen Forderungen der Gläubiger. Mit jedem Tage stieg seine peinliche Verlegenheit. Endlich traf ein Paket Geld ein, aber nicht zum vierten Theil so viel, als Alfred verlangt hatte. Unglücklicher Weise bemerkte einer der Hauptgläubiger den Briefträger, als er mit dem Gelde in Alfreds Wohnung trat, eilte sogleich hin, und bemächtigte sich ohne weitere Umstände der ganzen Summe, in Gegenwart des Briefträgers, der sich diesen raschen Auftritt nicht zu erklären wußte.

Es läßt sich nicht leicht etwas Peinlicheres denken als die Gemüthsstimmung, in die Alfred durch dieses Zugreifen des Gläubigers versetzt wurde. Es währte nicht lange, so stürzten mehrere Gläubiger in sein Zimmer, behaupteten, er habe Geld erhalten, und forderten mit Ungestüm Zahlung. Als der geängstigte Alfred ihnen betheuerte, daß er diese nicht leisten könne, stießen sie die härtesten Drohungen gegen ihn aus, und sprachen von Arrest. Er hat sie, noch eine Zeitlang Geduld zu haben, aber zornig riefen sie ihm zu: daß er nicht glauben müsse, sie wären Kinder; sie würden nun nicht länger von ihm sich am Narrenseile herumführen lassen.

Kaum hatten die Gläubiger Alfreds Zimmer verlassen, als er zum Rector citirt wurde. Er erschien sogleich, mit der Miene eines Verbrechers. Wie sehr erschrack

er, als der Rector ihm ankündigte, daß er binnen vierzehn Tagen seine Schulden bezahlen und das Gymnasium verlassen solle, an welchem man Menschen von seiner Lebensweise durchaus nicht dulden könne.

Niedergeschmettert durch des Rectors Worte, wankte er halbkrank nach seiner Wohnung zurück. Seine ehemaligen Freunde, Böller und Hoch, begegneten ihm. Hämisch lächelten sie ihn an, und Böller äusserte ziemlich laut: Sieh ihn an, wie freundlich er ist! er gleicht der lächelnden Sonne.

Dieser bittre Spott empörte Alfreds Herz; er gerieth in Zorn, sprang zu Böller, und versetzte ihm eine Ohrfeige, daß sogleich das Blut aus seiner Nase strömte. Böller vergalt Gleiches mit Gleichem, Hoch stand ihm bei, und es begann eine Schlägerei, die sich beinahe mit einem Morde ge-

endigt hätte; denn Böller erhielt einen Schlag auf die rechte Schläfe, daß er halbtodt zu Boden sank.

Alfred sah die Nothwendigkeit ein, vom Kampfplatze wegzueilen. Er sprang nach seiner Wohnung, steckte einige Kleinigkeiten zu sich, und eilte davon. Schon stand er in der Thüre, als er sich noch einmal umsah, und auf dem Tische den Brief seines Vaters erblickte. Er sprang zurück und steckte ihn zu sich.

Nichts schien Alfreden gewisser, als daß man ihn, der Schlägerei wegen, gefänglich einziehen werde. Daher suchte er mit rascher Eiligkeit das Freie. Es währte nicht lange, so befand er sich ausserhalb den Mauern der Stadt.

In die Stadt zurückzukehren, schien ihm, aus mehr als einer Ursache, mißlich. Er überlegte lange, und faßte endlich den ju-

gendlich raschen Entschluß, in die weite Welt zu gehen, und der Schmach, die ihm in Niederfels bevorstand, durch eine Flucht nach — America zu entkommen. In dieser verzweifelten Entschließung wurde er noch mehr durch den Brief seines Vaters bestärkt, den er jetzt unter freiem Himmel las.

Der alte von Willingen hatte den von dem Rector der Niederfelser Schule sich erbetenen Bericht über seinen Sohn erhalten, und litt, wie nur immer ein gefühlvoller, zärtlicher Vater bei den Verirrungen eines geliebten Sohnes leiden kann. Unter den größten innern Schmerzen schrieb er an Alfred den Brief. Klagen über getäuschte Erwartungen, herzangreifende Hinweisungen auf das am Grabe der Mutter gethane Versprechen, väterliche Drohungen, die aus lauter Liebe flossen, machten den Inhalt des Briefes aus. Sie zerrissen Alfreds Herz;

in die Erde hätte er ſinken mögen vor Schaam und Entſetzen über ſeine ſittliche Verwilderung. Er erſchrack bei dem Gedanken, daß der Vater auch ſeine letzten Auftritte in Niederfels erfahren, und ihn verabſcheuen werde, ſo wie er ihn ſonſt geliebt hatte.

Alfreden ſchien nun alles verloren; er ſelbſt war ſich zur Laſt; das Leben dünkte ihm eine Pein, die Erde ein Tartarus. Fliehen, fliehen wollte er ſo weit als möglich von ſeiner Heimath weg.

In der nächſten Stadt verkaufte Alfred ſeine goldene Uhr, und ſchlug den Weg nach Hamburg ein. — Die ſtarken Fußreiſen ermatteten ihn, und Ermattung brachte bei ihm einen hohen Grad von Unentſchloſſenheit und Kleinmuth hervor, was beſonders faſt jeden Abend der Fall war. Sein Schlaf war unruhig; böſe Träume ängſtigten ihn. Oft trat das Bild ſeiner Mutter vor ſeine

Seele, noch öfter gedachte er des Verſprechens, das er an ihrem Grabe in einer feierlichen Abendſtunde gethan hätte; ihre Worte: „Mein geliebter Alfred, höre meine letzte Bitte, und vergiß ſie nie: mache deinem Vater Freude und wandle auf Gottes Wegen“ ertönten zu ſeinem Entſetzen faſt täglich in ſeiner Seele. Ach, die zärtliche, weiſe Mutter hatte ſie in ihrer Todesſtunde geſprochen; ſie waren Alfreden um ſo heiliger!

Mit zerriſſenem Herzen ſetzte Alfred ſeine Flucht fort. Für ſeinen Vater war die Nachricht davon die ſchrecklichſte, die er in ſeinem Leben vernommen hatte. O Gott! ſeufzte er, nachdem er ſich von der erſten Betäubung etwas erholt hatte, nun ſind meine ſüßeſten Freuden, meine ſchönſten Hoffnungen dahin! O Alfred! Alfred! —

Alle Nachforschungen des Vaters nach dem verirrten Sohne blieben ohne Erfolg. Emanuel von Willingen zog sich nun in die tiefste Einsamkeit zurück, und betrauerte sein Unglück. An Emiliens Grabe sank er oft, durch innere Schmerzen ermattet, nieder, und klagte ihr, der Verewigten, ihren und seinen Verlust.

Unterdeß erreichte Alfred die Gegend, in welcher die Güter seines Vaters lagen. Nur vier Meilen seitwärts lag der gewöhnliche Wohnort der Willingschen Familie. In Alfreds Brust regte sich der mächtige Wunsch, wenigstens den Grabeshügel, der seine Mutter umfaßte, noch einmahl zu sehen, und an demselben ihren Geist um Verzeihung anzuflehen, daß er ihren Erwartungen so wenig entsprochen habe.

Die Abenddämmerung fing an, in nächtliche Finsterniß überzugehen, als er an dem

Garten ankam, und in demselben die Linde erblickte, unter welcher Emilie ruhte. Unruhig pochte sein Herz bei diesem lang entbehrten Anblick; Thränen der kindlichsten Liebe, der edelsten Scham und Reue stürzten von Alfreds Wangen, und eine innere Stimme rief ihm zu: Noch ist nicht alles verloren; noch kannst du zurückkehren zum Guten, und der Liebe des Vaters und der Mutter würdig werden!

Eine Centnerlast fiel dem reuevollen Sohn bei diesem innern Zurufe vom Herzen; weinend eilte er auf den Grabeshügel, und fiel auf seine Kniee, sein tiefer Schmerz löste sich in Worte auf; er betete, wie er noch nie gebetet hatte, mit einer Theilnahme, mit einer Andacht, wie sie nur bei dem besseren, religiösen Menschen gefunden wird. Er klagte sich grosser Verirrungen an, betheuerte aber feierlich, daß er von nun an

wieder den Weg des Guten wandeln, und ſeiner Mutter, ſeinem redlichen Vater ähnlich werden wolle.

So vertieft in Klagen und feierlichem Gelübde, bemerkte Alfred nicht, daß ein menſchliches Weſen ſich ihm genähert hatte. Erſt als er ſich von demſelben berührt fühlte, und die leiſen Worte: Biſt du es, Alfred? vernahm, ward er aufmerkſam.

Biſt du es, Alfred? wiederholte die Erſcheinung. Jetzt erkannte Alfred die Stimme, und ſtürzte, mit dem lauten Ausruf: O mein Vater! mein Vater! dem alten Willingen ans väterliche Herz.

Der Vater war es wirklich. Noch an dem Grabeshügel hatte er auf einem Raſenſitze den Abend in traurigen Betrachtungen über das Schickſal ſeines Sohnes zugebracht, und war eingeſchlummert. Von dem lauten Gebete des Sohnes geweckt, näherte

er sich leise der Linde, und glaubte die Stimme Alfreds zu erkennen.

Brust an Brust lagen Vater und Sohn einige Augenblicke lang; ihre Thränen flossen; Alfred stürzte auf seine Kniee und bat um Verzeihung. Das väterliche Herz verzieh; Emanuel von Willingen schloß den verlornen, aber glücklich wiedergefundnen Sohn in seine Arme, und dieser erneuerte am Grabeshügel sein gethanes Gelübde, das Gelübde: auf den Weg der Tugend zurückzukehren, und denselben nie wieder zu verlassen.

In Niederfelt wurden Alfreds Angelegenheiten ins Reine gebracht, und alle zurückgelassenen Schulden sogleich getilgt. An der Seite des Vaters und eines geschickten Lehrers bildete sich Alfred in dem älterlichen Hause weiter aus, und bezog hierauf die Universität, von der er mit einem reichlis

chen Schatze von Kenntniſſen und Einſichten und einem wackern, feſten Charakter zurückkehrte. Nie irrte er wieder von der Bahn des Guten ab. Thätig für das Wohl ſeiner Brüder, bekleidete er mit Ruhm eines der wichtigſten Staatsämter. Im Alter zog er ſich auf den Wohnſitz ſeiner Familie zurück, und beſuchte oft die Stätte, auf welcher Vater und Mutter ruhte. Eines Tages fand man ihn todt am Grabeshügel unter der Linde. Ein plötzlicher Schlag hatte ſeinem gemeinnützigen Leben ein Ende gemacht. Man begrub ihn an der Aeltern Seite, und ſo beſchattet jene Linde den Ruheplatz dreier Edlen.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Negerfamilie. . .	9
2.	Die Gefangenschaft. (Fortsetzung.)	22
3.	Andala. (Fortsetzung.) . .	32
4.	Die Trennung. (Fortsetzung.)	46
5.	Der edle Capitain. (Fortsetzung.)	54
6.	Fanny. (Fortsetzung.) . .	65
7.	Die Freuden des Wiedersehens. (Fortsetzung.) . .	77
8.	Lador und Betty. (Fortsetzung.)	92
9.	Das Fest der Genesung. Beschluß.	105
10.	Die Blume des Herzens. An Doris. . . .	125
11.	In Fanny's Stammbuch. .	127
12.	An eine Freundinn. . .	129
13.	Emilie.	131
14.	Die traurige Ueberraschung.	139
15.	Der Geburtstag. . .	165
16.	Das Leben in der Stadt.	173
17.	Nina an den Mond. . .	222
18.	Das neue Jahr. . .	224
19.	Der erste Mai. (Fortsetzung.)	238
20.	Die letzte Stunde. Fortsetzung.)	256
21.	Das Neujahrsgeschenk. (Fortsetzung.) . . .	262
22.	Sophie. (Beschluß.) .	285
23.	Das Glück des Lebens. .	299
24.	Alfred von Willingen, oder der Grabeshügel. . .	308

Druck u. Papier von C. L. Brede in Offenbach